

Lothar Baus

Rousseau – Goethe – Rilke –
noch drei „geniale“ Syphilitiker

Lothar Baus

Rousseau – Goethe – Rilke

noch drei „geniale“ Syphilitiker

ASCLEPIOS EDITION

Zeichenerklärung:

Text in eckigen Klammern [] = Erläuterungen
Drei Punkte in eckigen Klammern [...] = Auslassungen

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Copyright © by Asclepios Edition - Lothar Baus

D-66424 Homburg/Saar

Alle Rechte der Verbreitung, insbesondere des auszugsweisen Nachdrucks, der Verbreitung durch Film, Funk und Fernsehen, fotomechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art, auch durch Einspeicherung und Rückgewinnung in Datenverarbeitungsanlagen aller Art, sind vorbehalten.

Printed in Germany 2013

ASCLEPIOS EDITION

ISBN 978-3-935288-35-4

Verlauf einer Syphilis-Erkrankung

Die Inkubationszeit der Syphilis beträgt im Allgemeinen zwei bis vier Wochen. Es entsteht zuerst ein kleiner derber Knoten oder ein Geschwür an der Eintrittspforte der Bakterien, im Genitalbereich, Mund oder Anus. Er besteht aus wuchernden Bindegewebszellen. In vielen Fällen wird dieses erste Anzeichen einer Infektion gar nicht bemerkt und nach kurzer Zeit verschwindet es meist wieder.

Das zweite Stadium beginnt etwa neun Wochen nach der Infektion. Es ist gekennzeichnet durch grippeähnliche Symptome. Der Betroffene fühlt sich krank, hat Fieber, klagt über Gelenkschmerzen. Es bildet sich ein Ausschlag überall am Körper, muss aber nicht vorkommen. Viele Lymphknoten sind vergrößert und lassen sich ertasten. Gleichzeitig treten Papeln im Mund-, am Genital- oder Analbereich auf. Die Ausschläge gehen auch unbehandelt nach ca. vier bis fünf Monaten zurück. Manchmal hinterlassen sie fleckartige Hautstellen. Diese Flecken fallen vor allem am Nacken auf, das so genannte „Halsband der Venus“.

Das letzte Stadium der Syphilis tritt meist erst nach Jahrzehnten auf. Dieses Stadium wird Metalues oder progressive Paralyse genannt. Bei ihr sind die Hirnhäute und die Nervenstränge befallen. Dieses Stadium ist gekennzeichnet durch Lähmungen, Schmerzanfällen, Empfindungsstörungen und Reflexausfällen.

Am Anfang einer Paralyse, Vorstadium oder Präparalyse genannt, steht in den meisten Fällen eine Neurasthenie, d. h. eine allgemeine Nervenschwäche mit Erschöpfungszuständen. Das Endstadium einer unbehandelten Syphilis ist unausweichlich die progressive Paralyse. Im Laufe der Jahrhunderte hat sich die ärztliche Kunst immer weiter entwickelt und verbessert, sodass ständig mehr Menschen vor dem letzten Stadium - der progressiven Paralyse - gerettet werden konnten. Im 18. Jahrhundert war diese Hoffnung in erster Linie eine Frage des Geldbeutels.

Die Syphilis, auch Lues genannt, lässt sich in kein Schema einordnen. Bei dem einen Kranken läuft sie lehrbuchmäßig ab, andererseits sind viele Fälle bekannt, in denen die latenten Phasen über viele Jahrzehnte oder bis ans Ende eines langen Lebens dauern. Syphilis ist eine Erkrankung, die häufig andere Krankheiten imitiert, daher wird sie nicht leicht erkannt. Die erstmalige Erkrankung verleiht keinen Schutz vor neuen Infektionen.

Eine besonders häufig auftretende Auffälligkeit ist das Silbenstolpern. Der Erkrankte versetzt Buchstaben oder ganze Silben in einem Wort, lässt sie aus oder wiederholt sie. Ebenso kommen Versprecher und Wortverwechslungen vor, die vom Kranken meistens gar nicht bemerkt werden. Auch verändert sich die Handschrift. Manche Paralyseform äußert sich in Euphorie. Im psychischen Befund können Enthemmungserscheinungen mit Neigung zum Witzeln und ständige hypomanische Stimmungslage auftreten. Auch in ethisch-moralischer Hinsicht tritt oft eine Veränderung ein. Die Familie z. B. verwundert sich über früher unbekannte Rücksichtslosigkeiten, über brutalen Egoismus und maßlose Reizbarkeit des Erkrankten. Er wird nachlässig in seiner Kleidung und unanständig, ja sogar obszön in seinen Gesprächen. Die Verstandestätigkeit ist beeinträchtigt, die Reaktionszeit verlängert und die Auffassungsgabe erschwert. Durch Ausfall der Erinnerung entstehen Lücken im Gedächtnis, die durch Einbildungskraft ausgefüllt wird. Dadurch werden die Erinnerungen verfälscht und dies führt wiederum dazu, dass der Syphilitiker zu Größenwahn neigt.

Das Gemüt des Syphilitikers schwankt zwischen den affektiven Extremen: zwischen Wut und Liebeswürdigkeit, Verzweiflung und höchster Glückseligkeit. Dabei

besteht ein krasses Missverhältnis zwischen Affektstärke und Ursache. Der Kranke lässt sich jedoch leicht beeinflussen; er wird leicht beruhigt und aufgeheitert.

Vor Ausbruch der Paralyse kommt es schon lange vorher zu neurasthenischen Auffälligkeiten, zur so genannten Präparalyse. Das heißt, die Paralyse beginnt schleichend und kann sich über Jahrzehnte hinziehen. Neben der Präparalyse gibt es noch den defektgeheilten Syphilitiker. Nach Kraepelin versteht man unter einer Remission ein Nachlassen der psychischen und physischen Krankheitserscheinungen, was sogar wieder zur Aufnahme einer beruflichen Tätigkeit von lang anhaltender Dauer führen kann. Der Gehirnprozess, hervorgerufen durch die Spirochäten, wird nach erfolgreicher Behandlung zum Stillstand gebracht und auch die Psyche als solche beeinflusst. Die Krankheit kommt zum Stillstand, jedoch bleiben psychische Defekte zurück, deren Umfang wiederum ganz unterschiedlich sein können. Das ist der so genannte defektgeheilte Paralytiker.

Die Paralyse und bereits ihr Vorstadium, die Präparalyse, verursacht eine Abstumpfung der so genannten höheren ethischen und sozialen Normen. Bereits während der Präparalyse entsteht Größenwahn, der zur Realisierung drängt. Paralytiker sind wegen ihrer psychischen Schwäche und Haltlosigkeit nicht mehr fähig, den Trieben, Affekten und den äußeren Verführungen des täglichen Lebens zu widerstehen.

Einige Psychiater sind überzeugt, dass das Eindringen der Spirochäten ins Gehirn von hoch begabten Menschen und Künstlern zunächst einen Reiz verursacht, der zu einer enormen Leistungssteigerung führt. Auch deswegen, weil bei der beginnenden Präparalyse Schranken des Denkens und Fühlens abgebaut werden. Möbius z. B. glaubte, dass Nietzsche einige seiner Werke nicht ohne das Stimulanium der Spirochäten und ihrer Toxine hätte schreiben können. Thomas Mann hat sich dieses Themas künstlerisch angenommen und im >Doktor Faustus< einen Romanhelden kreiert, der durch die Syphilis zu höchster künstlerischer Leistungsfähigkeit, ja Virtuosität gelangt, bis er schließlich an der progressiven Paralyse zu Grunde geht.

Dem Präparalytiker kann man ohne weiteres den Typ des Betrügers und Fälschers gegenüberstellen.¹ Baeyer, >Zur Genealogie psychopathischer Schwindler und Lügner<, Band VII, Leipzig 1935, teilt die Betrüger ein in:

1. Die pseudologischen Schwindler: Das sind Individuen, die aus gesteigertem Geltungsbedürfnis schwindeln, lügen oder fälschen. Sie sind gekennzeichnet durch gesteigerte Selbstwerterhöhung und durch eine abnorm gesteigerte Phantasietätigkeit.

2. Die sonstigen abnormen Schwindler: Sie versuchen in erster Linie ein bequemes Leben zu erreichen durch wenig Arbeit. Bei ihnen fehlt die Lust am Phantasiespiel.

Ansonsten haben beide Gruppen vieles gemeinsam. Beide sind eitle, selbstbewusste Individuen, die oft die Fähigkeit zum Selbstbetrug besitzen.

A. Krauss behauptet in seinem Buch >Psychologie des Verbrechers<, Tübingen 1884, dass die Betrüger auch eine gewisse Neigung zur Hochstapelei besitzen, und schreibt: „Diese Individuen [...] verdanken ihren Hang [zur Hochstapelei] einem aristokratischen Grundzug ihrer Natur. [...] Sie drängen sich unbefugt in die höheren Gesellschaftskreise ein, um allein durch die Blindheit der Menschen geschützt, auf Kosten derselben zu leben. Was kann sie nun in aller Welt zu solchem Unterfangen treiben und ermutigen? Vor allem eine in ihnen wohnende Eitelkeit, welche sich auf das

¹ Siehe >Betrug und Urkundenfälschung bei progressiver Paralyse<, Inaugural-Dissertation von Hildegunde Fanderl, München 1964; und >Progressive Paralyse - Verlaufs- und Korrelationsstudien<, von Prof. Dr. Wilhelm Zeh, Stuttgart 1964.

Bewusstsein des Talents, eine Trugrolle durchzuführen, sowie auf eine gewisse aristokratische Schule stützt.“

In dem Büchlein >Die Syphilis< von Dr. med. Wolfgang Bohn, Leipzig o. J., habe ich höchst aufschlussreiche Informationen über den Verlauf und die Heilung der Syphilis gefunden, die bereits zu Goethes Lebzeiten vielen Ärzten bekannt waren.

Kapitel >Erscheinungen der Syphilis auf den Schleimhäuten<

„Die gleichmäßige Beschaffenheit der Schleimhäute bedingt es, dass die Erscheinungen auf den Schleimhäuten nicht so vielfältiger Natur sind, wie die auf der Oberhaut. Die Flecken auf der Oberhaut werden vertreten durch stärkere Rötungen der Schleimhaut, die Knötchen durch erhobene Schleimhautstellen, so genannte Plaques oder breite Condylome. Sie bleiben geschlossen und mit derben Hautzellen dick weiß belegt, oder bilden sich zu oberflächlichen Geschwüren um. Auf der zarten Schleimhaut gibt es keine Eiterpusteln, sondern nur Geschwüre.

Die Geschwürformen nehmen auf der Schleimhaut einen raschen Verlauf und tragen die Gefahr größerer Zerstörungen in sich. Die größten Fährlichkeiten bestehen an faltigen und versteckten Stellen, wie in der Nasenhöhle.

Oberflächliche Schleimhautentzündungen gehören schon zu den frühesten Krankheitszeichen der Mundhöhle, der Mandeln, des Gaumens und Zäpfchens. Diese Zeichen treten schon in der vierten bis fünften Woche nach der Ansteckung hervor, und sind häufig das erste Krankheitszeichen überhaupt. Der Kranke hat das Gefühl der Trockenheit im Halse, besonders des Morgens, der weiche Gaumen, Zäpfchen und Mandeln sind gerötet, die Röte breitet sich bis auf die hintere Rachenwand aus.

Besonders Kennzeichen, dass die Rötung gerade syphilitischen Ursprungs ist, gibt es nicht. Erst das Auftreten anderer sicherer Erscheinungen bringt die Aufklärung. Die Rötung ist häufig von einer starken Anschwellung begleitet, sodass Schlingbeschwerden auftreten können, und von Sausen und Klingen in den Ohren als Zeichen, dass die eustachische Ohrtrumpete an der Schwellung teil hat.

Kapitel: >Die fortschreitende Gehirnerweichung<

Die fortschreitende Gehirnerweichung besteht in dem Schwunde der grauen Rinde des Großhirns. Auch sie gehört zu den Spätfolgen der Syphilis, oder eigentlich der mit Quecksilber behandelten Syphilis. Die körperlichen Erscheinungen der Rückenmarksschwindsucht überwogen auch hier früher. Nunmehr hat eine Umbildung der Krankheit stattgefunden, durch die der ganze Prozess mehr auf das Feld der geistigen Gehirntätigkeit verlegt ist.

Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit und gereizte Stimmung sind oft jahrelang die einzigen Erscheinungen. Dann tritt leichte Vergesslichkeit und geringe Merkfähigkeit auf. Leichte Lähmungserscheinungen der Gesichtsmuskulatur und Sprachstörungen infolge Lähmung der Zunge stellen sich ein. Es kommt zum Silbenstolpern, die Sprache wird verwaschen. Es treten Gehstörungen dazu.

[...] Die Kranken begehen allerhand lächerliche Handlungen, werden leichtsinnig und verschwenderisch, zeigen alle Zeichen des Größenwahns und verlieren alle Selbstkritik und alle moralische Regungen.

Kapitel: Die Quecksilberbehandlung

Das Quecksilber wurde von den Alten als eine entschieden giftige Substanz gefürchtet, und deshalb als Arzneimittel von ihnen nie angewendet. Selbst Dioscorides,

der seine Zubereitungen aus Zinnober [Quecksilber] kannte, glaubte, es zerfräße die inneren Teile durch seine Schwere. Zinnober wurde nun äußerlich in Salbenform bei Verbrennungen, Ausschlägen und Augenkrankheiten angewendet. Erst Mitte des dreizehnten Jahrhunderts wird eine Salbe aus verrührtem metallischen Quecksilber erwähnt, die bei verschiedenen Hautkrankheiten verordnet wurde, und wahrscheinlich schon seit dem 11. Jahrhundert in Gebrauch war. Die sarazenische Quecksilberpaste, die im 14. Jahrhundert sehr berühmt war, wurde bereits so massiv verwendet, dass Speichelfluss auftrat. Der Syphilis stand man anfangs machtlos gegenüber, hielt sie aber für eine Form der Lepra, und verordnete gegen sie als gegen eine Hautkrankheit die damals gebräuchlichen Quecksilbersalben, anfangs sehr vorsichtig, um den gefährlichen Speichelfluss zu vermeiden, bald aber roh und gedankenlos bis zum Eintritt starken Speichelflusses. Das Quecksilber ließ man damals in besonderen erhitzten Räumen verdampfen und einatmen, und verband so die an sich wohltätige Schwitzkur mit der zerstörenden, oft tödlichen Quecksilberkur. Die Fälle von Quecksilbervergiftungen mehrten sich bald derartig, dass diese Behandlung in Verruf kam und man zur Behandlung mit dem von Amerika eingeführten Guajakholz griff. Erst in der Mitte des 16. Jahrhunderts wagten sich wieder die Quecksilberanhänger, die Merkurialisten, vor und begannen damit, Zinnober in Pillenform zu verabreichen.

[...] Die Wirkung der grauen Quecksilbersalbe kommt zustande dadurch, dass das auf der warmen Körperhaut verteilte verriebene Quecksilber unter der Wäsche verdampft und luftförmig von der Haut aufgesaugt wird. Wie schon seit Jahrhunderten bekannt ist, wirkt die Vermehrung der Ausscheidungen an sich antisyphilitisch. Quecksilber fördert die Speichelabsonderung, bewirkt Darmkatarrh und fördert den Schweiß. Es wird durch die Haut aufgenommen, aber auch wieder durch die Haut abgegeben. In warmen Ländern, wo also an sich die Hautausscheidungen stärker sind, heilt Syphilis bei vernünftigem Verhalten ohne jede Behandlung. Die Schwitzkuren und die Pflanzenbehandlung wirken in derselben Richtung. [...]

Kapitel: Die Diagnose aus der Heilwirkung

Bei der Vielfältigkeit der Erscheinungen der Syphilis in den verschiedensten Organen sieht der eine Arzt im Falle einer Erkrankung häufig dort Syphilis, wo ein anderer nicht an diese Ursache zu denken wagt. Bei der zunehmenden Durchseuchung der Menschheit mit der Syphilis, die begleitet ist von einer immer milder werdenden Art der Erkrankung und immer größer werdenden Heilungstendenz, ist es auf der anderen Seite kein Wunder, dass auch bei Menschen, die gar nichts von einer Ansteckung bemerkt haben, manche quälende chronische Krankheitserscheinungen doch syphilitischen Ursprungs sein können.

Kapitel: Homöopathische Quecksilberanwendung

[...] Die Wirksamkeit des Quecksilbers beschränkt sich also auf die Tatsache, dass es das Eiweiß der Gewebe vor weiterem Zerfall schützt. Wirklich heilen kann es nicht. Es liegen keine Beweise vor, dass es das Gift zerstört oder aus dem Körper austreibt.

Die Fähigkeit, Eiweiß zu binden, kommt übrigens dem Quecksilber nicht allein zu, in geringerem Maße besitzen sie auch das ihm an Giftigkeit wenig nachstehende Blei und wahrscheinlich die meisten Schwermetalle. Es ist also zu erklären, dass auch andere Metalle, besonders die Goldsalze in die Behandlung der Syphilis Eingang gefunden haben. Sie sind bald wieder von der Bildfläche verschwunden, das Quecksilber ist geblieben. Die beiden Forderungen: das Syphilisgift zu zerstören und auszuschleiden, können sie sämtlich nicht erfüllen, das vermögen nur die Entziehungskuren und die

Schwitzkuren oder Ausscheidungskuren im weiteren Sinne. Die reine Syphilis aber ist keine gefährliche Krankheit und kann, wenn es sich nicht gerade um elende, schwächliche Personen handelt, dauernd und ohne Nachteile geheilt werden. Schwere Schäden bis zum tödlichen Ausgange entstehen durch den Missbrauch des Quecksilbers.

Es drängt sich die Frage auf, ob es nicht möglich ist, sich des Quecksilbers zu bedienen, ohne sich seinen Nachteilen auszusetzen. Dies könnte geschehen durch beträchtliche Verminderung der Arzneimenge bei Erhöhung der Wirksamkeit. Die Homöopathen haben diesen Weg betreten, mit niederen Potenzen (3-6) des Quecksilbers vorzügliche, durch keine Nachteile getrübe Erfolge erzielt, besonders bei den Spätformen der angeborenen Syphilis, aber auch in ganz frischen Fällen. Die Form der Anwendung empfiehlt sich besonders, wenn es gilt, dem Gewebszerfall, der edle Teile zu zerstören droht, rasch Einhalt zu tun, oder bei Personen, deren Reaktionskraft darniederliegt und eines Anstoßes bedarf. Hätte man die Gewissheit, dass andere Mittel immer rasch genug wirken, so könnte man auch auf das stark verdünnte Quecksilber verzichten; so lange dies aber nicht der Fall ist, ist es besser, von zwei Übeln das kleinere zu wählen, als aus Prinzipienreiterei einen Menschen lebenslänglicher Entstellung auszusetzen.

Kapitel: Die Bewegung gegen das Quecksilber

Schon in der ersten Zeit der Syphilis gab es Ärzte, die das Quecksilber nicht anwandten, sondern verwarfen. Eine Reihe hervorragender Ärzte im Beginn des sechzehnten Jahrhunderts nannten es unzuverlässig und fürchteten seine Giftwirkung. Die bald einsetzende Guajakbehandlung vermehrte die Zahl seiner Gegner. Die trotzdem bald einsetzende Quecksilbermode wurde als eine unheilvolle Kur während dreier Jahrhunderte empfunden und trotzdem man sie milder gestaltete, und anstelle des Dampf- und Einatmungsverfahrens und der rohen Schmiervverfahren innerlich nur geringe Dosen anwandte, begann ein einfaches diätetisches Verfahren immer mehr Anhänger zu bekommen. Englische Militärärzte hatten in Portugal und Spanien, wo ein wärmeres Klima den Schweißausbruch begünstigte, gelernt, dass Syphilis auch ohne Quecksilberanwendung wohl heilbar sei. Zwei berühmte englische Ärzte, die ihre Kranken – Soldaten – lange beobachten konnten, hatten bei hundert so geheilten Kranken nur 6 Rückfälle, von denen 5 ohne Quecksilber noch geheilt wurden, der sechste bei Gebrauch von Quecksilber schließlich auch genaß. Syphilis aller Formen wurde ohne Merkur [Quecksilber] gründlich geheilt und die Berichte darüber stammten aus den verschiedensten Krankenhäusern Europas. Am meisten Gewicht legte man damals auf Bettruhe und eine strenge Diät. Nicht nur primäre, sondern auch sekundäre Formen fanden Heilung. Ein Dr. Wilhelm in München machte 1830 seine günstigen Erfahrungen bekannt. Er heilte durch Steigerung aller Ab- und Aussonderungen, Diät, Ruhe, Reinlichkeit und vermehrte Temperatur jede syphilitische Krankheitsform schön und vollkommen. Die Kranken wurden schneller gesund, bekamen ein gutes Aussehen und blieben frei von Rückfällen. Aus den Militärkrankenhäusern Frankreichs war der Merkur [das Quecksilber] ganz verbannt. [...] Die berühmten Untersuchungen Desruelles erstreckten sich über mehr als 1.000 Kranke. Innerhalb von etwa 40 Jahren erbrachten die Ärzte der europäischen Krankenhäuser den unzweifelhaften Beweis, dass venerische Erkrankungen ohne Merkur heilbar sind, dass eine milde vegetabilische Diät die Grundlage jeder Kur zu bilden habe, dass die einfache Behandlung am wenigsten Rückfälle zu verzeichnen hätte. Schwedische Ärzte berichteten über annähernd 50.000 Fälle und rühmten den bedeutend schnelleren und besseren Heilungsverlauf der nicht mit

Quecksilber Behandelten. Die Diätkur ist am wirksamsten, wenn vorher noch kein Versuch mit Quecksilber gemacht worden war.

Kapitel: Heilquellenbehandlung

Eine ganze Reihe von natürlichen Quellwässern, die als Brunnen oder zum Bade verwendet werden, gelten als Heilmittel gegen die Syphilis, mehr noch freilich gegen die Quecksilbervergiftung. Denn die Badeärzte und die gelehrten Balneologen haben so wenig Vertrauen zur Heilkraft ihrer Brunnen, und stehen so sehr im Banne der Quecksilbers, dass sie in ihren Heilmitteln nur Unterstützungsmittel für Quecksilberkuren sehen. Sie geben aber zu, dass der Gebrauch der Brunnenkuren imstande ist, den Ausbruch der Hauterscheinungen bei konstitutioneller Syphilis zu befördern, überhaupt die verborgene, oft nur vermutete Syphilis zum Ausbruch zu bringen. Das ist natürlich ein großer Vorteil, denn der Ausbruch der Hautausschläge bedeutet die beginnende Reinigung und Heilstrebung des Körpers. Die heißen Bäder wiederum werden für geeignet gehalten, die Haut zu stärkerer Tätigkeit und zum Schweißausbruch anzuregen. Endlich, so sagt der Hauptvertreter dieser Richtung, Professor Kisch, vermögen wir Nutzen in jenen Fällen zu schaffen, wo die Kranken infolge veralteter [chronischer] Syphilis oder unzureichender Quecksilber- und Jodkuren sehr heruntergekommen sind, und es sich darum handelt, auf den Organismus erneuernd einzuwirken und einzelne Reste der Syphilis, wie Hautausschläge, Drüsenschwellungen, Gelenk- und Knochenaffektionen zu beseitigen. Des größten Rufes erfreuen sich die Schwefelbäder, in erster Linie die Quellen von Aachen². Es scheint, dass der Schwefelgehalt bei Quecksilbervergiftung die Quecksilberlösung steigert, im Übrigen ist natürlich die Hitze der wichtigste Heilfaktor. Auch Kochsalzheißwässer und andere haben günstige Wirkung.

[...] Als Kurzeit wird die wärmere Jahreszeit, zur Winterszeit werden südliche Kurorte empfohlen. Bekannt ist ja, dass in den Tropen Syphilis oft genug ohne jede Kur heilt, und dass man im warmen Ägypten zu den natürlichen Einwirkungen des Klimas einst nur den Gebrauch von frischem Leinöl hinzuzufügen pflegte³.

Kapitel: Dr. Desruelles' einfache Behandlung der Syphilis

Die einfache Behandlung wurde angegeben in dem Buche des französischen Forschers Desruelles, der seine ausführlichen Beobachtungen über die quecksilberfreie Behandlung zu einer Zeit veröffentlichte, als durch die schweren Gefahren der Quecksilberkur veranlasst, zahlreiche Ärzte sie aufgegeben hatten, und in mehr als 600.000 Beobachtungen günstige Erfolge niedergelegt worden waren.

Die Hauptregel in der Behandlung der venerischen Krankheiten, die man damals nicht besonders voneinander unterschied, besteht in der Beobachtung der strengen Regeln der Gesundheitslehre und einem zweckmäßigen diätetischen Verhalten mit vernünftiger Anwendung von Heilmitteln. Die Diät oder der Gebrauch einer leichten, der Ruhe des Körpers und des Geistes angemessenen Nahrung, der Genuss blutreinigender Tränke, die Gleichheit der Temperatur, dies alles bewirkt die Reinigung der [Körper-]Säfte, denn die Aussonderungen nehmen alles Unreine mit, und es werden nur solche Substanzen in den Körper geführt, welche überall die Reizbarkeit vermindern, sowie die zu schnelle Aufnahme der flüssigen Stoffe verzögert. Je mehr ihr unreinen Körpern Nahrung gebt,

² Heißwässer, wie die heißen Quellen von Wiesbaden.

³ Goethe war mehrere Jahre nach seinem Italienaufenthalt von den Auswirkungen seiner Syphilis-Erkrankung beschwerdefrei.

sagt Hippokrates, desto mehr Übel verursacht ihr in ihnen. Dieser Lehrsatz findet hier die richtige Anwendung.

Die Behandlung der venerischen Krankheit kann in drei Stufen geteilt werden: die Vorbereitung, die Umänderung, die Heilung.

Die Vorbereitung: [...] Eine alte gute Regel und Sitte ist es, den Geschlechtskranken aus seinem oft recht lebhaften Lebenskreise auszuschalten, ihn zuerst als einen akuten Schwerkranken anzusehen und ihm Bettruhe zu verordnen. Die körperliche und seelische Ruhe und gleichmäßige Erwärmung befördert die Heilung sehr. Sind die akuten Erscheinungen vorüber, so kann der Kranke wieder seine Berufsarbeiten aufnehmen, falls er nicht längere Zeit sich einer Anstaltskur unterwerfen will. [...] Schon Desruelles empfiehlt als wichtigste entzündungswidrige Vornahmen den Gebrauch von Bädern; er lässt dieselben allerdings möglichst lange ausdehnen, in der Ansicht, dass kurze Bäder keinen großen Nutzen bringen. Man verlängert, sagt er, die Bäder auf mehrere Stunden, halte das Wasser immer in gleichmäßiger Temperatur und man erzielt damit besonders bei Entzündungen der Harnröhre, der Hoden, der Drüsen gute Erfolge. [...]

Kapitel: Die Pflanzenbehandlung der Syphilis

Die Zahl der Heilpflanzen, die im Laufe der Jahrhunderte gegen Syphilis empfohlen wurden, und die immer dem einen oder dem anderen Beobachter als wahre Spezifika imponierten, beträgt etwa 150. Alle Weltteile und wilde, wie kultivierte Völker haben in diese Liste Pflanzennamen eingetragen, Indianer und Inder, Russen und Ungarn, die Neue wie die Alte Welt, Abendland wie Morgenland. Trotzdem ist die Zahl der wirklich hilfreichen Pflanzenmittel recht beschränkt geblieben. Es ist ja leicht zu verstehen, dass bei einer Krankheit, die die Neigung hat, besonders im warmen Klima und bei entsprechender Pflege und Ernährung in einiger Zeit leicht und dauernd zu heilen, auch jedes Mittel, das gebraucht wird, von einer Heilung gefolgt sein kann, ohne doch selbst die Heilung irgendwie verschuldet zu haben. So galt ja eine Zeit lang sogar das Opium als Heilmittel.

Sehen wir näher hin, so sind als wirksam gerade die Pflanzen empfohlen worden, die zur Klasse der scharfen, schweiß- und urintreibenden Mittel gehören, vom Guajakholz Amerikas bis zu den Fruchtschalen des Walnussbaumes und zu dem Gnadenkraut unserer Flur. Selbst den Quecksilbergebrauch verbanden die alten Merkurialisten mit dem Gebrauche von Holz- und Wurzeltränken, und das durch ein Jahrhundert gefeierte Zittmannsche Dekokt enthielt nur noch Spuren oder meist gar kein Quecksilber und stellte einen stark konzentrierten Holztrank dar. Mit dem Zittmannschen Pflanzentränk haben Hunderte von Ärzten Tausende von Syphiliskranken geheilt. Es grenzt, sagt ein Arzt des anfangenden 19. Jahrhunderts, ans Unglaubliche, was der methodische Gebrauch in vielen eingewurzelten und hartnäckigen Fällen sekundärer Syphilis leistet. Es war lange Zeit Geheimmittel, wie die Pflanzensirupe, mit denen am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts wahre Glanzkuren geleistet wurden.

Unter den Pflanzenmitteln standen lange an erster Stelle das Dreigestirn: Guajakholz, Sarsaparillwurzel, Sassafrasholz. Sie stammten aus Amerika und waren recht teuer. Deshalb setzten heimische Ärzte, die in alter Zeit ja auch das Fach der Botanik zu beackern pflegten, an ihre Stelle bald drei heimische Wurzeln: Sandsegge, Klette und Seifenkraut. Hufeland war es, der für gewisse Fälle den abendländischen Lebensbaum und die Rinde des Seidelbastes empfahl.

Auf derselben Linie der schweiß-, urin- und stuhlfördernden Wirkung liegen nun fast alle geheimen und nichtgeheimen Pflanzenmittel gegen Syphilis, von denen einige

noch besonderer Erwähnung verdienen, allerdings unter Wahrung der Tatsache, dass sie weder Spezifika darstellen sollen, noch dass sie etwas anderes als die Ausscheidung des Syphilisgiftstoffes ebenso wie des Quecksilbers fördernde Hilfsmittel neben der Kur mit äußeren Naturheilmitteln, Schwitzbädern und Packungen sein können.

Kapitel: Daphne Mezerem – Seidelbast

Ein kleiner Strauch in den Wäldern des größten Teiles von Europa mit frühzeitigen, wohlriechenden pfirsichroten Blumen, welche zu 2 und 3 in den Blattachseln der im vorigen Jahre abgefallenen Blätter sitzen, und aus welchen rote, rundliche, erbsengroße Früchte folgen. Man benutzt vorzüglich die Rinde des Stammes. Sie ist frisch grünlich oder rötlich, wird trocken außen bräunlich oder grüngelb mit dunklerem Streifen und Punkten. Der Geruch der Rinde ist unbedeutend, der Geschmack scharf, stark und nachhaltig brennend. Auf die Haut gelegt, rötet sich dieselbe und entzündet sie, wirkt blasenziehend. Innerlich in kleinen Gaben verursacht sie ein Gefühl von Wärme im Unterleib, wirkt reizend in Magen und Darmkanal, wirkt abführend, speichel- und urinfördernd. In größeren Gaben wirkt sie stark giftig, kann totbringende Entzündungen des Magens und Darmes hervorrufen.

Innerlich benutzt man die Abkochung oder Tinktur der Rinde. Sie ist, ganz besonders von dem großen Hufeland empfohlen als bestes Mittel gegen den syphilitischen Knochenschmerz. Sie wird aber überhaupt von den alten Ärzten bei Behandlung der syphilitischen Haut- und Knochenkrankungen benutzt.

Man gibt von der in homöopathischen Apotheken hergestellten Tinktur steigend 5 – 20 Tropfen dreimal täglich. Das Rezept Hufelands fordert eine Abkochung von 5 – 15 Gramm Seidelbastrinde mit 20 Gramm Süßholz und 500 Gramm Wasser eingekocht auf 200 Gramm, wovon täglich 2 – 4 mal 1 Esslöffel zu nehmen ist.

Kapitel: Die Wasserbehandlung des weichen Schankers

Die Grundlage der naturgemäßen Behandlung bildet die Absicht, die Reinlichkeit, die Basis aller Gesundheit, innerlich und äußerlich, auf der Haut wie im Blute wieder herzustellen. [...]

Meistens wird der Kranke seinem Berufe nachgehen können, aber stärkere körperliche Anstrengungen, Turnen, Reiten, Tanzen wird er vermeiden müssen. Die Kleidung werde so eingerichtet, dass die Haut dauernd dünstet, lieber schwitzt als friert. In der Stube halte man auf ziemliche Wärme bis heran an 20 Grad R. = 25 Grad Celsius von 20 bis 25 Grad R. wöchentlich zweimal und einem oder zwei Vollbädern von 26 bis 28 Grad R.

Die wichtigste Heilanwendung ist das Sitzbad. Man lässt den Kranken im Hause und gut gewärmten Zimmern täglich 2 Sitzbäder nehmen, die eine laue Temperatur von etwa 22 bis 24 Grad R. haben sollen, und in denen der Kranke je nach seiner Konstitution 5 bis 10 Minuten bleibt. Durch sie wird das Geschwür dauernd rein gehalten und Stauung und Weiterleitung des Eiters zu den Lymphdrüsen verhindert.

Der erkrankte Teil bedarf natürlich eines Verbandes, der in Form eines feuchten Wickels ausgeführt wird. Es sollen nicht einfach kalte Umschläge sein, sondern feuchte Wärme erzeugen, die das Krankheitsgift aus dem Körper herauslocken. [...]

Kapitel: Die Diätetik des Gemütes als Kurmittel

Die Ansteckung mit einer Geschlechtskrankheit setzt voraus, dass der Betroffene entweder selbst außerhalb der Ehe Verkehr mit einer angesteckten Person gehabt hat, oder dass er oder sie in der Ehe vom anderen Ehepart, der sich seiner Erkrankung meistens

nicht bewusst ist, angesteckt wurde. Im ersten Falle liegt vom streng sittlichen, besonders auch vom religiös-sittlichen Standpunkte aus eine Schuld vor, im zweiten Teil ein Unglück. Über beides soll man nicht in Verzweiflung stürzen. Die Zahl der Selbstmorde aus dem Glauben heraus, nie mehr gesund werden zu können und am Ende der Gehirnerweichung [progressiven Paralyse] verfallen zu müssen, ist wahrlich groß genug. Und fast jeder derartige Selbstmord war im Grunde unnötig, beruhte lediglich auf Unkenntnis der wahren Verhältnisse, oder war ein Opfer, das einer falschen Behandlung gebracht wurde. Überreich ist das Schrifttum über giffreie, vor allem quecksilberfreie Behandlung der Syphilis. [...]

Wer also das Unglück gehabt hat, sich anzustecken, der lasse die Hoffnung nicht sinken. Er befreie sich von dem Gedanken der Unheilbarkeit und benutze die Zeit, in der ihm sittliche und gesundheitliche Rücksichten aufs strengste jede weitere geschlechtliche Betätigung verbieten, um überhaupt einmal über Fragen nachzudenken, die er bisher seinem Leichtsinne, seinem Durst nach Lebensgenuss oder der Gleichgültigkeit und Gewohnheit untergeordnet hat. Denn auch seine Seele ist krank geworden und bedarf einer gründlichen Kur. In einem Buche (Selbstheilung der kranken Seele durch Erkenntnis und Vertiefung) werde ich versuchen, einen Weg zu zeigen, der uns von Seelennot und Verzweiflung, von sittlichen Schwächen und vom Lebensleide heilen kann. Die Zeit der Muße, die eine Erkrankung gewährt, ist die rechte Zeit auch zu dieser Kur und das Bewusstsein einer Schuld für viele ein starker Hebel zu weiterer Entscheidung und seelischem Fortschritt.“

Soweit der Auszug aus dem Lehrbuch von Dr. med. Wolfgang Bohn.

Eine weitere hochinteressante Veröffentlichung zum Thema Syphilis ist das Buch von Ernst Bäuml mit Titel >Amors vergifteter Pfeil – Kulturgeschichte einer verschwiegenen Krankheit<, 2. rev. Auflage, Frankfurt am Main 1997. Darin sind viele berühmte Künstler erwähnt, die an Syphilis erkrankt waren.

Das wichtigste natürliche Heilmittel im Kampf gegen die Syphilis war die Wärme oder anders gesagt das Fieber. Die Ärzte erkannten bereits im 18. Jahrhundert, dass Infizierte in heißen Ländern, wie in Südfrankreich, Italien oder Spanien ohne Medikamente, offensichtlich nur durch Hitze die Krankheit überwandten. Eine natürliche Abwehrmaßnahme des Körpers bildet bekanntlich das Fieber. Bei Karl Pönitz lesen wir unter Kapitel VII⁴: „Welche Gründe sind es nun, die sog. Defektheilungen der Paralyse bedingen? Die Beantwortung der Frage ergibt sich, wenn wir die Frage anders formulieren: Was können wir denn von einer Fieberbehandlung der Paralyse erwarten? Was dürfen wir von einer solchen Behandlung nicht verlangen?

Wir müssen uns vor Augen halten, dass die Fieberbehandlung der Paralyse ja im wesentlichen empirisch [durch Erfahrung] entstanden ist. Zum Ausbau der Methode führte ja die Beobachtung, dass Paralytiker, die interkurrent fieberhaft erkrankten, besonders dann, wenn es sich um manische Formen handelte, in der Regel zu remittieren pflegten. Deshalb ging das Bestreben dahin, künstlich Fieber zu erzeugen. Man hatte ursprünglich in der Hauptsache wohl daran gedacht, dass das Fieber als solches, die erhöhte Temperatur das Wesentliche der Erfolgs ausmachten, dass unter dem Einfluss der erhöhten Temperatur die Spirochäten abgetötet werden. [...]

Kein Zweifel wird darüber entstehen, dass die paralytischen Entzündungsprozesse im Gehirn zu einer Rückbildung gebracht werden können. Dass mit dem Abtöten der

⁴ >Der defektgeheilte Paralytiker<, von Prof. Dr. Karl Pönitz, Halle a. d. Saale, in: >Ergebnisse der gesamten Medizin, hrsg. von Prof. Dr. Th. Brugsch, XIV. Band, 1930.

Spirochäten nach dieser Richtung hin ein Rückgang, bzw. eine Wiederherstellung eintritt, ist beispielsweise aus den Arbeiten von Sträussler und Koskinas zu ersehen. Wir können auch einen Schritt weiter gehen und wir können uns durchaus vorstellen, dass ein beginnender Degenerationsprozess in den Ganglienzellen der Hirnrinde, bzw. in den entsprechenden Nervenbahnen rückbildungsfähig ist. [...] Überschreitet der Degenerationsprozess gewisse Grade, die zahlenmäßig nicht fassbar sind, so entstehen eben Intelligenzdefekte, die nun wiederum – und das ist das Wesentliche für unsere Betrachtung – irreparabel sind. Anders ausgedrückt: Wenn in dem Zeitpunkt, in dem die Fieberbehandlung im Gehirn zu wirken beginnt, die Degeneration nur recht wenig fortgeschritten war, wenn noch eine Rückbildung und andererseits ein Ersatz der Funktionen durch andere Gehirnzellen möglich ist, dann wird man eine Heilung erwarten dürfen, die nicht nur im parasitologischen Sinne als Heilung anzusprechen ist, sondern auch im klinischen, d. h. in diesem Fall im psychologischen Sinne. In solchen Fällen kann man erwarten, dass der behandelte Paralytiker auch geistig wieder die alte Höhe oder doch fast die alte Höhe erreicht. Waren die Degenerationserscheinungen in diesem Zeitpunkt aber schon weit fortgeschritten, bzw. schreitet die Degeneration sehr rasch vor sich, also rascher als der Kampf gegen die Spirochäten sich auswirkt, so wird man vielleicht die Spirochäten abtöten können, man wird verhindern können, dass das Zerstörungswerk der Spirochäten fortgesetzt wird, aber die anatomischen Defekte, die bereits entstanden waren, sind dann so beträchtlich, dass man es nicht nur mit Gehirnarben zu tun hat, die nur den Anatomen interessieren, dass vielmehr entsprechend auch psychische Defekte zurückbleiben. Und dann haben wir eben den Patienten vor uns, auf dessen außerordentliche klinische und soziale Bedeutung ich zuerst hingewiesen habe, den von mir „defektgeheilten Paralytiker“ genannten Patienten.“

Obwohl erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts in der Medizin der Begriff des „defektgeheilten Paralytikers“ geschaffen wurde, ist mit Sicherheit davon auszugehen, dass es bereits viel früher, z. B. im 18. Jahrhundert, defektgeheilte Paralytiker gab! Ja es ist sogar mit Sicherheit davon auszugehen, dass es im 18. Jh. mehr defektgeheilte als geheilte Paralytiker gab, auch dass viel mehr Menschen an den Folgen ihrer Paralyse starben, ohne dass dies von den Ärzten erkannt wurde. Die Bäderkuren mit heißem Wasser bedeuteten ja nichts anderes als Wärmebehandlungen, als eine Art Fieberbehandlung. Falls im 18. Jahrhundert noch ein natürliches Fieber als Abwehrmaßnahme des Körpers hinzukam, konnte sogar ein Paralytiker wieder remittieren, d. h. seine Paralysepsychosen verschwanden wieder. Der Syphilitiker wurde anscheinend wieder gesund. Es blieben jedoch sogenannte Defekte zurück. Die gesundheitsbewussten Syphilitiker, zumeist die Adligen und die wohlhabenden Bürger, bekämpften durch regelmäßige jährliche Bäderkuren ihre Syphilis, um diese unter einem gewissen unschädlichen Niveau zu halten. Dies wurde im 18. Jahrhundert allerdings mehr geahnt als gewusst. Man bekämpfte nur die Symptome, wie zum Beispiel rheumatische Schmerzen oder Gelenkschmerzen, und erzielte damit unbewusst eine Reduzierung der Spirochäten im Körper. Goethe zum Beispiel kämpfte Zeit seines Lebens durch seine vielen Bäderkuren gegen die Syphilis in seinem Körper. Er besuchte alle Heilquellen, wo er sich gerade während seiner vielen Reisen aufhielt. Viele seiner Krankheiten waren Spätfolgen der Syphilis.

Die sogenannten „genialen Syphilitiker“ müssten daher richtiger heißen: „geniale defektgeheilte Paralytiker“ oder „geniale Präparalytiker“.

Jean-Jacques Rousseau

Als ich die >Bekenntnisse< von Rousseau gelesen hatte, wusste ich sofort – dank meines vorherigen intensiven Studiums von Goethes Syphilis-Krankheit – dass Rousseau ebenfalls ein Syphilitiker war. Mehr als verwunderlich ist wiederum die Tatsache, dass vor mir kein anderer Autor gewagt hat, diese These zu veröffentlichen. Es ist offensichtlich wie im Fall Nietzsche: die Nietzsche-Verehrer glaubten im vorigen Jahrhundert, einige vielleicht auch noch heutzutage, ihr Ideal damit zu beschmutzen. Aber es geht nicht an, dass die Wahrheit absichtlich verheimlicht oder gar verfälscht wird. Sowohl Nietzsche als auch Rousseau waren nur Menschen; und kein Mensch ist unfehlbar oder allwissend. Beide haben nicht die Weisheit allein gepachtet oder gar die absolute Wahrheit gewusst und niedergeschrieben. Ich bin sogar der Überzeugung, dass Rousseau, Goethe, Nietzsche und Rilke in der Achtung ihrer kritischen Leser und Anhänger gewinnen, wenn ihre wahren Lebensumstände restlos aufgedeckt werden.

Jean-Jacques Rousseau liefert uns unbewusst die Indizien zur sicheren Diagnose seiner furchtbaren Krankheit in seinen >Bekenntnissen< selber. Ich zitiere nach der älteren Übersetzung von Levin Schücking mit Titel >Rousseau's Bekenntnisse<, Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts. Diese Indizienkette für die Syphilis-Diagnose Rousseaus mag dem einen oder anderen Leser vielleicht etwas zu ausführlich und zu weitschweifig erscheinen. Ich halte sie durchaus für angebracht und wichtig, außerdem für überaus unterhaltsam. Ich bin überzeugt, Sie werden staunen.

Man kann sich an einem anderen Menschen mit Syphilis infizieren, ohne mit ihm Geschlechtsverkehr zu haben. Zum Beispiel durch einen harmlosen Kuss, wie zwischen einem Sohn und seiner Mutter; oder wenn man mit der gleichen Gabel isst, die der Infizierte vorher im Mund hatte; oder durch einen Waschlappen, den der Syphilitiker vorher benutzte. Wenn Feuchtigkeit im Spiel ist, überleben die Spirochäten bis zu zwei Stunden! Das Bekenntnis Rousseaus, dass er mit Madame de Warens zuerst ein Verhältnis wie zwischen Mutter und Sohn gehabt habe, ist daher absolut glaubhaft. Rousseau zählt nach meiner Überzeugung zu den so genannten „unschuldig“ Infizierten, wie auch Goethe und Rilke.

Der erste Hinweis einer Infektion - das erste Stadium - wird meist übersehen. Eine Entzündung bildet sich an der Stelle, an der die sogenannten Spirochäten in den Körper gelangten; bei Rousseau wahrscheinlich der Mund. Die Symptome gleichen der einer Halsentzündung. Rousseau erzählt in seinen >Bekenntnissen<:

I. Band, drittes Buch, ab Seite 132: *„Die Art, wie ihr Haushalt [gemeint ist der der Madame de Warens] eingerichtet war, war gerade die, wie ich sie mir selbst gewählt hätte. Man wird mir glauben, dass ich sie mir zu Nutze zu machen wusste. Was mir weniger gefiel war, dass man sehr lange bei Tisch bleiben musste. Sie ertrug mit Mühe den ersten Duft der Suppe und der Gerichte. Dieser Geruch ließ sie fast ohnmächtig werden. Dieser Widerwille dauerte lange an. Nach und nach erholte sie sich, plauderte und aß nicht. Erst nach Verlauf einer halben Stunde versuchte sie den ersten Bissen. Ich hätte dreimal in dieser Zeit mein Mahl gehalten und ich war immer lange zu Ende, bevor sie begonnen hatte. [...] Vom ersten Tag an trat die innigste Vertraulichkeit zwischen uns ein; in demselben Grad, womit sie während ihres ganzen übrigen Lebens angedauert hat.*

„Kleiner“ hieß ich, „Mama“ nannte ich sie; und stets blieben wir Kleiner und Mama, sogar als die Zahl der Jahre den Unterschied zwischen uns fast verwischt hatte. Ich finde, dass diese beiden Namen wunderbar gut eine Vorstellung von der Art unseres Verkehrs, der Einfachheit unseres Betragens und besonders der Beziehung unserer Herzen zueinander geben. Sie war für mich die zärtlichste der Mütter, welche nie ihr Vergnügen, sondern das, was zu meinem Besten war, suchte; und wenn sich Sinnlichkeit in meine Anhänglichkeit für sie mischte, so veränderte sie den Charakter dieser Anhänglichkeit nicht, sondern machte sie nur entzückender; desto berauschender war es, eine junge und hübsche Mama zu haben, die ich mit einer solchen Wonne liebkoson konnte. Ich sage liebkoson im eigentlichsten Sinne des Wortes; denn nie fiel es ihr ein, mit Küssen und den zärtlichsten mütterlichen Liebkosungen sparsam zu sein, nie aber kam es mir in den Sinn, Missbrauch davon zu machen. Man wird mir einwerfen, wir hätten ja doch am Ende andere Beziehungen zueinander gehabt. Dies räume ich ein, aber man warte es ab [nach der zeitlichen Folge]; ich kann nicht alles auf einmal sagen. [...]

Ich würde nicht enden können, wenn ich auf all die einzelnen Torheiten einginge, welche der Gedanke an diese teure Mama mich begehen ließ, sobald ich nicht mehr unter ihren Augen war. Wie oft habe ich mein Bett geküsst, weil sie darin geruht; meine Vorhänge, alle Möbel meines Zimmers, weil sie ihr gehörten, weil ihre schöne Hand sie berührt – den Fußboden selbst, auf den ich mich niederstürzte, weil sie darüber geschritten. Zuweilen vergaß ich mich in ihrer Gegenwart sogar zu Thorheiten, welche nur die glühendste Liebe eingeben zu können schien. Eines Tages rief ich bei Tische in dem Augenblick, als sie einen Bissen in den Mund gesteckt hatte, ich hätte ein Haar gesehen. Als sie den Bissen auf ihren Teller wirft, ergreife ich ihn gierig und schlucke ihn hinunter.“

Kommentar: Nicht nur durch Geschlechtsverkehr, sondern auch durch Küsse, Benutzung der gleichen Gabel und vor allem durch Häppchen, die der Syphilitiker bereits im Mund hatte, kann man sich mit Syphilis infizieren. Das genaue Wissen über die Infektion mit Syphilis wurde jedoch erst im 19. Jahrhundert entdeckt, davor gab es nur wage Vermutungen.

Seite 137: „Nichts von dem, was um mich geschah, nichts von dem, was man mich tun ließ, war nach meinem Geschmack, aber alles war nach meinem Herzen. Ich glaube, dass ich dahin gelangt sein würde, die Arzneiwissenschaft zu lieben, wenn mein Widerwille dagegen nicht närrische Auftritte veranlasst hätte, die uns ohne Aufhören ergötzen. Es ist dies vielleicht das erste Mal, dass diese Wissenschaft eine ähnliche Wirkung hervorgebracht hat. Ich behauptete, ein medizinisches Buch am Geruch erkennen zu können; komisch ist, dass ich mich selten darin täuschte. Sie ließ mich die abscheulichsten Drogen schmecken. Ich hatte gut Reisaus nehmen oder mich verteidigen; meinem Widerstand und den schrecklichen Gesichtern, die ich schnitt, mir und meinen Zähnen zum Trotz, musste ich, wenn ich diese reizenden beschmierten Finger sich meinem Mund nähern sah, ihn zuletzt doch öffnen und saugen⁵. Wenn ihr ganzer kleiner Hausstand in demselben Zimmer versammelt war, hätte man bei all dem Laufen und Geschrei und Ausbrüchen von Gelächter glauben sollen, dass man dort irgend eine Posse aufführe; nicht, dass man eben ein Opiat oder eine Latwerge mache.“

⁵ Irgend etwas muss sich in den Latwergen befunden haben, das ihm an seinen Zähnen unangenehm auffiel. Das wichtigste und effizienteste Antisyphilitikum zu damaliger Zeit war das Quecksilber. Wenn man es oral zu sich nahm, färbten sich die Zähne grauschwarz.



Madame de Warens

Fünftes Buch, Seite 223: „Durch einen anderen Zufall wurde ich krank. Die Krankheit war eine Entzündung, heftig und kurz; aber meine Wiederherstellung dauerte lange, und einen Monat hindurch war ich nicht im Stande auszugehen. Während dieser Zeit verarbeitete, verschlang ich meine Abhandlung über die Harmonie [gemeint ist: ein Werk Rameau's über die Harmonie, das Rousseau sich gekauft hatte]; aber sie war so lang, so verworren, so schlecht geordnet, dass ich fühlte, ich würde eine bedeutende Zeit bedürfen, um sie zu studieren und zu verstehen. Ich hörte mit meinem Bemühen auf und ließ meine Augen sich an Noten erholen. Die Kantaten von Bernier, an denen ich mich übte, kamen mir nicht mehr aus dem Kopf. Ich lernte vier oder fünf davon auswendig, unter anderen die von den schlummernden Liebesgöttern, die ich seit dem nicht wieder gesehen und die ich fast noch vollständig im Gedächtnis behalten habe, ebenso wie den von der Biene gestochenen Amor, eine sehr hübsche Kantate von Clerambaut, die ich fast zur selben Zeit lernte.“

Indizien in den >Bekanntnissen< Rousseaus, die für eine Syphilis-Infektion der Madame de Warens sprechen, sind folgende: Sie besuchte im Jahr 1725 die Bäder von Aix in Savoyen; sie hatte einen Brechreiz vor frisch gekochtem Essen; sie brauchte eine halbe Stunde, bis sie den ersten Bissen zu sich nehmen konnte; sie arbeitete ständig an der Zubereitung von Drogen und Latwergen; sie ließ durch ihren Vertrauten und

Geliebten Claude Anet Kräuter sammeln, für welche Krankheit, das wird absichtlich verschwiegen. Claude Anet reiste einige Jahre vor Rousseau nach Montpellier, angeblich um botanische Studien zu betreiben. Montpellier galt im 18. Jh. als ein Zentrum der ärztlichen Heilkunst in Frankreich, vor allem was die Syphilis anbetrifft, was Rousseau auch erwähnt im Zusammenhang mit seiner Liebesaffaire mit Frau von Larnage. Claude Anet starb bald danach am 13. März 1734, was vermuten lässt, dass er hauptsächlich der eigenen Heilung wegen nach Montpellier fuhr, aber leider vergebens. Des einen Leid ist des anderen Freud. Rousseau folgte Claude Anet in der Gunst der Madame de Warens.

Für Jean-Jacques Rousseau, der seine Mutter im Kindbett verlor, war Madame de Warens ein seltener Glücksfall. Sie lieben sich wie Mutter und Sohn. Diese Liebe ist auch weiter nicht gefährlich, außer wenn Mama „die Deutschen“⁶, d. h. die Syphilis hat. Dies war Jean-Jacques Schicksal. Er dachte, bei seiner jungen und hübschen „Mama“ den Himmel auf Erden gefunden zu haben. Leider war sein irdischer Himmel mit einer gefährlichen Krankheit verseucht.

Erst nach dem zweiten Stadium der Syphilis hatte der junge Rousseau Geschlechtsverkehr mit seiner geliebten „Mama“. Ich bin überzeugt, Frau von Warens war sich absolut bewusst, dass Jean-Jacques durch sie mit Syphilis infiziert wurde. Madame de Warens gewährte ihrem „Kleinen“ die hohe Gunst der körperlichen Liebe als eine Art Entschädigung, als Wiedergutmachung dafür, weil sie ihn - natürlich unbeabsichtigt - mit dieser furchtbaren Krankheit ansteckte. Rousseau führt lang und breit aus, dass sie diese Gunst, die sie auch anderen Männern gewährte, immer wieder einsetzte, um irgendwelche Absichten damit zu erreichen, niemals nur aus Spaß an der Freude. Diese vitale Enthemmung ist gleichzeitig ein Indiz dafür, dass die Syphilis bei Madame de Warens ins letzte Stadium, in eine sog. Hirnlues eingetreten war, d. h. die Spirochäten setzten ihr Zerstörungswerk im Gehirn fort.

Wir lesen weiter auf Seite 268: *„Meine abnehmende Gesundheit wirkte auf meine Laune und mäßigte die Glut meiner Einbildungskraft und ihrer Bilder. Mich schwächer fühlend, wurde ich ruhiger und verlor ein wenig die Reisewut. Ich blieb mehr daheim; und hier erfasste mich nicht die Langeweile, sondern die Schwermut; die Hypochondrie folgte auf die Leidenschaften; meine Abgespanntheit wurde Traurigkeit, ich weinte und seufzte über die wichtigsten Dinge; ich fühlte das Leben hinschwinden, ohne es genossen zu haben; ich seufzte über den Zustand [der völligen Armut], worin ich meine arme Mama [gemeint ist: Frau von Warens] lasse, wo hinein ich sie im Begriffe sah zu geraten; ich kann sagen, dass mein einziger Kummer war, sie zu verlassen [zu sterben], während sie beklagenswert war. Schließlich wurde ich wirklich krank. Sie pflegte mich, wie nie eine Mutter ihr Kind gepflegt hat, und das war eine Wohltat für sie selbst, indem es sie von ihren Projekten ab- und den Projektmachern fernhielt. Welch süßer Tod, wenn er damals gekommen wäre! Wenn ich die [materiellen] Güter des Lebens wenig genossen hatte, so hatte ich auch wenig deren Schmerzen kennen gelernt. Meine friedliche Seele konnte scheiden ohne den grausamen Schmerz über die Ungerechtigkeit der Menschen, der das Leben und den Tod vergiftet. [...] Ohne die Unruhe, die ich über ihr Schicksal hatte, wäre ich gestorben, als ob ich eingeschlummert wäre, und diese Unruhe selbst hatte einen geliebten und zärtlichen Gegenstand, der die Bitterkeit*

⁶ Bei den Franzosen wurde die Syphilis „die Deutschen“ genannt, die Deutschen nannten sie „die Franzosen“.

derselben milderte. Ich sagte ihr: mein ganzes Sein liegt in deiner Hand; mache es so, dass es glücklich sei. Zwei oder drei Mal, wenn ich am schlimmsten daran war, trieb es mich in der Nacht auf, um mich in ihr Schlafzimmer zu schleppen und ihr Ratschläge zu geben, die, wie ich sagen darf, durchaus richtig und vernünftig waren, aber worin meine Teilnahme für sie mehr hervortrat als alles andere. Als ob die Tränen meine Nahrung und mein Heilmittel gewesen wären, stärkte ich mich an denen, die ich bei ihr weinte, mit ihr auf ihrem Bett sitzend und ihre Hand in der meinen haltend. Die Stunden flossen in diesen nächtlichen Unterredungen dahin, und ich ging von ihr in besserem Zustande, als worin ich gekommen; zufrieden und ruhig wegen der Versprechung, die sie mir gemacht, wegen der Hoffnungen, die sie mir gegeben, schief ich ein, den Frieden im Herzen [...].

Mit all ihrer Sorge, Aufmerksamkeit und unglaublicher Anstrengung rettete sie mich, und es ist gewiss, dass sie allein mich retten konnte. Ich habe wenig Vertrauen auf die Medizin der Ärzte, aber ich habe großes auf die der wahren Freunde; das, wovon unser Glück abhängt, macht sich immer viel besser als alles andere. Wenn es im Leben ein süßes Glück gibt, so ist es das, welches wir empfanden, uns einander zurückgegeben zu sein. Unsere gegenseitige Anhänglichkeit wuchs nicht dadurch, das war nicht möglich; aber sie nahm etwas Innigeres, etwas in ihrer großen Einfachheit Rührenderes an. Ich wurde ganz ihr Werk, ganz ihr Kind und mehr, als wenn sie meine wahre Mutter gewesen wäre. Wir begannen unwillkürlich damit, uns nicht mehr zu trennen, gewissermaßen unsere ganze Existenz gemeinschaftlich zu machen [...].

Obwohl von meiner großen Krankheit genesen, hatte ich doch meine Kraft nicht wieder bekommen. Meine Brust [gemeint ist: Herz, Lunge und Blutgefäße] war nicht wieder hergestellt; ein Überrest des Fiebers blieb noch immer und machte mich hilflos. Ich verlangte nichts mehr, als meine Tage in der Nähe derjenigen, welche mir teuer war, zu enden, sie in ihren guten Entschlüssen zu erhalten, sie fühlen zu lassen, worin der wahre Reiz eines glücklichen Lebens bestehe, ihr Leben zu einem solchen zu machen, so weit es von mir abhinge. Aber ich sah, ich fühlte selbst, dass die fortwährende Einsamkeit des Zweiseins in einem düsteren und tristen Hause auch am Ende trist werde. Das Gegenmittel dawider stellte sich wie von selbst ein. Mama hatte mir Milch verordnet und wollte, dass ich aufs Land ziehe, sie zu trinken. Ich war's zufrieden, falls sie mit mir gehen wolle. Es bedurfte nicht mehr, um sie zu bestimmen; nur die Wahl des Orts war noch zu treffen. [...] Nachdem wir ein wenig gesucht hatten, wählten wir die „Charmettes“, ein dem Herrn von Conzié gehörendes Gut vor dem Tore von Chambéry, aber abgelegen und einsam, als ob man hundert Meilen davon entfernt sei. Zwischen zwei ziemlich hohen Berghängen erstreckt sich von Nord nach Süd ein kleines Tal, auf dessen Grunde ein Wasserfaden [ein Bach] um Kiesel und Bäume rinnt. Das Tal entlang, auf halber Höhe des Berges, liegen einige Häuser zerstreut, ziemlich angenehm für den, der ein Asyl in einer etwas wilden Einsamkeit sucht. Nachdem wir zwei oder drei dieser Häuser gemustert, wählten wir endlich das hübscheste, das einem im Dienste stehenden Edelmann, namens Noiret, gehörte. Das Haus war sehr wohnlich. Davor ein Garten mit Terrasse, ein Weingarten darüber, ein Obstgarten darunter, gegenüber ein kleines Gehölz von Kastanienbäumen, eine Quelle dicht bei; höher in den Bergen Weiden zum Unterhalt des Viehs; mit einem Wort alles, was wir für die kleine Landwirtschaft, welche wir da treiben wollten, bedurften.

So viel ich mich der Zeit und der Umstände erinnern kann, nahmen wir gegen Ende des Sommers [wahrscheinlich des Jahres 1735] Besitz davon. Ich war am ersten Tage, an welchem wir dort schliefen, entzückt. O Mama, sagte ich zu meiner teuren Freundin, sie umarmend und mit Tränen der Rührung und Freude überströmend: dies ist der Aufenthalt des Glücks und der Unschuld.“



Les Charmettes bei Chambéry

Sechstes Buch, Seite 275: „Die Landluft gab mir aber meine frühere Gesundheit nicht zurück. Ich siechte und es wurde nur schlimmer. Ich konnte die Milch nicht vertragen und musste sie aufgeben. Man hatte damals die Wasserkurwut; ich stürzte mich ins Wasser [ins Wassertrinken] und so unvorsichtig, dass ich mich beinahe von allem irdischen Leid geheilt hätte. Alle Morgen beim Aufstehen ging ich mit einem großen Becher zur Quelle und trank auf- und abgehend nach und nach so viel wie zwei Flaschen etwa. Den Tischwein gab ich ganz auf. Kurz, ich machte es so, dass ich mir in weniger als zwei Monaten vollständig den Magen verdarb, der bisher so gut gewesen war. Ich begriff, dass ich jetzt, ohne Verdauung, keine Hoffnung auf Heilung mehr hatte. Zur selben Zeit stieß mir etwas zu, das ebenso sonderbar an sich wie durch seine Folgen war, die nur mit mir aufhören werden [also lebenslänglich waren].

Eines Morgens – ich befand mich nicht schlechter als gewöhnlich – als ich eine kleine Tischplatte auf ihr Gestell hob, fühlte ich in meinem ganzen Körper eine plötzliche unbegreifliche Revolution. Ich weiß sie nicht besser zu vergleichen als mit einer Art Sturm, der in meinem Blut losbrach und sich im Augenblick aller meiner Glieder bemächtigte. Meine Adern begannen nicht allein so stark zu schlagen, dass ich fühlte, sondern dass ich es auch hörte und besonders das Schlagen der Schläfenadern. Damit verband sich ein großes Geräusch in den Ohren, und dies Geräusch war dreifach oder vielmehr vierfach, nämlich ein schweres und dumpfes Summen, ein Murmeln heller wie von rinnendem Wasser, ein sehr scharfes Pfeifen [Tinitus] und ein Puls klopfen, dessen Schläge ich leicht zählen konnte, ohne meinen Puls zu fühlen oder meinen Körper mit meinen Händen zu berühren. Dies innere Geräusch war so stark, dass es mir meine

bisherige Feinheit des Gehörs nahm und mich nicht gerade taub, aber harthörig machte, wie ich es von da an geblieben bin. [...]

Ich hatte bis dahin viel im Schlafen geleistet. Die vollständige Schlaflosigkeit, welche sich mit all diesen Symptomen verband und sie bis jetzt beständig begleitet hat, überzeugte mich vollends, dass ich nur noch wenig Zeit zu leben habe. Diese Überzeugung beruhigte mich fürs erste über meine Kurbemühungen. Da ich mein Leben nicht verlängern konnte, so beschloss ich, den kurzen Rest so gut wie möglich auszubeuten, und das konnte ich Dank einer besonderen Gunst der Natur, die mich in einem so traurigen Zustand von Schmerzen frei hielt, die damit hätten verbunden sein müssen. Ich war von dem [Tinitus-] Geräusch belästigt, aber ich litt nicht davon; es war keine andere Unbequemlichkeit dabei als die Schlaflosigkeit während der Nächte und jederzeit ein kurzer Atem, der nicht bis zum Asthma wurde und sich nur fühlbar machte, wenn ich laufen oder ein wenig stark zugreifen wollte.

Der Anfall, der meinen Körper hätte töten müssen, tötete nur meine Leidenschaften [...]. Ich kann wohl sagen, dass ich nicht eher zu leben begann, als da ich mich als einen toten Menschen betrachtete. Indem ich die Dinge, welche ich verlassen sollte, in ihrem wahren Wert erblickte, begann ich mich mit edlerem zu beschäftigen [...].“

Seite 280: „Die Weinlese, die Obsternte ergötzen uns den Rest dieses Jahres und banden uns mehr und mehr an das Landleben inmitten der guten Leute [der Bauern], von denen wir umgeben waren. Wir sahen mit großem Bedauern den Winter kommen und kehrten in die Stadt zurück, als ob wir in die Verbannung gezogen wären. Ich besonders, der daran zweifelte, ob ich das Frühjahr wiedersehen würde, glaubte den Charmettes für immer Lebewohl sagen zu müssen. Ich schied, nicht ohne die Erde und die Bäume zu küssen und ohne mich mehrmals beim Fortgehen zurückzuwenden. Da ich seit langer Zeit meine [Musik-] Schülerinnen verlassen hatte, da mir der Geschmack an den Freuden und an den Gesellschaften der Stadt entschwunden war, so ging ich nicht aus und sah niemand, ausgenommen Mama und Herrn Salomon, der seit kurzem ihr und mein Arzt geworden war, einen ehrenhaften gescheiterten Mann und großen Cartesianer, der ziemlich gut vom Weltsystem sprach und dessen angenehme und belehrende Unterhaltungen mir besser bekamen als alle seine Rezepte. [...] Nichts verschaffte mir freilich eine wesentliche Erleichterung, aber da ich keine lebhaften Schmerzen hatte, gewöhnte ich mich an das Siechtum, an die Schlaflosigkeit, an das Denken statt der Bewegung und endlich daran, das allmähliche und langsame Schwinden meiner Kräfte wie ein unvermeidlicher Prozess zu betrachten, den der Tod allein beenden könne.“

Seite 282: „Die Freude, womit ich die ersten Knospen [des Jahres 1736] sah, ist unbeschreiblich. Den Frühling wiedersehen, hieß für mich, im Paradies wieder auferstehen. Kaum begann der Schnee zu schmelzen, als wir unser Gefängnis verließen und uns auf den Weg nach den Charmettes begaben, um die ersten Nachtigallklänge zu genießen. Von da an gab ich die Todesgedanken auf und es ist in der Tat seltsam, dass ich nie bedeutende Krankheiten auf dem Lande gehabt habe. Ich habe viel gelitten, bin aber nie bettlägerig gewesen. [...]

Obwohl noch schwach, nahm ich meine ländlichen Beschäftigungen wieder auf, aber in einer Weise, die meinen Kräften entsprach. Es verdross mich herzlich, dass ich den Garten nicht ganz allein bestellen konnte, aber wenn ich sechs Spatenstiche gemacht hatte, war ich außer Atem, überströmte von Schweiß und konnte nicht weiter. Wenn ich mich bückte, verdoppelte sich mein Herzklopfen und das Blut stieg mir mit solcher

Gewalt zu Kopfe, dass ich mich schnell wieder aufrichten musste. Gezwungen, mich auf weniger ermüdende Arbeiten zu beschränken, nahm ich mich unter anderem des Taubenschlages an und fasste eine so große Vorliebe dafür, dass ich oft, ohne mich zu langweilen, mehrere Stunden nacheinander dort zubrachte.“

Seite 298: *„Im folgenden Winter [des Jahres 1736 auf 1737] kam Barillot aus Italien zurück. Er brachte mir einige Bücher mit, unter anderen den Bontempi und die >Cartella per Musica< des Pater Banchieri, die mir Interesse für die Geschichte der Musik und für die theoretische Ergründung dieser schönen Kunst einflößten. Barillot blieb einige Zeit bei uns und da ich seit einigen Monaten großjährig geworden, so wurde beschlossen, dass ich im nächsten Frühjahr nach Genf gehen solle, um das Vermögen meiner Mutter oder wenigstens, bis man wisse, was aus meinem Bruder geworden, den mir davon zukommenden Teil zu fordern⁷. Dies wurde ausgeführt und ich reiste nach Genf, mein Vater kam seinerseits dahin.“*

Rousseau erhielt sein Erbteil und händigte die bescheidene Summe angeblich vollständig seiner „Mama“ aus. Der Rousseau-Forscher Francois Mugnier berichtet dazu in seinem Buch >Madame de Warens et J.-J. Rousseau – Étude historique et critique<, erschienen Paris 1891, Nachdruck Genf 1971: „Rousseau rentra à Chambéry avec son argent, diminué des frais et de ses dépenses personnelles.

[Auszug aus den >Bekanntnissen<:] *„Je volai porter le reste aux pieds de maman. Le coeur me battait de joie durant la route et le moment où je déposai cet argent dans ses mains me fut mille fois plus doux que celui où il entra dans les miennes. Elle le recut avec cette simplicité des belles ames qui faisant ces choses-là sans effort les voient sans admiration. Cet argent fut employé presque tout entier à mon usage et cela avec une égale simplicité.“*

Le récit est attendrissant; est-il exacte? Certes, Rousseau devait à sa bienfaitrice des sommes bien plus importantes que celle dont il disposait à ce moment; mais il devait encore à M. Charbonnel sept cents livres environ, la moitié de ce qu’il avait reçu à Genève. Il est fort vraisemblable que le marchand exigera le paiement d’une grande partie au moins de sa créance et nous verrons bientôt que si Rousseau remit entre les mains de madame de Warens, une partie de son petit capital, ce ne fut qu’à titre de dépôt. La situation d’ailleurs dut être assez tendue entre elle et lui. Parti de Chambéry vers le 20 juillet il y fut de retour vers le 10 août [1737] et y trouva sa place prise, Wintzenried l’occupait.“

Sein Platz war - nach den Recherchen von Francois Mugnier - bereits im August 1737 von Wintzenried besetzt gewesen, nicht erst im Februar 1738, als er (angeblich) von Montpellier zurück kam.

Rousseau berichtet weiter über seine körperliche Verfassung ab Seite 299: *„Noch immer kehrte meine Gesundheit nicht zurück. Ich nahm im Gegenteil zusehends ab. Ich*

⁷ Rousseau kam mit der Chronologie etwas durcheinander, was kaum verwunderlich ist, da ihm schriftliche Aufzeichnungen, wie z. B. Briefe oder ein Tagebuch, ermangelten. Wenn er erst im „nächsten Frühjahr“, d. h. im Jahr 1738, nach Genf gereist wäre, um das Erbe seiner Mutter zu beanspruchen, hätte seine Reise nach Montpellier auch erst 1738 stattfinden können. Aus seinen Briefen ist jedoch belegt, dass seine Reise definitiv bereits 1737 stattfand. Richtig hätte er schreiben müssen: Da ich in einigen Monaten volljährig wurde, beschlossen wir, dass ich im Sommer [1737] nach Genf fahren solle, um das Vermögen meiner Mutter zu beanspruchen. Die ungenaue Chronologie ändert natürlich nicht das Geringste an der Syphilis-Diagnose.

war leichenblass und mager wie ein Gerippe. Das Pulsieren meiner Adern war furchtbar, das Herzklopfen häufiger, ich war fortwährend kurzatmig und meine Mattigkeit ward schließlich so groß, dass ich Mühe hatte, mich zu bewegen. Ich konnte nicht rascher laufen, ohne zu ersticken; ich konnte mich nicht bücken, ohne Schwindel zu bekommen; ich konnte nicht die leichteste Last heben; ich war zur quälendsten Untätigkeit für einen so unruhigen Menschen, wie ich bin, gezwungen. Es ist gewiss, dass sich in alles das viel Hypochondrie mischte. Die Hypochondrie ist die Krankheit der glücklichen Leute, es war die meinige; die Tränen, die ich oft vergoss, ohne Grund zum Weinen zu haben; das lebhaftes Zusammenschrecken beim Rascheln eines Blattes oder dem Schwirren eines Vogels, die wechselnde Stimmung im ruhigen Verlauf des glücklichsten Lebens, alles dies bekundete jene Langeweile des Wohlseins, die sozusagen zu einer ausschweifenden Empfindsamkeit führt. [...] Als ich das Leben hätte recht genießen können, verhinderte meine verfallende Maschine [mein verfallender Körper, Anspielung auf >l’homme machine< von Julien Offray de La Mettrie] daran, ohne dass man sagen konnte, wo die Ursache des Übels ihren eigentlichen Sitz habe.“

Hier ist es notwendig, wieder eine kurze Zusammenfassung der Indizien zu liefern, die eindeutig für eine Syphilis sprechen: Im fünften Buch ab Seite 223 berichtet Rousseau: „Die Krankheit war eine Entzündung, heftig und kurz, aber meine Wiederherstellung dauerte lange; und einen Monat hindurch war ich nicht im Stande auszugehen.“ Ab Seite 268 spricht Rousseau von „abnehmender Gesundheit“. Er fühlte sich schwächer, wurde deshalb innerlich ruhiger und verlor seine Reisewut, blieb mehr daheim. Hier erfasste ihn nicht die Langeweile, sondern die Schwermut, die Hypochondrie. Seine Abgespanntheit wurde Traurigkeit (heute Depression genannt). Er bekennt: „ich weinte und seufzte über die wichtigsten Dinge“. Schließlich wurde er „wirklich krank“. Worin die Krankheit bestand, vermag er nicht anzugeben. Madame de Warens pflegte ihn wie nur eine wirkliche Mutter ihr Kind pflegen kann. Die ominöse Krankheit war von Fieber und fieberhaften Delirien begleitet. Das Fallen eines Blattes und das Auffliegen eines Vogels versetzte ihn in panisches Erschrecken. Dies ist ein eindeutiges Zeichen einer Neurasthenie, die regelmäßige Begleiterscheinung einer Syphilis.

Im sechsten Buch, ab Seite 275 lesen wir über sein Siechtum: „Die Landluft gab mir meine frühere Gesundheit nicht zurück. Ich siechte und es wurde nur schlimmer. [...] Eines Morgens - ich befand mich nicht schlechter als gewöhnlich – als ich eine kleine Tischplatte auf ihr Gestell hob, fühlte ich in meinem ganzen Körper eine plötzliche unbegreifliche Revolution. Ich weiß sie nicht besser zu vergleichen als mit einer Art Sturm, der in meinem Blut losbrach und sich im Augenblick aller meiner Glieder bemächtigte. Meine Adern begannen nicht allein so stark zu schlagen, dass ich fühlte, sondern dass ich es auch hörte und besonders das Schlagen der Schläfenadern. Damit verband sich ein großes Geräusch in den Ohren, und dies Geräusch war dreifach oder vielmehr vierfach, nämlich ein schweres und dumpfes Summen, ein Murmeln heller wie von rinnendem Wasser, ein sehr scharfes Pfeifen [Tinitus] und das Puls klopfen, von dem ich rede, und dessen Schläge ich leicht zählen konnte, ohne meinen Puls zu fühlen oder meinen Körper mit meinen Händen zu berühren. Dies innere Geräusch war so stark, dass es mir meine bisherige Feinheit des Gehörs nahm und mich nicht gerade taub, aber harthörig machte, wie ich es von da an geblieben bin. [...] Ich hatte bis dahin viel im Schlafen geleistet. Die vollständige Schlaflosigkeit, welche sich mit all diesen Symptomen verband und sie bis jetzt beständig begleitet hat, überzeugte mich vollends, dass ich nur

noch wenig Zeit zu leben habe. Diese Überzeugung beruhigte mich fürs erste über meine Kurbemühungen. Da ich mein Leben nicht verlängern konnte, so beschloss ich, den kurzen Rest so gut wie möglich auszubeuten, und das konnte ich Dank eines besonderen Gunst der Natur, die mich in einem so traurigen Zustand von Schmerzen frei hielt, die damit hätten verbunden sein müssen. Ich war von dem [Tinitus-] Geräusch belästigt, aber ich litt nicht davon; es war keine andere Unbequemlichkeit dabei als die Schlaflosigkeit während der Nächte und jederzeit ein kurzer Atem, der nicht bis zum Asthma wurde und sich nur fühlbar machte, wenn ich laufen oder ein wenig stark zugreifen wollte.“

Mit diesen Angaben Rousseaus über seine rätselhafte Krankheit ist uns sogar eine genaue Diagnose möglich. In dem Buch *>Amors vergifteter Pfeil – Kulturgeschichte einer verschwiegenen Krankheit<* von Ernst Bäumler, 2. rev. Auflage 1997, lesen wir ab Seite 115: *„Nicht nur die Hirngefäße, auch die Gefäße anderer Organe, vor allem die große Körperschlagader, werden von den Treponemen angegriffen. Von ihnen gehen die großen Arterien im Körper aus. Der Angriffspunkt der Treponemen liegt nun meist im Aortenbogen, der sich von der Vorderseite des Brustraumes nach hinten bis zur Wirbelsäule dehnt; von dort führt die Schlagader abwärts ins Becken.*

Die syphilitische Infektion findet gemeinhin im ersten Stück des Aortenbogens statt: die Treponemen nisten sich im inneren Bindegewebe der Aderwand, der Intima, ein und beginnen mit ihrem Zerstörungswerk. Während das Gewebe der Aderwand beim gesunden Menschen elastisch ist und sich im Rhythmus des Herzschlags bläht und wieder zusammenzieht, macht die syphilitische Infektion dieses Gewebe spröde und narbig, es gibt nicht mehr nach. Die Herzarbeit findet an dieser Stelle keine Entsprechung mehr, der fortgesetzte Druck wird nicht mehr ausgeglichen, die Aorta „beutelt“ aus, d. h. es entsteht eine sackartige Ausbuchtung. Eine solche krankhafte Erweiterung – hervorgerufen durch eine Aortitis, eine Entzündung dieser Arterie – ist dann das gefürchtete Aneurysma.

In anderen Fällen gefährdet die Aortitis die Eingänge der Herzkranzarterien. Die Entzündung verengt die Öffnungen der Kranzgefäße, sodass die Blutzufuhr im überanstrengten Herzmuskel immer weiter nachlässt. Dies bedeutet empfindlichen Sauerstoffmangel, es kommt zu Anfällen von Angina pectoris, die mit jeder körperlichen Anstrengung wiederkehren. Diese Symptome werden unter dem Begriff „cardiovasculäre Syphilis“ zusammengefasst.

Im Anfangsstadium verursachen Infektionen der Aorta und Herzkranzgefäße oft nur geringe Störungen und sind klinisch überdies außerordentlich schwer nachzuweisen. Deshalb wurden in der Vergangenheit Fälle syphilitischer Aortitis (Endarteriitis) in frühen Stadien nur selten entdeckt. Röntgenuntersuchungen trugen in letzter Zeit sehr zur Frühdiagnostik solcher Krankheitsbilder bei. Vorher registrierten zumeist erst die Pathologen auf dem Sektionstisch diese Krankheitserscheinungen.“

Bei Jean-Jacques Rousseau deutet wirklich alles darauf hin, dass er ein syphilitischer Herzpatient war. Die Infektion griff die Aorta an, sodass er bei der kleinsten körperlichen Anstrengung Herzrasen bekam, außerdem Atemnot und Schwindel wegen Sauerstoffmangels, er hatte starke Tinitusgeräusche im Ohr, wurde schwerhörig, kurzsichtig, für kurze Zeit sogar blind, angeblich Explosion einer Flasche, jedoch ohne Narben zu hinterlassen, was wiederum unglaublich ist, außerdem litt er unter Schlaflosigkeit und psychischer Verstimmung, der sogenannten Hypochondrie, wir würden heute sagen er litt unter depressiven Gemütsschwankungen.

Wir lesen weiter in den >Bekenntnissen<, Sechstes Buch, ab Seite 300: „*Da ich in jeder Krankheit Symptome der meinigen fand, glaubte ich sie alle zu haben, und bekam noch eine grausame obendrein, von der ich mich frei geglaubt hatte: die Begier, genesen zu wollen; man entgeht ihr schwer, wenn man sich damit beschäftigt, medizinische Bücher zu lesen. Mit all dem Nachforschen, Nachdenken, Vergleichen kam ich zu der Einbildung, der Grund meines Übels sei ein Herzpolyp und [der Arzt] Salomon selbst schien von diesem Gedanken betroffen*⁸. [...] *Auf einer Reise, welche [Claude] Anet nach Montpellier gemacht hatte, um den botanischen Garten und dessen Vorstand Sauvages kennen zu lernen, hatte man ihm gesagt, dass Herr Fizes einen solchen Polypen kuriert habe. Mama erinnerte sich dessen und sprach mir davon. Mehr bedurfte es nicht, um mir das Verlangen einzuflößen, Herrn Fizes zu Rate zu ziehen. Die Hoffnung auf Genesung gibt mir meinen Mut wieder und die Kräfte, die Reise zu unternehmen. Das aus Genf geholte Geld bietet die Mittel. Mama rät mir nicht ab, sondern ermutigt mich; und so mache ich mich auf den Weg nach Montpellier.*

Ich brauchte nicht so weit zu gehen, um den Arzt, dessen ich bedurfte, zu finden. Da Reiten mich zu sehr ermüdete, hatte ich in Grenoble einen Wagen genommen. In Moirans schloss sich eine Reihe von fünf oder sechs anderen Wagen dem meinigen an. Das war in der Tat die Geschichte von den Tragbahren [aus Scarrons Roman >Comique<]. Die meisten dieser Wagen bildeten die Begleitung einer Neuvermählten, die Frau du Colombier hieß. Bei ihr war eine andere Dame, Frau von Larnage, weniger jung und schön als Frau du Colombier (die von Romans war, wo sie zuletzt blieb), die ihre Reise bis zum Städtchen Saint-Andiol in der Nähe von Pont-Saint-Esprit fortsetzen wollte. Bei der Blödigkeit, die man an mir kennt, wird man nicht voraussetzen, dass meine Bekanntschaft mit diesen eleganten Frauen und ihrem Gefolge bald gemacht war; aber da wir denselben Weg hatten, in denselben Wirtshäusern einkehrten und ich, bei Strafe für einen Wehrwolf zu gelten, an derselben Tafel erscheinen musste, so musste es doch endlich zu dieser Bekanntschaft kommen. Es kam in der Tat dazu und sogar schneller, als ich gewünscht hätte, denn der ganze Schwarm passte wenig zu einem Kranken und dazu noch zu einem von meiner Laune. Aber die Neugier machte diese Schelminnen von Weibern so zutunlich, dass sie, um einen Mann kennenzulernen, damit anfangen, ihm den Kopf zu verdrehen. So ging es mir. Frau du Colombier war zu sehr von ihren jungen Stutzern umgeben und hatte nicht Zeit, mich zu umgarnen, was auch nicht der Mühe wert war, da wir uns ja bald trennen sollten; aber Frau von Larnage, die weniger in Anspruch genommen war, hatte sich für die Reise zu versehen; und so nahm Frau von Larnage mich auf's Korn; und dabei war es geschehen um den armen Jean-Jacques, oder vielmehr um mein Fieber, Hypochondrie, Polypen – alles ist dahin in ihrer Gesellschaft, mit Ausnahme des Herzklopfens, das bleibt, und von dem sie keine Neigung zeigt mich zu heilen. Mein Gesundheitszustand war der erste Gegenstand unserer Unterhaltung. Man sah, dass ich leidend war, man wusste, dass ich nach Montpellier ging und mein Aussehen und Wesen muss wohl keinen Don Juan angekündigt haben [der mit Syphilis infiziert war], denn es wurde in der Folge klar, dass man nicht geargwöhnt hatte, ich sei auf dem Wege dahin, um mich von den Folgen der Liederlichkeit [der Syph] zu kurieren. Obwohl Siechtum bei Damen keine große Empfehlung ist, machte mich das meinige doch diesen interessant. Des Morgens sandten sie, sich nach mir erkundigen zu

⁸ Rousseaus Eigendiagnose (Herzpolyp) liegt gar nicht weit von der Realität (syphilitische Aortitis) entfernt, wobei zu bezweifeln ist, dass er sie damals bereits kannte. Die gesamte Brust war leidend, d. h. Herz, Lunge und Kreislauf, aber hauptsächlich die Aorta, waren von der syphilitischen Entzündung betroffen.

lassen und mich zur Schokolade zu sich einzuladen; sie fragten, wie ich diese Nacht zugebracht. Ich antwortete nach meiner Gewohnheit zu sprechen ohne zu denken: ich weiß es nicht. Diese Antwort machte sie glauben, ich sei verrückt [geisteskrank]; sie fragten desto mehr und dieses Examen schadete mir nicht. Ich hörte einmal Frau du Colombier zu ihrer Freundin sagen: es fehlt ihm an Gewandheit, aber er ist liebenswürdig. Dieser Satz ermutigte mich sehr und machte, dass ich es wurde.

Beim Vertrauterwerden musste man von sich reden, sagen, wer man sei, woher man komme. Dies setzte mich in Verlegenheit, denn ich sah sehr wohl voraus, dass in der vornehmen Welt und unter galanten Frauen das Wort >Konvertit< mich vernichten würde. Ich weiß nicht, durch welchen wunderlichen Einfall ich dazu kam, mich für einen Engländer auszugeben. Ich erklärte, ein Anhänger König Jacobs II. zu sein. Man nahm mich dafür. Ich nannte mich Dudding und ich hieß Mister Dudding. Ein verwünschter Marquis von Torignan, der sich bei uns befand, ebenso wie ich krank, obendrein alt und ziemlich schlechter Laune, ließ sich einfallen, mit Mister Dudding eine Unterhaltung anzuknüpfen. Er erzählte mir von König Jakob, vom Prädendenten, vom alten Hofe von Saint-Germain. Ich befand mich wie auf glühenden Kohlen, ich wusste von dem allen nur das wenige, was ich im Grafen Hamilton und in den Zeitungen gelesen hatte; doch machte ich von diesem Wenigen so guten Gebrauch, dass ich mich ohne Verstoß aus der Sache zog. Es war ein Glück, dass niemand daran dachte, mich über die englische Sprache zu befragen, von der ich auch keine Silbe verstand.

Die ganze Gesellschaft gefiel sich einander und sah mit Bedauern dem Augenblick entgegen, wo sie auseinander gehen sollte. Wir machten wahre Schneekentagesreisen. Eines Sonntags befanden wir uns in Saint-Marcellin; Frau von Larnage wollte in die Messe gehen, ich schloss mich ihr an; das hätte mir beinahe mein Spiel verdorben. Ich betrug mich, wie ich es immer getan habe. Auf meine andächtige und stille Haltung hin hielt sie mich für einen Frömmeler und fasste von mir die schlechteste Meinung von der Welt, wie sie mir zwei Tage nachher gestand. Es bedurfte in der Folge vieler Galanterien meinerseits, um diesen schlechten Eindruck zu verwischen; oder vielmehr Frau von Larnage wollte als Frau von Erfahrung, welche sich nicht leicht zurückschrecken lässt, gern [in] die Gefahr ihrer Zuorkommenheiten laufen, um nur zu sehen, wie ich mich aus der Sache ziehen würde. Sie machte mir deren viele und solche, dass ich, weit entfernt an mein Gesicht zu denken, glaubte, dass sie sich über mich lustig mache. In diesem thörichten Wahn gab es für mich keinerlei Dummheiten, welche ich nicht beging; ich war schlimmer als der Marquis du Legs. Frau von Larnage blieb standhaft, versuchte mich so oft zu verlocken und sagte mir so zärtliche Dinge, dass ein viel weniger dummer Mann als ich Mühe gehabt haben würde, alles dieses für Ernst zu nehmen. Je mehr sie arbeitete, desto mehr bestärkte sie mich in meinem Glauben; und was mich noch mehr quälte war, dass ich mich ernsthaft in sie zu verlieben anfang. Ich sagte seufzend zu mir selbst und zu ihr: Ach, dass dies alles nicht wahr ist! Ich würde der glücklichste Mensch der Welt sein. Ich glaube, dass meine Novizeneinfältigkeit nur ihren Eigensinn aufbrachte und dass sie sich nicht eine Niederlage eingestehen wollte.

[...] Wir waren zu Mittag in Valence angekommen und blieben den Rest des Tages nach unserer löblichen Gewohnheit dort. Wir logierten vor der Stadt in Saint-Jacques. Ich werde mich immer dieses Wirtshauses und des Zimmers von Frau von Larnage darin erinnern. Nach dem Essen wollten wir spazieren gehen. Sie wusste, dass der Marquis Gehen nicht liebte. Es war ein Mittel, sich ein Tête-à-Tête zu verschaffen, das sie entschlossen war auszubeuten, denn es war keine Zeit mehr zu verlieren, wenn welche übrigbleiben sollte, die sich noch verwerten ließe. Wir wandelten um die Stadt herum, an den Gräbern entlang. Ich begann von neuem das lange Register meiner Klagen, worauf

sie mit so zärtlichem Ton antwortete, während sie meinen Arm, den sie hielt, zuweilen an ihr Herz drückte, dass nur eine Dummheit wie die meine mich verhindern konnte, einzusehen, dass sie es ernst meine. Das Unbezahlbare dabei war, dass ich selbst gerührt war. Ich habe erwähnt, dass sie liebenswürdig war. Die Liebe machte sie reizend. Sie gab ihr den ganzen Glanz der ersten Jugend zurück und sie betrug sich mit so schlauer Kunst, dass sie den geriebensten Menschen verführt hätte. Mir war also sehr schwül zu Mute; ich war immer auf dem Punkt, kühn zu werden. Aber die Furcht zu beleidigen oder zu missfallen, die noch größere Angst, verspottet, verlacht, verhöhnt zu werden, ein Tafelanedötchen zu liefern, von dem unbarmherzigen Marquis über meinen Mut beglückwünscht zu werden, hielten mich zurück [...]. Glücklicher Weise war Frau von Larnage menschlicher. Sie unterbrach plötzlich dies Schweigen, indem sie ihren Arm um meinen Nacken schwang und im selben Augenblick sprach ihr Mund auf dem meinen zu deutlich, um mir meinen Irrtum zu lassen. Die Krisis konnte nicht in besserem Augenblick zum Durchbruch kommen. Ich wurde liebenswürdig. Es war Zeit. Sie hatte mir die Zuversicht gegeben, deren Mangel mich fast immer gehindert hat, ich zu sein. Damals wurde ich es. Nie haben meine Augen, meine Sinne, mein Herz und mein Mund so gut gesprochen; nie habe ich mein Unrecht so vollkommen wieder gut gemacht und wenn diese kleine Eroberung Frau von Larnage Mühe gemacht hat, so habe ich Grund zu glauben, dass sie sie nicht als verloren betrachtet hat.

Wenn ich hundert Jahre lebte, würde ich mich nie ohne Vergnügen an diese reizende Frau erinnern. Ich sage reizend, obwohl sie weder schön noch jung war; aber ebenso wenig hässlich und alt, hatte ihr Gesicht nichts, was ihren Geist und ihre Anmut hinderte, zu bezaubern. Ganz im Gegensatz zu anderen Frauen, war das am wenigsten Frische an ihr das Gesicht; und ich glaube, dass die Schminke es ihr verdorben hatte. Sie hatte ihre Gründe, sich leicht hinzugeben; es war das Mittel, ihre ganzen Vorzüge geltend zu machen. Man konnte sie sehen, ohne sie zu lieben, aber nicht sie besitzen, ohne sie anzubeten; und das beweist, denke ich, dass sie nicht immer so verschwenderisch mit ihrer Gunst gewesen, wie sie es gegen mich war.“

Seite 307: „Das selige Leben dauerte vier oder fünf Tage, während welcher ich in den süßesten Genüssen schwelgte und mich berauschte. Sie waren rein, tief, ohne eine Beimischung von Schmerz; die ersten und die einzigen, die ich so gekostet; und ich kann sagen, dass ich Frau von Larnage verdanke, wenn ich nicht von der Welt scheidet, ohne das Vergnügen gekannt zu haben⁹.“

[...]

„Ich erinnere mich des Orts nicht mehr, wo der Marquis, der aus der Gegend war, uns verließ, aber wir fanden uns allein, bevor wir nach Montelimar kamen. Jetzt schickte Frau von Larnage ihr Kammermädchen in meinen Wagen, während ich in dem ihrigen fuhr. Auf diese Art langweilte uns die Reise nicht. Ich könnte sicherlich nicht angeben, wie die Gegend beschaffen ist, durch die wir kamen. In Montelimar hatte sie für drei Tage zu tun, während welcher sie mich jedoch nur eine Viertelstunde verließ, um einen Besuch zu machen, der ihr trübselige Belästigungen und Einladungen zuzog, die sie sich wohl hütete anzunehmen. Sie gab Unwohlsein vor, das uns doch nicht abhielt, alle Tage in der schönsten Gegend und unter dem sonnigsten Himmel der Welt allein zusammen

⁹ Dieser Ausspruch ist natürlich eine tiefe Beleidigung gegen seine langjährige Lebensgefährtin Therese Levasseur. Man kann diese Rücksichtslosigkeit tatsächlich den psychischen Spätfolgen seiner Hirnlues zuschreiben.

umherzustreifen. O, diese drei Tage! Ich habe sie mir zurückwünschen dürfen! Ähnliche sind mir nicht wieder beschert worden.

Reiseliebesabenteuer können keine Dauer haben! Wir mussten uns trennen; und ich gestehe, dass es Zeit war. Nicht, dass ich gesättigt war oder im Begriff, es zu werden. Ich wurde ihr jeden Tag mehr gewonnen. Aber trotz aller Zurückhaltung der Dame blieb mir nicht viel mehr übrig als der gute Wille; und bevor wir uns trennten, wollte ich diesen Rest daran setzen, was sie aus Vorsicht gegen die Mädchen von Montpellier auch duldeten. Wir suchten unseren Schmerz zu zerstreuen, indem wir von unserem Wiedersehen sprachen. Es wurde beschlossen, dass ich diese Art Kur, da sie mir so gut bekam, fortsetzen und dass ich den Winter in Saint-Andiol unter der Leitung der Frau von Larnage zubringen sollte. Ich sollte in Montpellier nur fünf oder sechs Wochen bleiben, ihr die Zeit zu lassen, die nötigen Einleitungen zu treffen, um den Klatschereien vorzubeugen. Sie gab mir ausführliche Instruktionen über das, was ich wissen musste, was ich sagen sollte, über die Art, wie ich mich zu betragen hatte. Unterdessen wollten wir uns schreiben. Sie sprach mir viel und ernst über die Schonung meiner Gesundheit, ermahnte mich, geschickte Leute zu Rate zu ziehen, genau zu befolgen, was sie mir vorschreiben würden und nahm es auf sich, mich zur Beobachtung ihrer Anordnungen anhalten zu wollen, so strenge diese auch sein würden, sobald ich zu ihr gekommen. Ich glaube, dass sie es aufrichtig meinte, denn sie liebte mich; sie gab mir hundert Beweise davon, sicherer als ihre Gunstbezeugungen. Nach meiner Ausstattung schloss sie, dass ich nicht im Überfluss schwimme. Obwohl sie selbst nicht reich war, wollte sie mich bei unserer Trennung zwingen, ihre Börse zu teilen, die sie ziemlich wohl gefüllt von Grenoble mitbrachte. Ich hatte viel Mühe, dies abzulehnen. Schließlich verließ ich sie, das Herz übervoll von ihr und in ihr eine, wie ich glaube, wahre Anhänglichkeit an mich zurücklassend.

Ich beendete meine Reise, während ich sie in Gedanken von neuem zurücklegte und für den Augenblick sehr zufrieden, in einem bequemen Wagen zu sitzen, in welchem ich gemächlich von dem genossenen Glück und von dem, welches mir verheißen war, träumen konnte. Ich dachte nur an Saint-Andiol und das entzückende Leben, das mich dort erwartete. Ich sah nur Frau von Larnage und was sie umgab. Die ganze übrige Welt war mir nichts mehr, selbst Mama [Frau von Warens] war vergessen.“

Seite 311: „Ich hatte während meiner Reise ganz vergessen, dass ich krank war; ich erinnerte mich wieder daran, als ich in Montpellier ankam. Meine hypochondrischen Anfälle waren allerdings geheilt, aber alle meine anderen Leiden blieben mir; und wenn auch die Gewohnheit sie mich weniger fühlen ließ, so waren sie doch für jemanden, welcher sich von ihnen auf einmal überfallen gefühlt hätte, genug, um sich für tot [todkrank] zu glauben. In Wirklichkeit waren sie weniger schmerzlich als erschreckend und ließen den Geist mehr leiden als den Körper [Furcht vor den weiteren Folgen der Syphilis], dessen Untergang sie anzukündigen schienen. Daher kam es, dass ich, durch heftige Leidenschaften zerstreut, nicht mehr an meinen Zustand dachte; aber da er kein eingebildeter war, verspürte ich ihn wieder, sobald ich bei kaltem Blute war. Ich dachte daher ernstlich an die Ratschläge von Frau von Larnage und an den Zweck meiner Reise. Ich befragte die berühmtesten Ärzte und besonders Herrn Fizes; und aus Übermaß von Vorsicht gab ich mich bei einem Arzt in Kost. Es war ein Irländer, namens Fitz Moris, welcher einen ziemlich besetzten Tisch für Studenten der Medizin hielt, und es hatte das Angenehme für einen Kranken, welcher sich dort aufnehmen ließ, dass Herr Fitz Moris sich mit einem anständigen Kostgeld für das Essen begnügte, und dass er von seinen Kostgängern nichts für seine Dienste als Arzt nahm. Er übernahm es, die Verordnungen

des Herrn Fizes auszuführen und über meine Gesundheit zu wachen. Er entledigte sich dieser Aufgabe sehr gut, was die Diät anbetrifft; man litt in dieser Kostschule nicht an schlechter Verdauung; und obwohl ich für Entbehrungen dieser Art nicht sehr empfindlich bin [im Sinne von: Rousseau war bei der Nahrung nicht wählerisch], lagen mir die Vergleichspunkte so nahe, dass ich mich nicht hindern konnte, mir zuweilen einzugestehen, dass Herr von Torignan [sein früherer Reisebegleiter] ein viel besserer Lieferant [von Mahlzeiten] sei als Herr Fitz Moris. Indessen, da man auch nicht vor Hunger starb und diese ganze Jugend sehr heiter war, tat mir diese Lebensweise wirklich gut und hielt mich davon ab, in meine Niedergeschlagenheit zurückzufallen. Ich verbrachte den Morgen damit, Arzneien einzunehmen, besonders – ich weiß nicht was für eins – Brunnenwasser, ich glaube den Brunnen von Vals, und an Frau von Larnage zu schreiben; denn der Briefwechsel ging hin und her und Rousseau übernahm es, die Briefe seines Freundes Dudding von der Post zu holen. Gegen Mittag machte ich [regelmäßig] einen Spaziergang nach der Canourgue mit einem unserer jungen Tischgenossen, welche alle gute Kinder waren; man kam dann wieder zusammen, man ging zum Mittagessen. [...] Es waren unter den Studenten mehrere Irländer, durch welche ich einige Worte englisch für Saint Andiol zu erlernen suchte. Denn die Zeit nahte, um welche ich mich dahin begeben sollte. Frau von Larnage drängte mich an jedem Posttage dazu; und ich bereitete mich darauf vor, ihr zu gehorchen. [...]

Ich reiste gegen Ende November [1737] ab, nach sechs Wochen oder zwei Monaten Aufenthalt in dieser Stadt, wo ich ein Dutzend Louisdor zurückließ ohne irgendwelchen Nutzen für meine Gesundheit oder für meine Belehrung, es sei denn ein Anatomiekurs bei Herrn Fitz Moris, welchen ich durch den schrecklichen Gestank der Leichen, die man zerlegte und den ich unmöglich ertragen konnte, zu verlassen gezwungen war.“

Hier wollen wir wieder einmal das Berichtete rekapitulieren und analysieren. Also, Jean-Jacques reiste im November 1737 von Montpellier ab und kam erst nachweislich im Februar oder gar erst im März 1738 in Chambéry bei Madame de Warens an¹⁰. Wo hielt er sich in der Zwischenzeit von drei oder gar vier Monaten auf? - Natürlich bei Frau von Larnage. Wo denn sonst? Es ist wiederum mehr als verwunderlich, dass keinem Rousseau-Biograph - exakter formuliert: keinem, den ich bisher gelesen habe - diese „leeren Seiten“ in Rousseaus Leben aufgefallen sind.

Rousseau erwähnte in den Briefen an Frau von Warens, er wolle sich nach einem kleinen Ort unweit von St. Esprit begeben, um da eine Kur mit Eselsmilch zu gebrauchen und deswegen sogar seine Möbel bei Madame de Warens verkaufen. Wenn da nicht bereits bei ihr Verdacht aufgekommen war?

Jean-Jacques reiste also nach meiner Überzeugung in die Nähe der Madame de Larnage. Wir erinnern uns, was er in seinen >Bekanntnissen< auf Seite 309 schrieb: „Ich dachte nur [noch] an Saint Andiol und das entzückende Leben, das mich dort erwartete. Ich sah nur Frau von Larnage und was sie umgab. Die ganze übrige Welt war mir nichts, selbst Mama war vergessen. Ich beschäftigte mich damit, in meinem Kopf alle Einzelheiten zu überlegen, welche Frau von Larnage mir angegeben hatte, um mir im

¹⁰ Siehe Francois Mugnier: >Madame de Warens et J.-J. Rousseau – étude historique et critique<, Nachdruck der Ausgabe 1891, Slatkine Genève 1971, Seite 168: Il [Rousseau] arriva en février 1738 ou en mars au plus tard.“

voraus ein Bild von ihrer Wohnung, ihrer Nachbarschaft, ihrem Umgang, ihrer ganzen Lebensart zu geben.“ Und da will Rousseau die Kraft besessen haben, zu Mama zurückzukehren, ohne vorher sein Glück in Saint Andiol bei Frau von Larnage probiert zu haben? Das halte ich für sehr unwahrscheinlich.

Was sich in Saint Andiol ereignete, wissen wir absolut nicht. Aber wir können es erahnen. Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit war der Versuch, mit Frau von Larnage zusammenzuleben, bereits nach wenigen Wochen fehlgeschlagen. Und aus welchem Grund? – Wegen Rousseaus Syphilis. Das erste Stadium der Infektion trat bei Madame de Larnage bereits nach zwei bis drei Wochen auf. Ein kleines Geschwür am Mund oder an den Genitalien. Das zweite Stadium begann ungefähr neun Wochen nach der Infektion. Kurz nachdem Rousseau bei ihr in Saint Andiol angekommen war, befiel sie eine heftige fiebrige Krankheit. Rousseau ahnte bereits, was er angerichtet hatte. Falls sich ein Hautausschlag, ein Syphilid, bei ihr bildete, erkannte ihr Arzt sofort, um welche Krankheit es sich handelte. Frau von Larnage wusste natürlich genau, bei wem sie sich die Lustseuche einfing. Der schöne Traum Rousseaus über ein noch herrlicheres Leben als bei Madame de Warens war - früher als schlimmstenfalls gedacht - bereits zu Ende geträumt.

Den Abstecher nach Saint Andiol lässt Rousseau in seinen >Bekanntnissen< lieber unerwähnt. Dieses Eingeständnis hätte ihn in den Augen seiner Leser nur herabsetzen können. Stattdessen berichtet er von dem kühlen Empfang bei Frau von Warens in Chambéry. Wenn Frau von Warens in der Gunst der Leser sinkt, steigt er dadurch automatisch.

Ein weiteres Indiz, das für meine These und gegen die Darstellung von Rousseau spricht, ist folgende Überlegung: Wenn der Empfang bei Madame de Warens tatsächlich so kalt ausgefallen wäre und er erst jetzt bemerkt hätte, dass sein Platz durch Wintzenried besetzt war - in Wahrheit wusste er dies bereits vor seiner Abreise nach Montpellier - warum reiste Rousseau dann nicht stehenden Fußes zu Madame de Larnage? – Antwort: Das konnte er nicht mehr, denn er kam bereits von Frau von Larnage zu Frau von Warens zurück. Irgend etwas war vorgefallen in Saint Andiol, das Jean-Jacques uns, seinen Lesern, absichtlich verschwieg. Und dieses Verschweigen steht im Zusammenhang mit seiner furchtbaren Krankheit: der Syphilis.

Wir brauchen wiederum bei Rousseau nicht allzu strenge moralische Maßstäbe anzulegen. Goethe hätte gesagt, wir sollen eher mild als streng urteilen: In der Polygamie gelten keine so strengen Regeln wie in einer monogamen Partnerschaft.

Bei Frau von Warens können wir von einer sexuellen Enthemmung infolge ihrer Syphilis sprechen. Auf Seite 319 berichtet Rousseau, dass sie ihm zu verstehen gegeben habe, all seine „früheren Rechte“ an ihr seien die selben geblieben und sogar durch die Teilung derselben mit einem anderen Mann - mit dem neuen Favorit Wintzenried - würden sie nicht verkürzt werden. Letzteres halte ich für eine maßlose Übertreibung Rousseaus. Wiederum eine Folge seiner eigenen Paralysepsychosen.

Für völlig ungläubhaft halte ich, dass er nur aus rein moralischen Gründen den Verlockungen der Frau von Warens widerstanden habe. Was könnte der reale Grund für seine freiwillige Abstinenz gewesen sein? – Es gibt einen sehr schwerwiegenden: Rousseau infizierte sich bei ihr mit Syphilis. Der Arzt in Montpellier fragte ihn natürlich, mit welcher Frau er sexuellen Verkehr gehabt habe. Und das war eindeutig nur Madame de Warens. Der Arzt riet ihm daraufhin dringend, keine sexuellen Handlungen mehr mit ihr zu begehen, da er sich ein zweites Mal an ihr mit Syphilis infizieren könne! Dies war

der einzig wahre und reale Grund für die Zurückhaltung Rousseaus von seiner heißgeliebten „Mama“ und für das bald danach erfolgte Erkalten ihrer Freundschaft. Ein Indiz, das für meine These spricht, ist die Tatsache, dass Jean-Jacques in den folgenden zwei Jahren, sogar im Winter, allein im Haus auf den Charmettes lebte, während Madame de Warens mit Wintzenried in der Stadt Chambéry wohnte.¹¹ Rousseau musste sich entscheiden: entweder Sex oder Leben. Der Wunsch nach Leben und Wiedererlangung seiner Gesundheit war wohl doch ein klein wenig stärker.

Rousseau spürte natürlich die Entfremdung, die im Verhalten der Madame de Warens ihm gegenüber eintrat. Und er philosophierte darüber Seite 321: *„Die Entsagung, die ich mir auferlegt, und die sie anscheinend gebilligt hatte, gehört zu den Dingen, die die Frauen nicht verzeihen, welche Miene sie auch dabei annehmen, weniger um dessentwillen, was ihnen dadurch entzogen wird, als wegen der Gleichgültigkeit, die sie darin sehen. Nehmt die vernünftigste, die denkendste, die am wenigsten sinnliche Frau: das unverzeihlichste Verbrechen, welches der Mann, an dem ihr im übrigen am wenigsten gelegen ist, wider sie begehen kann, ist, die Möglichkeit, sie zu besitzen, ungenützt lassen. Diese Regel muss ohne Ausnahme sein, weil eine so natürliche und so tiefe Sympathie in ihr [Madame de Warens] durch eine Enthaltung erlosch, die nur Beweggründe der Tugend, der Anhänglichkeit und der Hochachtung hatte.“*

Ein Jahr später wurde ihm eine Hofmeisterstelle in Lyon angeboten. Rousseau bekennt über seinen Abschied von Frau von Warens, siehe Seite 322: *„Herr Deybens bot mir die Stelle eines Erziehers der Kinder des Herrn von Mably an; ich nahm sie an und reiste nach Lyon ab, ohne das geringste Bedauern über eine Trennung zu hinterlassen, ja fast zu fühlen, an welche wir früher nicht hätten denken können, ohne eine tödliche Beängstigung zu empfinden.“* – Das Bekenntnis eines Gefühls von „tödlicher Beängstigung“ beim bloßen Gedanken einer Trennung, ist ebenfalls ein Indiz für Neurasthenie, sowohl bei Jean-Jacques als auch bei Madame de Warens.

Hier mache ich einen großen zeitlichen Sprung. Mehrere Jahre sind vergangen und Rousseau lebt und arbeitet als Sekretär des französischen Botschafters in Venedig. Er berichtet von zwei erotischen Abenteuern, wovon nur das erste für uns von Interesse ist.

II. Band, siebtes Buch, ab Seite 55: *„Ich habe immer Widerwillen für die öffentlichen Dirnen gehabt und in Venedig stand mir doch nichts anderes zu Gebote, da mir der Eintritt in angesehene Häuser wegen meiner Stellung verboten war. [...] Man sprach bei Tisch von den Ergötzlichkeiten Venedigs. Die Herren warfen mir meine Gleichgültigkeit für die verführerischste von allen vor, rühmten die Liebenswürdigkeit der venetianischen Courtisanen und behaupteten, es gäbe in der Welt keine, die gegen sie aufkämen. Domenico sagte, ich müsste Bekanntschaft mit der liebenswertesten von allen machen, er wolle mich zu ihr führen und ich werde zufrieden sein. [...] Die „Padoana“, zu der wir gingen, war ziemlich hübsch, schön sogar, aber nicht von einer Schönheit, die mir gefiel. Domenico ließ mich bei ihr. Ich ließ Sorbetti kommen, ich ließ mir von ihr vorsingen, und nach einer halben Stunde wollte ich gehen, auf dem Tisch einen Dukaten zurücklassend. Aber sie hatte den wunderlichen Skrupel, ihn nicht*

¹¹ Siehe L. F. Benedetto: >Madame de Warens d'après de nouveaux documents<, Paris 1914, Seite 214: „Au cours des deux années qu'il demeura aux Charmettes, depuis l'été de 1738 jusqu'au mois de mai 1740, Jean-Jacques fut laissé, la plupart du temps, dans la plus complète solitude. Madame de Warens et Wintzenried ne passaient aux Charmettes que la belle saison. Lui y restait aussi pendant l'hiver“.

annehmen zu wollen, ohne ihn verdient zu haben; und ich hatte die absonderliche Dummheit, ihrem Skrupel ein Ende zu machen. Ich kam in den Palast zurück, überzeugt, dass ich gepfeffert [mit Syphilis infiziert] sei, sodass das Erste was ich tat war, nach dem Chirurgus [Arzt] zu senden, damit er mir Tisanen verschreibe. Nichts kommt der Gemütsstimmung gleich, in der ich in den nächsten drei Wochen lebte, ohne dass irgend ein wirkliches Leiden, irgend ein erscheinendes Symptom [der Syphilis] es rechtfertigte. Ich konnte es nicht begreifen, dass man ungestraft aus den Armen der Padoana kommen könne. Der Chirurgus selber hatte alle erdenkliche Mühe, mich zu beruhigen. Dies gelang ihm auch nicht eher, als bis er mir einredete, ich sei von besonderer Beschaffenheit, sodass ich nicht leicht angesteckt werden könne; und obwohl ich weniger als vielleicht irgend ein anderer Mann es auf die Probe habe ankommen lassen, so beweist mir doch der Umstand, dass ich in dieser Beziehung [gemeint ist: an der Syphilis] niemals zu leiden gehabt habe; die Wahrheit dessen, was der Chirurg mir versicherte¹². Dieser Glaube hat mich jedoch nie verwegen gemacht; und wenn ich wirklich von der Natur diesen Vorzug erhielt, so kann ich sagen, dass ich ihn nicht missbraucht habe.“

Erneut ein Sprung von mehreren Jahren. Rousseau arbeitet jetzt in Paris bei Herrn Francueil als Kassierer. Er berichtet im achten Buch ab Seite 109: *„Seit ich bei Frau von Dupin [in Paris] lebte, war ich immer mit meinem Schicksal zufrieden gewesen, ohne irgend ein Verlangen zu zeigen, es verbessert zu sehen. Die von ihr und Herrn Francueil ausgehende Verbesserung meines Gehalts war einzig Sache ihres eigenen Antriebs. Herr von Francueil, der mich von Tag zu Tag lieber bekam, wollte mir in diesen Jahren meine Lage ein wenig behaglicher und minder prekär machen. Er war Receveur général des Finances. Sein Kassierer Dudoyer war alt, reich und wollte sich zurückziehen. Herr von Francueil bot mir diese Stelle an und um mich in Stand zu setzen, sie ausfüllen zu können, ging ich während einiger Wochen zu Herrn Dudoyer, die nötige Unterweisung zu erhalten. [...] Doch ohne die Feinheiten des Geschäfts begriffen zu haben, machte ich mir den Geschäftsablauf hinreichend zu eigen, um ihn im großen Ganzen so ziemlich leiten zu können. Ich begann sogar die Funktionen: ich führte die Bücher und die Kasse; ich zahlte und nahm Geld ein, gab Empfangsscheine und obwohl ich so wenig Geschmack als Talent für dieses Handwerk hatte, so begann doch das reifere Alter mich klug zu machen; ich war entschlossen, mein Widerstreben zu überwinden, um mich meinem Posten ganz hinzugeben. Als ich begann in Fahrt zu kommen, machte Herr von Francueil unglücklicher Weise eine kleine Reise, während welcher mir seine Kasse anvertraut blieb, worin sich jedoch gerade nur fünfundzwanzig bis dreißigtausend Franken befanden. Die Sorgen, die Unruhe, welche mir die anvertraute Summe machte, ließ mich fühlen, dass ich nicht zum Kassierer geschaffen sei. Ich zweifle nicht, dass das schlechte Blut, das ich während seiner Abwesenheit bekam, zu der Krankheit beigetragen hat, worin ich nach seiner Rückkehr verfiel¹³. [...]*

¹² Warum leugnete Rousseau so vehement seine Syphilis? Es war zu seiner Zeit allgemein bekannt, dass am Ende einer Syphilisinfektion häufig der Wahnsinn, bzw. Halbwahnsinn steht. Mit dem Eingeständnis seiner Syphilis hätte er in den >Bekanntnissen< automatisch eingestanden, dass sein ganzes Leben von den Folgen seiner Hirnlues beeinflusst gewesen war. Auch sein späterer Verfolgungswahn war eine Folge seiner Paralysepsychosen.

¹³ Wir haben oben in dem Werk von Prof. Dr. Zeh mit Titel >Progressive Paralyse< gelesen, dass „schon relativ banale Belastungen wie Überforderung, Erschöpfung und Schlafentzug“ genügen, „um Leistungsversagen und Fehlreaktionen hervorzurufen. Ein einfacher Situationswechsel, Veränderungen der Lebensgewohnheiten, der persönlichen Umgebung, der Wohnordnung, der

In der Zeit, von der ich rede, als ich mich vielleicht zu sehr mit der widerwärtigen Arbeit an dieser verdammten Kasse ermüdet hatte, wurde ich schlimmer als zuvor und blieb beinahe sechs Wochen lang im trübseligsten Zustand, den man sich denken kann, bettlägerig. Frau Dupin sandte mir den berühmten [Arzt] Morand, der mir trotz seiner Geschicklichkeit und der Feinheit seiner Hand unglaubliche Schmerzen verursachte und nie damit zu Stande kam, mich zu sondieren. Er riet, mich an [den Arzt] Darran zu wenden, dessen biegsamere wächserne Sonden in der Tat sich endlich einführen ließen und das Hemmnis [Wasser zu lassen] besiegte. Aber als Morand der Frau Dupin Bericht über meinen Zustand gab, erklärte er ihr, dass ich noch sechs Monate nicht mehr am Leben sein würde. Diese Äußerung, die mir bekannt wurde, ließ mich ernste Betrachtungen über meinen Zustand anstellen und über die Thorheit, die Ruhe und die Annehmlichkeit der wenigen Tage, welche mir noch übrig seien, der Sklaverei des Amtes zu opfern, für welches ich nur Widerwillen fühlte; und würde es mir nicht übel angestanden haben, als Kassierer eines Finanzempfängers die Uneigennützigkeit und die Armut zu predigen? Diese Gedanken gährten mit dem Fieber so zusammen, sie verbanden sich mit solcher Gewalt, dass seitdem nichts sie wieder ausreißen konnte. Während meiner Genesung bestärkte ich mich mit ruhiger Überlegung in allen Entschlüssen, die ich im Delirium¹⁴ gefasst hatte. Ich verzichtete für immer auf jeden Plan, zu [materiellem] Glück und Beförderung zu gelangen, entschlossen, die wenige Zeit, die mir zu leben übrig geblieben, in der Unabhängigkeit und Armut zuzubringen. Ich wandte alle Kräfte meiner Seele daran, die Fesseln, welche das Urteil der Welt uns anlegt, zu zerbrechen und mit Mut alles zu tun, was mir gut erschien, ohne mich irgend um die Meinung der Menschen zu kümmern. Die Hindernisse, die ich zu bekämpfen hatte, und die Anstrengungen, die ich aufbot, um darüber zu triumphieren, sind unglaublich. Es gelang mir, so viel es möglich ist und mehr als ich selbst gehofft. Wenn ich das Joch der Freundschaft ebenso gut abgeschüttelt hätte als die Menschenfurcht, so würde ich meine Absicht erreicht haben: die größte vielleicht oder wenigstens die der Tugend förderlichste, die ein Sterblicher je gefasst hat; aber während ich die verrückten Urteile des gemeinen Haufens der sogenannten Großen und der sogenannten Weisen mit Füßen trat, ließ ich mich unterjochen und wie ein Kind führen durch sogenannte Freunde, die, eifersüchtig auf meinen stolzen und einsamen Wandel auf einer neuen Bahn, sich sehr geschäftig zeigten, mich glücklich zu machen, und mich doch in der Tat nur lächerlich zu machen strebten, und damit begannen, mich herabzuwürdigen, um dann dahin zu gelangen, mich verschriehen zu machen.“

Seite 178: *„Bis dahin war ich gut gewesen; von nun an wurde ich tugendhaft oder wenigstens berauscht von der Tugend. Dieser Rausch hatte in meinem Kopf begonnen, aber er war in mein Herz übergegangen. Der edelste Stolz keimte darin auf der Stelle der entwurzelten Eitelkeit. Ich stellte nichts vor, ich wurde in Wirklichkeit das, was ich schien, und während der vier Jahre mindestens, die dieser Gährungszustand dauerte, gab ich nichts einem Menschenherzen fassbares Schönes und Großes, dessen ich nicht, mit*

Pflege mögen den Anstoß geben. Nicht so selten sind auch, wie schon früher beschrieben wurde, die in der paralytischen Persönlichkeitsveränderung begründeten andauernden Fehlhandlungen und Entwicklungen, die sich gelegentlich zuspitzen können“. Die berufliche Überarbeitung führte bei Rousseau zu einer schweren Erkrankung. natürlich war auch sein Harnleiden davon betroffen.

¹⁴ Spätestens hier wird deutlich, dass Rousseau, wie bereits öfters, von zwei völlig verschiedenen Krankheiten redet: Zum einen leidet er unter Harnverhalten, zum anderen hat er „schlechtes Blut“ bekommen (damit kann auch eine infektiöse Krankheit umschrieben sein) mit Fieber und Delirium, was eindeutig auf die Hirnlues (Spirochäten der Syphilis) zurückzuführen ist.

dem Himmel und mir allein, fähig gewesen wäre. Daraus entsprang meine plötzliche Beredsamkeit; daraus ergoss sich in meine ersten Bücher jenes wahrhaft himmlische Feuer, das mich innerlich durchglühte und das bisher, vierzig Jahre lang, noch nicht den geringsten Funken gesprüht hatte, weil es noch nicht entzündet war.

Ich war wahrhaft umgewandelt. Meine Bekannten, meine Freunde erkannten mich nicht wieder. Ich war nicht mehr der schüchterne und eher verlegene als bescheidene Mensch, der nicht wagte, sich zu zeigen oder zu reden, den ein scherzhaftes Wort aus der Fassung brachte, den der Blick einer Frau erröten machte. Kühn, stolz, unerschrocken trat ich überall mit einer Zuversicht auf, die desto fester war, je einfacher sie war und mehr in meiner Seele als meiner äußeren Haltung lag. Die Verachtung, welche meine auf den Grund gehenden Studien mir für die Sitten, die Grundsätze und die Vorurteile meines Jahrhunderts eingeflößt hatten, machte mich unempfindlich gegen den Spott derer, welche sie teilten; und ich zerschmetterte ihre kleinen Bonmots mit meinen Aussprüchen, wie ich ein Insekt zwischen meinen Fingern zerdrücken würde. Welche erstaunliche Wandlung! Ganz Paris wiederholte die ätzenden und beißenden Sarkasmen desselben Menschen, der zwei Jahre vorher und zehn Jahre nachher nie das, was er hätte sagen sollen, zu finden wusste, noch den Ausdruck, den er suchte. Wenn man den meiner Natur am meisten widersprechenden Zustand suchen wollte, würde man diesen finden. Erinnert man sich an einen jener kurzen Augenblicke meines Lebens, worin ich ein anderer wurde und aufhörte, ich zu sein, so findet man es in der Zeit, von der ich rede; aber statt sechs Tage, sechs Wochen zu dauern, dauerte dieser Zustand fast sechs Jahre und würde vielleicht noch dauern ohne die besonderen Umstände, die ihn beendigten und mich der Natur wiedergaben, über welche ich mich hatte erheben wollen.“

Hier ist wieder eine Erläuterung notwendig: Jetzt hat ein weiteres Stadium der Hirnlues begonnen, die syphilitische Euphorie. Er kümmert sich jetzt nicht mehr um die Meinung der anderen, um die wohlmeinenden Ratschläge seiner Freunde und Freundinnen. Jetzt will er nur noch nach seinen eigenen Vorstellungen leben. Er richtet sich nicht mehr wie früher nach der Welt, sondern die Welt soll sich gefälligst nach ihm richten. Er befindet sich in einem „Gärungszustand“, plötzlich wandelt sich sein Charakter, er wähnt, in ein höheres, tugendhafteres Wesen verwandelt zu sein, wahrhaft „himmlisches Feuer“ durchglüht ihn. Er wurde „wahrhaft umgewandelt“. Seine Bekannten, seine Freunde erkennen ihn nicht wieder. Er ist nicht mehr „schüchtern und verlegen“, sondern „kühn, stolz, unerschrocken“. Dieser Zustand „worin ich ein anderer wurde und aufhörte, ich zu sein“ dauerte fast sechs Jahre.

Er schreibt weiter ab Seite 190: *„Wie war es möglich, dass ich mit einer von Natur expansiven Seele, für welche Leben Lieben hieß, bis dahin nicht einen mir ganz gehörenden, wahrhaften Freund gefunden – ich, der ich mich so dafür geschaffen fühlte, es zu sein? Wie war es möglich, dass mit so entzündlichen Sinnen, mit einem so von Liebe durchglühten Herzen ich nicht wenigstens ein einziges Mal für einen bestimmten Gegenstand in Flammen gestanden? Vom Bedürfnis zu lieben verzehrt, ohne je vermocht zu haben, es ganz zu befriedigen, sah ich mich an der Grenze des Alters stehen und sterben, ohne gelebt zu haben.*

Diese traurigen Betrachtungen rührten mich und ließen mich auf mich selbst besinnen mit einem Schmerz, der nicht ohne Süßigkeit war. Es schien mir, dass das Schicksal mir noch etwas schuldig sei, welches es mir noch nicht gewährt habe. Wozu hatte es mich mit einem zarten Empfindungsvermögen geboren werden lassen, wenn es dies bis zum Ende ohne Gegenstand der Betätigung lassen wollte? Das Bewusstsein

meines inneren Wertes rief das Gefühl ungerechter Zurücksetzung hervor, aber es entschädigte mich gewissermaßen dafür und ließ mich Tränen vergießen, die fließen zu lassen mir ein Genuss war.



Madame d'Épinay. Pastel de Liotard, vers 1759.

Ich stellte diese Betrachtungen in der schönsten Zeit des Jahres an, im Juni, unter frischem [grünem] Laub, beim Schlagen der Nachtigall, beim Plätschern der Bäche. Alles vereinte sich, um mich in jene zu verführerische Schlaffheit zu versenken, für welche ich geboren war, aber von der mich die harte und strenge Stimmung, in welche mich eine lange innere Gährung versetzte, hätte für immer befreien müssen. Ich begann unglücklicherweise mich des Mittagessens im Schloss von Toune zu erinnern und meiner Begegnung mit den zwei reizenden Mädchen in derselben Jahreszeit und in der Gegend ähnlich der, welche mich in diesem Augenblick umgab. Die Erinnerung, welche der Hauch der Unschuld, der darüber lag, mir noch teurer machte, brachte mich auf andere derselben Art. Bald sah ich alle Gegenstände, die mich in meiner Jugend gerührt hatten, um mich versammelt: Fräulein Galley, Fräulein von Graffenried, Fräulein von Breil, Frau Bazile, Frau von Larnage, meine hübschen Schülerinnen, alle bis zur pikanten

Zulietta [in Venedig], die mein Herz nicht vergessen kann. Ich sah mich von einem Serail von Houris umgeben, von meinen alten Bekannten, nach denen das lebhafteste Verlangen mir keine neue Empfindung war. Mein Blut erhitzt sich und pulst entflammt, mein Kopf schwindelt, trotz seiner ergrauenden Haare, und der ernste Bürger von Genf, der strenge Jean-Jacques, wird mit beinahe fünfundvierzig Jahren plötzlich wieder ein schwärmender Schäfer. Und so plötzlich und thöricht der Rausch, der mich ergriff, auch war, er wurde so dauernd und stark, dass es, um mich davon zu heilen, nicht weniger bedurfte als der unvorhergesehenen und furchtbaren Krisis des Unglücks, in das er mich stürzte.“

[...]

Mitten in meinen süßen Träumereien erhielt ich einen Besuch von Frau Houdetot, den ersten, welchen sie mir in ihrem Leben machte, der aber leider nicht der letzte blieb, wie man später sehen wird. [...]

Als die schlechte Jahreszeit mich zwang, mich im Haus einzuschließen, wollte ich meine Stubenbeschäftigung wieder aufnehmen. Es war mir nicht möglich. Ich sah überall nur meine zwei reizenden Freundinnen, ihren Freund, ihre Umgebung, das Land, welches sie bewohnten, die Gegenstände, welche meine Phantasie für sie geschaffen oder verschönert hatte. Ich gehörte keinen Augenblick mehr mir selbst an. Der Wahnsinn¹⁵ verließ mich nicht mehr. Nach vielen unnützen Versuchen, alle diese Gebilde der Einbildungskraft von mir fortzuschleichen, wurde ich endlich ganz von ihnen verführt; und ich suchte nur noch einige Ordnung, einigen Zusammenhang hineinzubringen, um eine Art von Roman [>Julie oder die neue Heloise<] daraus zu machen.

In große Verlegenheit setzte mich dabei die Scham, so laut und geradezu mich selbst Lügen zu strafen. Konnte man nach den strengen Grundsätzen, die ich so eifrig aufgestellt hatte, nach den starren Maximen, die ich gepredigt, mit so viel beißenden Ausfällen gegen die weibischen Bücher, die Liebe und Weichlichkeit atmeten, etwas Unerwarteteres, Ärgerlicheres sich denken, als mich mit eigener Hand unter die Verfasser solcher Bücher, die ich so hart getadelt, mich einschreiben zu sehen? Ich fühlte diesen Widerspruch in seiner ganzen Stärke, ich warf ihn mir vor, ich errötete darüber, grämte mich: aber das alles brachte mich nicht zur Vernunft zurück. Vollständig unterjocht musste ich es auf alles ankommen lassen und mich entschließen, dem, was man darüber sagen würde, zu trotzen; später konnte ich ja darüber beschließen, ob ich mein Werk zeigen wollte oder nicht. Denn ich setzte noch nicht voraus, dass ich je dazu kommen werde, es zu veröffentlichen. [...]

Unruhig, mich mitten im Winter so allein im Walde zu wissen in meinem einsam liegenden Hause, sandte Frau von Epinay sehr oft, um Nachrichten von mir zu haben. Ich hatte nie so wahrhafte Zeugnisse ihrer Freundschaft für mich; und nie erwiderte die meinige diese mit größerer Wärme. Ich hätte Unrecht, unter diesen Zeugnissen nicht anzuführen, dass sie mir ihr Bild schickte und mir Andeutungen abverlangte, wie sie das meine, von Latour gemalt, erhalten könne, das in der Ausstellung gewesen war. Ich darf eine andere dieser Aufmerksamkeiten ebenfalls nicht übergehen, die lächerlich scheinen wird, aber die zur Geschichte meines Charakters gehört, wegen des Eindrucks, den sie mir machte. Eines Tages, als es sehr stark fror, öffnete ich ein Paket mit mehreren Gegenständen, deren Besorgung sie übernommen – und ich fand darin einen kleinen Unterrock von englischem Flanell, den sie selbst getragen hatte, wie sie schrieb, und aus dem sie mir eine Jacke machen lassen wollte. Die Wendung ihres Billets war allerliebste,

¹⁵ Rousseau selber spricht von Wahnsinn und von wahnsinniger Leidenschaft!

voll Zärtlichkeit und Naivität. Diese mehr als freundschaftliche Fürsorge erschien mir so zärtlich, als ob sie sich selber ausgezogen hätte, um mich zu bekleiden. – So küsste ich in meiner Aufregung weinend zwanzigmal das Billet und den Unterrock. Therese glaubte, ich sei verrückt geworden. [...]

Die Rückkehr des Frühlings hatte meinen zärtlichen Wahnsinn verdoppelt und in meinen erotischen Entzückungen¹⁶ hatte ich für den letzten Teil der >Julie< mehrere Briefe geschrieben, die, wie ich sagen darf, die Begeisterung, in der ich sie schrieb, fühlen lassen. Ich kann unter anderen die über das Elysium und die Spazierfahrt auf dem See anführen, die, wenn ich mich recht erinnere, am Ende des vierten Teils steht. [...]

Die Gräfin von Houdetot näherte sich den Dreißigern und war nicht schön. Ihr Gesucht trug Spuren von Blattern, ihr Teint war unrein, sie war kurzsichtig und hatte ein wenig zu runde Augen, aber sie sah jung aus und ihre Physiognomie, die zugleich lebhaft und sanft war, hatte etwas Bestrickendes. Sie hatte einen Wald von natürlich gekräuseltem, dunkelschwarzem Haar, das ihr bis an die Kniekehlen ging, ihr Wuchs war zierlich und sie brachte in alle ihre Bewegungen zugleich Unbeholfenheit und Anmut. Ihr Geist war natürlich und einfach und sehr anziehend: Heiterkeit, leichter Sinn und Naivität vermählten sich darin auf's glücklichste. [...] Sie kam, ich sah sie, ich war im Liebesrausch ohne Gegenstand – dieser Rausch verzauberte meine Augen, sie wurde der Gegenstand, ich erblickte in Frau von Houdetot meine Julie, und bald sah ich nur noch Frau von Houdetot selbst, aber ausgestattet mit allen Vollkommenheiten, mit denen ich eben das fingierte Ideal meines Herzens umgeben hatte. Um es vollkommen zu machen, sprach sie mir von Saint-Lambert [ihrem Liebhaber] als eine leidenschaftlich Liebende. Ansteckende Macht der Liebe! Sie anhörend, im Gefühle neben ihr zu sein, fühlte ich mich von einem neuen, aber süßen Schauer ergriffen, den ich nie neben irgend jemandem empfunden. Sie sprach und ich fühlte mich gerührt. Ich glaubte mich nur für ihre Gefühle zu interessieren, während ich in langen Zügen die vergiftete Schale trank, ohne noch etwas anderes als ihre Süßigkeit zu schmecken. Kurz, ohne dass ich es merkte und ohne dass sie es merkte, flößte sie mir alles das, was sie für ihren Geliebten empfand, ein. Ach, es war sehr spät, sehr grausam, in einer nicht weniger heftigen als unglücklichen Leidenschaft für eine Frau zu entflammen, deren Herz voll von einer anderen Liebe war.

Trotz der ungewöhnlichen Gemütsbewegungen, die ich in ihrer Gegenwart empfunden, nahm ich anfangs nicht wahr, was mir geschehen. Erst nach ihrer Abreise, als ich an Julie denken wollte, war ich betroffen, nur noch an Frau von Houdetot denken zu können. Nun fielen mir die Schuppen von den Augen; ich fühlte mein Unglück, seufzte darüber, aber ich sah die Folgen nicht voraus. [...]

Frau von Houdetot fuhr in ihren Besuchen bei mir fort, die ich nicht ermangelte zu erwidern. Sie liebte das Gehen wie ich; wir machten lange Spaziergänge in einer zauberhaften Gegend. Zufrieden zu lieben und es aussprechen zu dürfen, würde ich mich selig gefühlt haben, wenn meine Thorheit nicht allen Reiz von diesem Zusammensein verscheucht hätte. [...] Sie schlug mir nichts ab von allem, was die zärtlichste Freundschaft gewähren konnte; sie verwehrte mir nichts von dem, was sie untreu machen konnte: und ich hatte die Demütigung, zu sehen, dass die Umarmungen, womit ihre leichten Gunstbezeugungen mein Blut entflamnten, in das ihrige niemals die geringsten Funken warfen. [...]

¹⁶ Ich kann mich des Verdachts nicht erwehren, dass Jean-Jacques bei Niederschrift der >Bekenntnisse< wusste, zumindest ahnte, dass sein „zärtlicher Wahnsinn“ und seine „erotischen Entzückungen“, ja sein ganzes späteres Unglück von seiner Syphilis-Krankheit verursacht war.

Es ist eine Meile von der Eremitage [bei Frau von Epinay] nach Eaubonne [zu Frau von Houdetot]; auf meinen häufigen Reisen kam es zuweilen vor, dass ich über Nacht dort blieb. Eines Abends gingen wir, nachdem wir zusammen zu Nacht gegessen hatten, bei hellem Mondschein im Garten spazieren. Am Ende dieses Gartens war ein ziemlich großes Gehölz, durch das wir schritten, um eine hübsche Gebüschpartie mit einer Kaskade aufzusuchen, zu der ich ihr die Idee gegeben und die sie hatte ausführen lassen. Ewige Erinnerung an Unschuld und Wonne! In diesem Gebüsch war es, wo ich neben ihr auf einer Rasenbank unter einer blühenden Akazie sitzend eine Sprache, um die Gefühle meines Herzens auszudrücken, fand, die dieser letzteren wahrhaft würdig war. Es war das erste und einzige Mal in meinem Leben, aber ich war erhaben, wenn man es so nennen kann, was die zärtlichste und glühendste Liebe von Liebenswürdigkeit und verführerischem Reiz in ein Männerherz legen kann. Welche berauschende Tränen vergoss ich auf ihre Knie; wieviele ließ ich sie wider ihren Willen vergießen! Endlich rief sie in unwillkürlicher Entzückung aus: Nein, nie war ein Mann so liebenswürdig und nie liebte ein Liebender wie Sie! Aber ihr Freund Saint-Lambert hört uns; und mein Herz kann nicht zweimal lieben. Ich schwieg seufzend, ich küsste sie ... welch ein Kuss! Aber es war alles! Seit sechs Monaten hatte sie allein geliebt, das heißt, fern von ihrem Freund und von ihrem Gatten; seit dreien sah ich sie fast täglich und stets war der Liebesgott als Dritter neben uns. Wir hatten allein zusammen gespeist, wir waren allein in einem Gebüsch im Mondschein und nach zwei Stunden der lebhaftesten und zärtlichsten Unterhaltung ging sie mitten in die Nacht aus diesem Gebüsch und aus den Armen ihres Freundes so unberührt, so rein an Körper und Herz hervor, wie sie hineingegangen. Leser, erwäge alle diese Umstände, ich will nichts mehr hinzusetzen¹⁷.

Und möge man sich nicht einbilden, dass hier meine Sinne mich ruhig gelassen hätten wie bei Therese oder Mama. Ich habe es schon gesagt, diesmal war es Liebe; und Liebe mit all ihrer Energie und all ihrer Raserei. Ich werde weder die Aufregung, noch die Erschütterung, noch das Herzklopfen, noch die krampfhaften Bewegungen und die Ohnmacht des Herzens, die ich fortwährend empfand, beschreiben – man kann darüber nach dem Eindruck, den ihr bloßes Bild auf mich machte, urteilen. [...] Dieser Zustand und vorzüglich seine Dauer von drei Monaten fortwährender Aufregung und Enthaltung stürzte mich in eine Erschöpfung, aus der ich mich mehrere Jahre lang nicht habe herausreißen können, und gab schließlich den Anstoß zur Abnahme der Kräfte, die ich ins Grab oder die mich ins Grab mitnehmen wird. So war der einzige Liebesgenuss des Mannes vom entzündlichen Temperament, der aber zugleich auch der schüchternste war, den vielleicht je die Natur hervorgebracht hat. So waren die letzten schönen Tage, die mir auf Erden vergönnt waren; nun beginnt das lange Gewebe des Elends meines Lebens, in dem man selten eine Unterbrechung sehen wird.“

Das muss wieder kommentiert werden: Diese „Euphorie des Syphilitischen“ hat alle Hemmungen beseitigt und alle Moralgefühle. Rousseau erinnert sich mit „entzündlichen Sinnen“ an alle schöne Frauen, die ihm während seines früheren Lebens begegnet waren und für die er einmal geschwärmt hatte. In dieser völligen erotischen Enthemmung sieht er sich bereits „von einem Serail [Harem] von Houris“ umgeben. Während dieser Euphorie wird er die >Nouvelle Heloise<, den >Emil< und den

¹⁷ Die Szene mit dem Kuss erinnert mich an Frau von Larnage. Sie konnte bei ihrem bürgerlichen Liebhaber mit einem Kuss das Eis brechen. Leider gelang dies dem Bürger Rousseau nicht bei der adeligen Frau von Houdetot. Sie blieb standhaft bei seinem Kuss.

>Contract Social< schreiben und er wird sich am Ende mit all seinen Freunden und Bekannten heillos zerstritten haben. Vier Jahren später (1762) flieht er aus Frankreich nach der Schweiz, nach weiteren zwei Jahren von dort weiter nach England, wo er etwas mehr als ein Jahr lebt. Also fast zehn Jahre nach Ausbruch der syphilitischen Euphorie, den ich in den Frühsommer des Jahres 1757 datiere, hat seine Hirnlues ihm alles, seinen Ruhm, sein Ansehen, sein bescheidenes Auskommen als Schriftsteller, seine Freundschaft zu seiner Gönnerin Frau von Épinay, die ihn finanziel unterstützte, seine Freundschaften zu den französischen Aufklärern, sein ganzes Leben, rein alles zerstört. Nur noch einige konservative Adelige unterstützen ihn nach seiner Rückkehr aus England zurück nach Frankreich mit dem Notwendigsten, weil er als unversöhnlicher Feind Voltaires ihnen eventuell noch ein klein wenig nützlich sein könnte.



*La comtesse d'Houdetot,
d'après un portrait gravé par Corot.*

Der systematisch vorbereitete und durchgeführte Versuch, Frau von Houdetot zu seiner Geliebten zu gewinnen, eine im wahrsten Sinne des Wortes unsinnige und wahnsinnige Liebesleidenschaft, die ihm nur die völlige erotische Enthemmung und der syphilitische Größenwahn eingeben konnte, verstrickte Rousseau zuerst in monatelange erotische Unruhe und Aufregung. Nach der gescheiterten Hoffnung versank er - nach seinen eigenen Angaben - in einen geistigen Erschöpfungszustand, aus dem er sich

mehrere Jahre lang nicht herausreißen konnte. Außerdem führte diese moralische Entgleisung zum Bruch mit seiner langjährigen Gönnerin, Madame d'Épinay, und zugleich zur Feindschaft mit den französischen Aufklärern, wie Voltaire, Diderot, Grimm, d'Alambert, Baron von Holbach und anderen. Gleichzeitig versank er in immer tieferen Verfolgungswahn, der ihn wohl auch gleichzeitig – bewusst oder unbewusst – davor bewahrte, die alleinige Schuld an seinem Unglück sich selber und auch gegenüber seinen Mitmenschen eingestehen zu müssen.

Zum Beweis von Rousseaus erotischer Enthemmung möchte ich dem Leser drei Beispiele vor Augen führen. Jean-Jacques Rousseau war bei der Niederschrift seiner >Bekenntnisse< voller Hass gegen Voltaire und dessen Anhänger, die so genannten Enzyklopädisten, darunter vor allem Diderot und Grimm¹⁸. In den >Bekenntnissen< versucht Rousseau vor allem Grimm in den Augen seiner Leser herabzusetzen, ja sogar verächtlich zu machen. Dazu erzählt er folgende Begebenheit:

1. Begebenheit: Rousseaus eingestandener Seitensprung

Rousseaus Bekenntnisse, achttes Buch, ab Seite 101: *„Ich hatte in derselben Zeit einen gröbereren [Genuss], den letzten dieser Art [wer's glaubt, wird selig], den ich mir vorzuwerfen habe. Ich habe gesagt, dass der Prediger Klüpfel liebenswürdig gewesen; meine Verbindung mit ihm war fast so innig als die mit Grimm und wurde ebenso vertraulicher [richtiger: intimer] Art. Sie aßen zuweilen bei mir. Diese Mahlzeiten, etwas mehr als einfach, wurden erheitert durch die feinen und närrischen schlüpfrigen Späße Klüpfels und durch die lächerlichen Germanismen Grimms, der noch nicht Purist¹⁹ geworden war.*

[...] Klüpfel hatte einem jungen Mädchen eine Wohnung eingerichtet, das nach Übereinkunft darum nicht aufhörte, aller Welt zu gefallen [d. h. sie war eine Liebedienerin], da er es nicht allein unterhalten konnte. Eines Abends in ein Café tretend, begegneten wir ihm, wie er mit dem Mädchen herauskam, in der Absicht, mit ihr zum Abendessen zu gehen. Wir neckten ihn; er rächte sich galant, indem er uns aufforderte, an dem Abendessen Teil zu nehmen, und uns dann seinerseits neckte. Das arme Geschöpf schien mir von ziemlich guten Charakter, sehr sanft und wenig für ihr Handwerk geschaffen, für das eine Hexe, welche sie bei sich hatte, sie nach Kräften abrichtete. Die Unterhaltung und der Wein erheiterten uns, bis wir uns am Ende vergaßen. Der gute Klüpfel wollte die Honneurs des Hauses nicht halb machen und wir entfernten uns alle drei nach einander in die Nebenkammer mit der armen Kleinen, die nicht wusste, ob sie lachen oder weinen sollte. Grimm hat immer versichert, er habe sie nicht berührt; dann ist er bloß, um uns ungeduldig zu machen so lange bei ihr geblieben; und wenn er sich ihrer enthielt, so war es höchst wahrscheinlich nicht aus Skrupel, denn vor seinem Eintritt bei dem Grafen von Friesen wohnte er bei Mädchen im selben Quartier von St. Roche.

¹⁸ Lesen Sie dazu >Philosophenzwist - Voltaire und J. J. Rousseau<, von Gaston Maugras, übersetzt von Otto Schmidt, Wien 1895. Diese Darstellung der Streitereien zwischen Voltaire und Rousseau ist die umfassendste, die ich bisher gelesen habe und erbringt nach meiner Überzeugung den absoluten Beweis dafür, dass Rousseau tatsächlich halbwahnsinnig war.

¹⁹ Was Rousseau mit der Titulierung, Grimm sei später ein „Purist“ geworden, andeuten wollte, erscheint mir unklar. Ein Ausländer wie Grimm kann schwerlich ein Purist werden, der die Sprache von Fremdwörtern reinigen will. Vielleicht meinte er das Wort im Sinne von „Puritaner“, dass nämlich Grimm später, als Geliebter der Frau von Épinay angeblich ein sittenstrenger Mensch geworden sei. Möglicherweise ist „Purist“ ein Kopier- oder Druckfehler?

[...] Therese merkte an irgend einem Zeichen und vor allem an meiner verlegenen Miene, dass ich mir irgend einen Vorwurf zu machen habe; ich erleichterte mir die Last durch eine rasche und offene Beichte. Ich tat wohl daran, denn schon am anderen Morgen kam Grimm, um ihr triumphierend und mit Übertreibung mein Verbrechen zu erzählen; und seitdem hat er nie verfehlt, sie in boshafter Weise daran zu erinnern; darum um so unentschuldbarer, als ich ihn offen und frei ins Vertrauen gezogen hatte und also das Recht hatte, von ihm zu erwarten, dass er mich dies nicht bereuen lasse. Niemals fühlte ich mehr als bei dieser Gelegenheit die Gutmütigkeit meiner Therese: denn sie war mehr erzürnt über Grimms Verfahren als verletzt durch meine Treulosigkeit; und ich erfuhr von ihrer Seite nur rührende und zärtliche Vorwürfe, in denen ich niemals die geringste Spur von Groll wahrnahm.

Die Geisteseinfalt dieses trefflichen Mädchens kam seiner Gutmütigkeit gleich; damit ist alles gesagt; aber ein Beweis, der sich mir darbietet, verdient noch angeführt zu werden. Ich hatte ihr gesagt, dass Klüpfel Prediger und Kapellan des Prinzen von Sachsen-Gotha sei. Ein Prediger war für sie ein außerordentlicher Mann, dass sie in einer vollständigen Gedankenverwirrung Klüpfel für den Papst hielt. Ich glaubte, sie sei verrückt, als sie mir das erste Mal beim Nachhausekommen sagte, der Papst sei dagewesen, mich zu besuchen. Ich ließ sie sich erklären und hatte nichts Eiligeres zu tun, als diese Geschichte Grimm und Klüpfel zu erzählen, dem der Name Papst von da an unter uns blieb. Dem Mädchen in der Rue des Moineaux gaben wir den Namen Päpstin Johanna. Wir lachten darüber, um zu ersticken. [...]

Im folgenden Jahr 1750 hörte ich, dass meine Abhandlung, an die ich nicht mehr dachte, in Dijon den Preis erhalten habe. Diese Nachricht erweckte alle die Gedanken wieder, die sie mir eingegeben hatten, belebte diese mit neuer Kraft und brachte vollends in meinem Herzen den ersten Gärungsstoff von Heroismus und Tugend in Aufruhr, welchen mein Vater und mein Vaterland und Plutarch in meiner Jugend hineingelegt. Ich fand nichts mehr groß und schön, als frei und tugendhaft, über das [scheinbare] Glück und die [irrig] Meinung der Menschen erhaben zu sein und mir selbst zu genügen.“

2. Begebenheit: Rousseau und Frau von Épinay

Jean-Jacques Rousseaus Beziehung zu Madame d'Épinay ist nach meiner Überzeugung ebenfalls bisher nicht richtig erkannt und analysiert worden. Lesen wir zuerst, was er selber darüber berichtet:

Seite 153: „Dieser üble Erfolg [seines Werkes >Abhandlung über die Ungleichheit der Menschen< in Genf] hätte mich jedoch nicht von der Ausführung meiner Übersiedelung nach Genf abgehalten, wenn Beweggründe, die größere Macht über mein Herz hatten, nicht dazu gekommen wären. Herr von Épinay wollte seinem Schlosse La Chevrette einen fehlenden Flügel anfügen und machte einen ungeheuren Aufwand, um es zu vollenden. Wir waren eines Tages mit Frau von Épinay gegangen, um diese Arbeiten zu sehen, von ihrem Gut Épinay aus, wo wir uns damals aufhielten. Wir dehnten unsern Spaziergang eine Viertelstunde weiter aus, bis zum Reservoir der Wasserleitungen des Parks, der an den Wald von Montmorency stieß und worin ein hübscher Küchengarten mit einem sehr kleinen verfallenen Gartenhaus lag, das man die Eremitage nannte. Dieser einsame und anmutige Ort war mir aufgefallen, als ich ihn das erste Mal vor meiner Reise nach Genf gesehen. Es war mir in meinem Entzücken der Ausruf entschlüpft: „Ach Madame, welche reizende Wohnung. Das ist wie ein für mich geschaffenes Asyl!“ Frau von Épinay machte nicht viel Aufhebens von meinen Worten,

aber bei dieser zweiten Reise war ich ganz überrascht, an Stelle des alten Baues ein fast ganz neues kleines Haus zu finden, sehr gut eingerichtet und sehr bewohnbar für eine kleine Haushaltung von drei Personen. Frau von Épinay hatte diesen Bau im Stillen ausführen lassen und mit wenig Kosten, indem sie einige Materialien und einige Arbeiter vom Schlossbau nahm. Als sie meine Überraschung bemerkte, sagte sie: „Da sehen Sie, Sie Bär, Ihr Asyl. Sie selbst haben es sich ausgewählt. Die Freundschaft bietet es Ihnen an; und ich hoffe, dass es Ihnen die grausame Idee nimmt, sich von mir zu entfernen.“ Ich glaube nicht, dass ich jemals in meinem Leben in entzückenderer Weise gerührt ward; ich benetzte die wohltätige Hand meiner Freundin mit Tränen.“

Seite 154: *„Tronchin, der ungefähr um die selbe Zeit nach Genf übersiedelte, kam einige Zeit nachher nach Paris, um den Quacksalber zu machen; und nahm Schätze daraus mit fort. Bei seiner Ankunft besuchte er mich mit dem Chevalier von Jaucourt. Frau von Épinay wünschte sehr, ihn im Geheimen zu Rate zu ziehen, aber es war nicht leicht, sich durch die Menge zu drängen. Sie nahm ihre Zuflucht zu mir. Ich forderte Tronchin auf, sie zu besuchen. Sie begannen so unter meinen Auspicien eine Verbindung, die sie später [nach dem Zerwürfnis] auf meine Kosten noch enger knüpften. So ist immer mein Los gewesen. Sobald ich ein paar Freunde, die ich getrennt besaß, zusammenbrachte, haben sie nie ermangelt, sich wider mich zu verbünden.“*

Seite 162: *„Es war am 9. April 1756, dass ich die Stadt [Paris] verließ, um nie mehr darin zu wohnen. Denn ich zähle nicht als Wohnen einige kurze Aufenthalte, die ich seitdem sowohl in Paris als in andern Städten genommen, immer nur bei der Durchreise oder immer doch nur wider meinen Willen. Frau von Épinay nahm uns alle drei in ihren Wagen; ihr Pächter kam, mein geringes Gepäck aufzuladen, und ich wurde am selben Tag noch installiert. Ich fand mein kleines Asyl einfach, aber hübsch und selbst mit Geschmack eingerichtet und möbliert. Die Hand, welche diese Einrichtung besorgt hatte, gab derselben in meinen Augen unschätzbaren Wert; und ich fand es entzückend, der Gast meiner Freundin zu sein, in einem von mir ausgewählten Haus, das sie eigens für mich hatte erbauen lassen. Obwohl es kalt war und sogar noch Schnee lag, begann die Erde doch zu erwachen; man erblickte Veilchen und Primeln, die Knospen der Bäume begannen zu treiben und in der Nacht meiner Ankunft selbst ertönte der erste Nachtigallenschlag, der fast unter meinem Fenster in einem an das Haus stoßenden Gebüsch vernehmbar wurde. Nach einem leichten Schlummer glaubte ich, ohne an meinen Umzug zu denken, mich noch in der Straße Grenelle, als plötzlich dieser Vogelschlag mich erzittern machte und ich in meinem Entzücken rief: „Endlich sind alle meine Wünsche erfüllt!“ Mein erster Eifer war, mich dem bezaubernden Eindruck aller ländlichen Gegenstände hinzugeben. Statt damit zu beginnen, mich in meiner Wohnung einzurichten, begann ich mich für meine Spaziergänge einzurichten; und es gab keinen Pfad, kein Gehölz, kein Buschwerk, keinen versteckten Winkel um meine Wohnung herum, den ich nicht schon am andern Tag durchstreift hätte. Je mehr ich diese Zurückgezogenheit durchforschte, desto mehr fühlte ich sie wie für mich geschaffen.“*

Die Euphorie des Syphilitischen setzte, so meine Überzeugung, nach seinem Umzug in den Schlossgarten der Frau von Épinay ein. Der Anlass dazu bildete nicht der vertrauliche Umgang mit Frau von Houdetot, das war sozusagen der Höhepunkt der Euphorie, sondern er begann bereits mit Frau von Épinay.

Auf Seite 179 berichtet er: *„Ich war wahrhaft umgewandelt; meine Bekannten, meine Freunde erkannten mich nicht wieder. Ich war nicht mehr der schüchterne und*

eher verlegene als bescheidene Mensch, der nicht wagte, sich zu zeigen oder zu reden, den ein scherzhaftes Wort aus der Fassung brachte, den der Blick einer Frau erröten machte. Kühn, stolz, unerschrocken, trat ich überall mit einer Zuversicht auf, die desto fester war, je einfacher sie war; und mehr in meiner Seele als meiner äußern Haltung lag.“

Und weiter auf Seite 204: *„Unruhig, mich mitten im Winter so allein im Wald zu wissen in meinem einsam liegenden Haus, sandte Frau von Epinay sehr oft, um Nachrichten von mir zu haben. Ich hatte nie so wahrhafte Zeugnisse ihrer Freundschaft für mich; und nie erwiderte die meinige diese mit größerer Wärme. Ich hätte Unrecht, unter diesen Zeugnissen nicht anzuführen, dass sie mir ihr Bild schickte und mir Andeutungen abverlangte, wie sie das meine, von Latour gemalt, erhalten könne, das in der Ausstellung gewesen war. Ich darf eine andere dieser Aufmerksamkeiten ebenfalls nicht übergehen, die lächerlich scheinen wird, aber die zur Geschichte meines Charakters gehört, wegen des Eindrucks, den sie mir machte. Eines Tages, als es sehr stark froh, öffnete ich ein Paket mit mehreren Gegenständen, deren Besorgung sie übernommen – und ich fand darin einen kleinen Unterrock von englischem Flanell, den sie selbst getragen hatte, wie sie schrieb, und aus dem sie mir eine Jacke machen lassen wollte. Die Wendung ihres Billets war allerliebste, voll Zärtlichkeit und Naivität. Diese mehr als freundschaftliche Fürsorge erschien mir so zärtlich, als ob sie sich selber ausgezogen hätte, um mich zu bekleiden. – So küsste ich in meiner Aufregung weinend zwanzigmal das Billet und den Unterrock. Therese glaubte, ich sei verrückt geworden.“*

Wer bei diesen Schilderungen immer noch keinen Verdacht geschöpft hat, den kann man wohl kaum oder nur noch schwer davon überzeugen, dass das Verhältnis Rousseaus zu Madame d'Épinay mehr war als nur platonische Freundschaft. Als Rousseaus völlig unsinnige Liebesleidenschaft für Frau von Houdetot offenkundig wird, ist Frau von Épinay natürlich maßlos enttäuscht und eifersüchtig.

Rousseau resümiert ab Seite 216: *„Die Frauen haben alle die Kunst, ihre Wut zu verbergen, wenn sie groß ist. Frau von Épinay, die gewalttätig aber überlegend war, besaß vor allen diese Kunst in ausgezeichnetem Maße. Sie stellte sich, als ob sie nichts sähe, nichts ahnte; und zur selben Zeit, wo sie ihre Aufmerksamkeit, ihre Sorgfalt für mich verdoppelte, beinahe kokettierte, nahm sie gegen ihre Schwägerin ein verletzendes Wesen an und bezeugte ihr eine Missachtung, die sie mir ebenfalls schien einflößen zu wollen. Man wird sich schon denken, dass es ihr nicht gelang, aber ich war auf der Folter. Zerrissen von sich widerstreitenden Gefühlen, während ich doch von ihren Zärtlichkeiten gerührt war, hatte ich Mühe meinen Zorn zurückzuhalten, wenn ich sie Frau von Houdetot verletzen sah. Die engelhaft Sanftmut der letztern ließ sie alles ohne Klagen ertragen, sogar ohne es ihr nachzutragen. [...]*

Ich war so erfüllt von meiner Leidenschaft, dass ich nichts anderes als Sophie sah [dies war einer der Namen von Frau von Houdetot] und nicht einmal bemerkte, dass ich die Fabel des ganzen Hauses und seiner Besucher geworden war. [...]

Eines Tages, als ich Frau von Houdetot in Eaubonne besuchte, als sie eben von einer ihrer Reisen nach Paris zurückgekommen, traf ich sie traurig und sah, dass sie geweint hatte. Ich war gezwungen, mich zu beherrschen, weil Frau von Blainville, die Schwester ihres Mannes, zugegen war; aber sobald ich einen Augenblick finden konnte, bezeugte ich ihr meine Unruhe. Ach, antwortete sie seufzend, ich fürchte sehr, dass Ihre Thorheiten mich die Ruhe meines Lebens kosten. Saint-Lambert [ihr Liebhaber] ist unterrichtet und schlecht unterrichtet. Er lässt mir Gerechtigkeit widerfahren, aber er ist

verstimmt und gesteht mir nicht alles. Glücklicher Weise habe ich ihm nichts von unserm Umgang verschwiegen, zu dem er die Veranlassung gewesen ist. Meine Briefe waren voll von Ihnen, wie mein Herz; ich habe ihm nichts verborgen als nur Ihre unsinnige Liebe, von der ich Sie zu heilen hoffe, und aus der er mir, ohne nur davon zu reden, ein Verbrechen macht, wie ich sehr wohl sehe. Man hat uns verlästert, man hat uns ungerecht beschuldigt; aber es tut nichts. Brechen wir entweder ganz oder betragen Sie sich, wie Sie sollen. Ich will meinem Geliebten nichts mehr zu verbergen haben. [...]

Wir wussten beide, dass Frau von Épinay mit Saint-Lambert in Briefwechsel stand. Es war nicht mehr der erste Sturm, den sie Frau von Houdetot erregt hatte, sie hatte tausend Anstrengungen gemacht, ihn von ihr loszureißen; und die verübergewandten Erfolge einiger dieser Anstrengungen ließen Frau von Houdetot vor den weiteren erzittern. Im übrigen war Grimm, der Herrn von Castris, wie ich glaube, zur Armee gefolgt war, ebensogut wie Saint-Lambert in Westfalen; sie sahen sich zuweilen. Grimm hatte bei Frau von Houdetot einige Versuche gemacht, mit denen er gescheitert war. Sehr gereizt hörte er ganz auf, sie zu besuchen. Man denke sich die Kaltblütigkeit, womit er bei seiner bekannten Bescheidenheit voraussetzte, dass sie einen älteren Mann [Rousseau] als er [Grimm], und von dem er, Grimm, so lange er mit den Großen verkehrte, nur wie von seinem Schützling sprach, ihm vorziehe.“

3. Begebenheit: Madame d'Épinay und Grimm – Wahrheit oder Dichtung?

Seite 239: „Kaum war Grimm auf der Chevrette, wo es mir ohnehin schon nicht mehr sehr gefiel, als er sie mir vollends unerträglich machte durch ein Wesen, das ich niemals bei jemandem sonst gesehen habe und von dem ich früher keine Ahnung gehabt hatte. Am Tage vor seiner Ankunft logierte man mich aus dem besten Gastzimmer aus, welches ich [bisher] einnahm und an das der Frau von Épinay stieß. Man richtete es für Grimm ein und gab mir ein abgelegeneres. So, sagte ich lachend zu Frau von Épinay, vertreiben die Neuangekommenen die Alten. Sie schien verlegen. Ich begriff den Grund besser am Abend, als ich erfuhr, dass zwischen ihrem Zimmer und dem, welches ich verlassen, eine geheime Verbindungstür sei, die sie für unnütz gehalten, mir zu zeigen. Ihr Verhältnis zu Grimm war jedermann in ihrem Hause, wie im Publikum, selbst ihrem Mann bekannt; weit entfernt jedoch, es mir, dem Eingeweihten in Geheimnisse, an denen ihr weit mehr lag und die sie völlig sicher bei mir wusste, einzugestehen, verläugnete sie es immer sehr heftig. Ich begriff, dass diese Zurückhaltung von Grimm herrührte, der, im Besitz aller meiner Geheimnisse, nicht wollte, dass ich hinter irgend eins der seinigen komme. – Welch gutes Vorurteil meine alten Gefühle, die nicht erloschen waren, und die wirkliche Bedeutung dieses Mannes mir für ihn einflößten – es konnte doch nicht vorhalten gegen die Mühe, welche er sich gab, es zu zerstören. Sein Wesen war das des Grafen Tuffiere: er ließ sich kaum herab, meinen Gruß zu erwidern, er richtete nicht ein einziges Mal das Wort an mich und heilte mich davon, es an ihn zu richten, indem er mir gar keine Antwort gab. Er nahm überall den Vortritt, überall den besten Platz ein, ohne je auf mich zu achten. Das mochte hingehen, wenn er es nicht auf die anstößigste Weise geflissentlich getan hätte; man kann es nach einem Zuge beurteilen, den ich unter tausend erwähne. Eines Abends fühlte sich Frau von Épinay ein wenig unwohl, ließ sich ein wenig zu essen in ihr Zimmer bringen und stieg hinauf, um an ihrer Kaminecke zu Abend zu speisen. Sie schlug mir vor, mit ihr zu kommen, was ich tat. Dann kam Grimm. Der kleine Tisch war schon gedeckt; es standen nur zwei Couverts darauf. Man trägt auf; Frau von Épinay nimmt ihren Platz an der einen Feuerecke ein. Herr Grimm nimmt

einen Lehnstuhl, setzt sich an die andere Ecke, zieht den kleinen Tisch zwischen sie beide, legt seine Serviette auseinander und beginnt, ohne mir ein einziges Wort zu sagen, zu essen. Frau von Épinay errötet, und um ihn zu veranlassen, seine Grobheit wieder gut zu machen, bietet sie mir ihren Platz an. Er sagt nichts, sieht mich gar nicht an. Da ich nicht ans Feuer kommen konnte, ging ich im Zimmer auf und ab, bis man mir ein Couvert brachte. Endlich ließ er mich am Ende des Tisches weit vom Feuer essen, ohne mir die geringste Entschuldigung zu machen, mir, der älter als er, älterer Freund dieses Hauses war, in das ich ihn eingeführt hatte und dessen Honneurs er mir, als der Geliebte der Hausfrau²⁰, hätte machen müssen. Seine ganze Aufführung gegen mich entsprach diesem Pröbchen. Er behandelte mich nicht grade wie einen tiefer Stehenden, er betrachtete mich als nicht vorhanden. Ich hatte Mühe, den einstigen Laufburschen wieder zu erkennen, der bei dem Prinzen von Sachsen-Gotha sich geehrt fühlte durch meine Blicke; und noch mehr Mühe, dieses tiefe Schweigen und dies beleidigende, abstoßende Wesen mit der zärtlichen Freundschaft für mich in Einklang zu bringen, deren er sich vor denjenigen, von denen er wusste, dass sie sie für mich hatten, berühmte. Es ist wahr, dass er sie mir wenig anders bezeugte, als um meine Vermögensumstände zu bejammern, über die ich mich nicht beklagte, um Mitleid über mein trauriges Los zu äußern, mit dem ich zufrieden war, und um bitter Klage darüber zu führen, dass ich so rauh die wohlthätige Fürsorge zurückweise, welche er für mich haben zu wollen behauptete. Mit diesem Kunstgriff ließ er seine zärtliche Großmut bewundern und meine undankbare Menschenfeindlichkeit tadeln und gewöhnte unmerklich alle Welt daran, zwischen einem Beschützer wie er und einem Unglücklichen wie ich nur ein Verhältnis von Wohltaten auf der einen und Verpflichtungen auf der anderen Seite vorauszusetzen, ohne eine Freundschaft von gleich zu gleich dabei als auch nur möglich anzunehmen. Was mich angeht, so habe ich umsonst geforscht, worin ich diesem neuen Gönner verpflichtet sein könnte. Ich hatte ihm Geld geliehen, er mir nie; ich hatte ihn in seiner Krankheit gepflegt, in den meinigen besuchte er mich kaum; ich hatte ihm alle meine Freunde gebracht, er brachte mir nie einen; ich hatte ihn mit allen Kräften gefördert – wenn er mich gefördert hat, so geschah dies weniger öffentlich und auf eine ganz andere Art. Niemals hat er mir irgend einen Dienst von irgend einer Art geleistet oder nur angeboten. Auf welche Art war er mein Mäzen? Und ich sein Schützling? Das überstieg mein Begriffsvermögen und übersteigt es noch heute.“

[...]

Seite 244: „Diderot selbst warnte mich am Anfang mehrere Male, dass Grimm, dem ich so viel Vertrauen schenkte, nicht mein Freund sei. In der Folge führte er eine andere Sprache, aber dies war, als er [Diderot] selbst aufgehört hatte, der meinige zu sein.

Die Art, wie ich über meine Kinder verfügt [Rousseau gab sie ins Waisenhaus] überhob mich der Beihilfe von irgend jemandem. Ich unterrichtete jedoch meine Freunde davon, einzig um sie davon zu unterrichten, um in ihren Augen nicht besser zu erscheinen, als ich war. Dieser Freunde waren drei: Diderot, Grimm und Frau von Épinay. Duclos, der meines Vertrauens am würdigsten war, war der Einzige, dem ich es nicht schenkte. Er erfuhr es dennoch. Durch wen? Ich weiß es nicht. Es ist jedoch wenig wahrscheinlich, dass diese Treulosigkeit von Seiten der Frau von Épinay begangen sein

²⁰ Es wäre der Mühe wert, zu überprüfen, ob die Übersetzung korrekt ist. Denn mit „der Geliebte der Hausfrau“, der Frau von Épinay, hätte Rousseau ja eingestanden, dass es ein Liebesverhältnis zwischen ihnen war!

sollte. Die wusste, dass, wenn ich sie mit gleicher Münze bezahlen wollte – falls ich dazu fähig gewesen – ich mich grausam rächen konnte. [...]

Bei ihrem Plan, mir die Gouverneusen [Rousseau meint seine Lebensgefährtin Therese und deren Mutter] zu nehmen, hatten Grimm und Diderot sich angestrengt, ihn [Duclos] für ihre Absichten zu gewinnen; er weigerte sich stets mit Verachtung. Erst in der Folge erfuhr ich von ihm alles, was sich in dieser Beziehung zwischen ihnen zugetragen; aber schon damals erfuhr ich genug von Therese, um zu sehen, dass bei dem allen eine geheime Absicht walte, oder dass man jene beiden Personen [Therese und deren Mutter] als Werkzeuge zu irgend einer geheimen Absicht dienen lassen wollte. [...]

Seite 249: „Eines Tages, als ich an nichts weniger dachte, ließ Frau von Épinay mich holen. Beim Eintreten bemerkte ich an ihren Blicken und ihrer ganzen Haltung etwas Verlegenes, das mir um so mehr auffiel, als solches Wesen bei ihr nicht gewöhnlich war, da niemand in der Welt Gesicht und Bewegungen besser zu beherrschen verstand. „Mein Freund“, sagte sie, „ich reise nach Genf ab; meine Brust ist in üblem Zustand, meine Gesundheit geht so bergab, dass ich ohne Rücksicht auf alles andere gehen und Tronchin um Rat fragen muss.“ Dieser so plötzliche und beim Eintritt der schlechten Jahreszeit gefasste Entschluss verwunderte mich um so mehr, weil ich sie sechsunddreißig Stunden vorher verlassen, ohne dass die Rede davon gewesen wäre. Ich fragte, wen sie mitnehmen würde. Sie sagte mir, ihren Sohn und Herrn von Linant; und dann warf sie nachlässig hin: „Und Sie, mein Bär, werden Sie nicht auch mitkommen?“ Da ich nicht glaubte, dass sie im Ernst rede, weil sie wusste, dass in der Jahreszeit, welche begann, ich kaum im Stande war, mein Zimmer zu verlassen, so scherzte ich über die Nützlichkeit der Begleitung eines Kranken durch einen anderen Kranken. Sie selbst schien nun auch den Vorschlag nicht ernstlich gemacht zu haben und es wurde nicht weiter davon geredet. Wir sprachen nur noch von den Zurüstungen zu ihrer Reise, womit sie sich sehr lebhaft beschäftigte, da sie in vierzehn Tagen abzureisen gedachte.

Ich hatte nicht viel Scharfsinn nötig, um zu sehen, dass diese Reise einen geheimen Beweggrund hatte, den man mir verschwieg. Das Geheimnis, welches im ganzen Haus nur für mich existierte, wurde schon am anderen Tag von Therese entdeckt, der es Tessier, der Haushofmeister, der es von der Kammerfrau erfahren, enthüllte. Obwohl ich Frau von Épinay darüber keine Verschwiegenheit schuldig bin, weil ich es nicht von ihr erfuhr, so hängt es doch zu sehr zusammen mit Geheimnissen, die sie mir anvertraute, als dass ich es davon trennen könnte. Deshalb werde ich über diesen Punkt schweigen. Aber diese Geheimnisse, die nie aus meinem Munde, noch aus meiner Feder gekommen sind und nicht daraus kommen werden, sind zu vielen Leuten bekannt geworden, um nicht von der ganzen Umgebung der Frau von Épinay durchschaut worden zu sein.

Vom wahren Beweggrund dieser Reise unterrichtet, hätte ich den geheimen Antrieb einer feindlichen Hand in dem Versuch erkannt, mich dabei zum schützenden Begleiter der Frau von Épinay zu machen; aber sie hatte so wenig gedrängt, dass ich dabei blieb, diesen Versuch nicht als Ernst aufzunehmen, und ich lachte bloß über die schöne Rolle, die ich gespielt haben würde, wenn ich die Dummheit gehabt hätte, mich damit zu beladen. Übrigens gewann sie viel durch meine Weigerung, denn es gelang ihr, ihren Mann selbst zur Begleitung zu bewegen.

Einige Tage nachher empfing ich von Diderot das Billet, welches ich hier folgen lassen will. Nur ein Mal gefaltet; und zwar so, dass das Ganze ohne Mühe zu lesen war, wurde es an mich „bei Frau von Épinay“ adressiert und Herrn von Linant, dem Erzieher des Sohnes und dem Vertrauten der Mutter, anempfohlen.

Billet Diderots (Heft A Nr. 52)

„Ich bin geschaffen, Sie zu lieben und Ihnen Verdruss zu machen. Ich höre, dass Frau von Épinay nach Genf reist, und höre nicht sagen, dass Sie sie begleiten. Mein Freund, zufrieden mit Frau von Épinay müssen Sie mit ihr reisen, unzufrieden mit ihr, müssen Sie noch viel eher reisen. Sind Sie überbürdet von dem Gewicht der Verpflichtungen, welche Sie für sie haben, dann haben Sie eine Gelegenheit, einen Teil abzutragen und die Last zu erleichtern. Werden Sie in Ihrem Leben eine andere Gelegenheit finden, Ihre Dankbarkeit zu beweisen? Sie geht in ein Land, wo sie wie aus den Wolken gefallen sein wird. Sie ist krank; sie wird Erheiterung und Zerstreuung nötig haben. Der Winter! Sehen Sie doch, mein Freund! Der Einwurf Ihrer Gesundheit kann gewichtiger sein, als ich ihn halte, aber sind Sie heute kränker, als Sie es vor einem Monat waren, und als Sie es im Beginn des Frühlings sein werden? Werden Sie über drei Monate die Reise bequemer machen als heute? Ich gestehe Ihnen, wenn ich es im Wagen nicht aushalten könnte, so würde ich einen Stab nehmen und ihr folgen. Und dann, fürchten Sie nicht, dass man Ihr Betragen missdeute? Man wird Sie der Undankbarkeit oder eines anderen geheimen Beweggrundes zeihen. Ich weiß wohl, was Sie auch tun, Sie werden immer das Zeugnis Ihres Gewissens für sich haben; aber reicht das allein hin und ist es erlaubt, bis zu einem gewissen Punkt, das der anderen Menschen zu vernachlässigen? Übrigens, mein Freund, schreibe ich Ihnen dies Billet, um mich einer Verpflichtung gegen Sie und gegen mich selber zu entledigen. Wenn es Ihnen missfällt, werfen Sie es ins Feuer und es sei nicht mehr die Rede davon, als wenn es nie geschrieben worden. Ich grüße, liebe und umarme Sie.“

Das Erzittern vor Zorn, die Erstarrung, die mich beim Lesen dieses Billets erfassten und mir kaum erlaubten, es zu Ende zu bringen, hinderten mich nicht, die Geschicklichkeit zu bemerken, mit welcher Diderot darin einen sanfteren, schmeichlerischeren, freundlicheren Ton annahm, als in allen seinen anderen Briefen, in denen er mich höchsten „mein Lieber“ nannte, ohne dass er sich kaum je herabgelassen, mir den Namen Freund zu geben. Ich sah den Ricochetschuß, durch den mir dieses Billet zugeworfen worden, dessen Unterschrift, Form und Inhalt ziemlich ungeschickt den krummen Weg verdeckten. [...]

Seite 273: „Deleyre sagte mir in seinen Briefen, dass man mich wegen Schändlichkeiten beschuldigte; Diderot teilte mir beinahe dasselbe mit.“

Seite 276: [Therese erfuhr angeblich von Saint-Lambert] „dass niemand in der Welt daran zweifelte, dass ich mit Frau von Épinay gelebt hätte, wie Grimm jetzt mit ihr lebte ...“

Die Erwähnung seiner unehelichen Kinder und dass er sie ins Findelhaus brachte, ist in diesem Zusammenhang bemerkenswert. Es hängt demnach mit seiner, respektive mit der späteren Beziehung Grimms zu Frau von Épinay zusammen. Was will er demnach mit dem Satz „dass niemand in der Welt daran zweifelte, dass ich mit Frau von Épinay gelebt hätte, wie Grimm jetzt mit ihr lebte“ sagen? Er unterstellt Grimm ein erotisches Verhältnis mit Frau von Épinay. Ja noch mehr, er ist sich dessen offensichtlich sicher. Was war demnach der Grund für ihre plötzliche Abreise nach Genf? Rousseau glaubte offensichtlich nicht an ihre angebliche Krankheit. Es gibt keinen anderen Grund dafür, als dass sie schwanger war. Was mich allerdings stutzig macht, das ist der relativ kurze Zeitraum von Grimms Erscheinen auf der Chevrette und der Abreise, bzw. der Schwangerschaft der Frau von Épinay. Zum einen wird man nicht beim ersten intimen Verkehr schwanger, dazu gehören mehrmalige Versuche, und zum anderen weiß eine

Frau erst nach zwei oder drei Monaten genau, ob sie tatsächlich schwanger ist. Unregelmäßigkeiten bei der Periode gibt es durchaus. Also der Zeitraum ist nach meinem Gefühl etwas zu kurz. Viel eher käme daher Rousseau als Vater in Verdacht. Wenn eine Frau sich so eifersüchtig benimmt wie Madame d'Épinay, wegen der Liebesleidenschaft Rousseaus für Madame d'Houdetot, dann muss mehr im Spiel gewesen sein als nur literarische Freundschaft oder gar platonische Liebe. Nein, ich bin überzeugt, zwischen Jean-Jacques Rousseau und Frau von Épinay bestand ein erotisches Verhältnis.

Es wäre eine Sensation, wenn man den Taufeintrag eines Kindes der Frau von Épinay noch in den Kirchenbüchern der Stadt Genf entdecken würde. Dann hätte man tatsächlich noch ein Kind von Rousseau gefunden, denn die Nachforschungen in den Büchern der Findelhäuser von Paris waren ergebnislos geblieben. Wenn ich der französischen Sprache mächtig wäre, würde ich mich auf die Suche machen.

Ein weiterer Grund für Jean-Jacques Rousseau seine ehemalige Gönnerin und – so meine Überzeugung – seine frühere Geliebte in der Pariser Öffentlichkeit zu erniedrigen und zu blamieren, war die Schmähchrift >Sentiment des citoyens<, das mehrere Jahre später in Genf erschien. Rousseau beschuldigte Frau von Épinay der Indiskretion, nämlich seine Lebensgeheimnisse ausgeplaudert zu haben. Rousseau rächte sich viele Jahre später mit der Niederschrift der >Bekenntnisse<. Die obige Bemerkung, dass Madame d'Épinay „wusste, dass, wenn ich sie mit gleicher Münze bezahlen wollte – falls ich dazu fähig gewesen – ich mich grausam rächen konnte“. Rousseau war zu dieser Rache fähig, durch die Schmähschrift >Sentiment des citoyens< war er geradezu rasend vor Wut.

Die Gesinnung der Bürger [von Genf] ²¹

Man bemitleidet einen Narren, artet aber die Narrheit in Raserei aus, so muss man ihn binden ... Wir haben Jean-Jacques Rousseau, den gewordenen Bürger unserer Stadt, solange beklagt, als er sich begnügte, in Paris die unglückliche Rolle eines Possenreissers zu spielen, der in der Oper ausgepiffen wurde, und solange er sich der Lächerlichkeit preisgab, indem er, auf vier Füßen gehend, im Lustspieltheater auftrat.²²

Muss aber unsere Geduld nicht zu Ende gehen, da er es wagt, in einer Schmähschrift [>Briefe vom Berge<] die Religion, zu der er sich selbst bekennt, alle Verkünder des heiligen Evangelium und den gesamten Staat wüthend anzugreifen? Die Raserei [der Wahnsinn] darf nicht mehr als Entschuldigungsgrund dienen, wenn sie einen zum Verbrecher macht.

Wenn er nun auch sagen würde: „Ihr müsst an meiner Inkonsequenz und den Widersprüchen, in die ich mit mir gerate, erkennen, dass ich geisteskrank bin“, so bleibt es deswegen doch nicht weniger wahr, dass diese Verrücktheit ihn dazu gebracht hat, Jesus Christus zu beschimpfen und drucken zu lassen, dass „das Evangelium ein anstößiges, verwegenes und gottloses Buch sei, dessen Moral darin bestehe, die Kinder zur Verleugnung ihrer Mutter und Brüder zu bewegen“ und anderes mehr. Ich will die weiteren Worte nicht anführen, sie machen einen schaudern ...

Wenn er auch geglaubt hat, durch seine zweideutige Schreibweise seinen Gotteslästerungen die Entschuldigung zu sichern, dass sie nur in der Einbildung seines

²¹ Entnommen aus: >Philosophenzwist - Voltaire und J.J. Rousseau<, von Gaston Maugras, übersetzt von Otto Schmidt, Wien 1895.

²² Anspielung auf die Komödie >Die Philosophen<.

Verleumders bestehen, so lässt sich doch die Art, in welcher er von den Wundern unseres Heilandes spricht, durch nichts entschuldigen. Er sagt ganz klar und im eigenen Namen: „Es gibt im Evangelium Wunder, welche man nicht wörtlich nehmen kann, ohne gegen die Vernunft zu verstoßen. Alle Wunder, die Jesus, um unsere heilige Religion zu begründen, sich herabließ zu vollführen, macht er lächerlich ...

... Da er Jesus Christus beschimpft hat, darf es uns nicht wundernehmen, dass er die Verkünder des heiligen Evangeliums gröblich beleidigt ...

Doch kommen wir zu dem, was uns am meisten angeht, zu unserer Stadt, die er zugrunde richten möchte, weil er in ihr verurteilt wurde. Warum weckt er unsere veralteten Streitigkeiten? Warum spricht er von unserem Unglück? Will er, dass wir uns gegenseitig erwürgen, weil man in Paris und in Genf ein schlechtes Buch [ein Buch Rousseaus] verbrannt hat? Wenn unsere Freiheit und unsere Rechte in Gefahr sein werden, werden wir sie auch ohne ihn zu verteidigen wissen ...

Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, dass die Stadt, die er aufwiegeln will, seine Einmischung mit Entrüstung zurückweist. Wenn er geglaubt hat, dass wir für den Roman >Emil< das Schwert ziehen würden, so ist dieser Gedanke wie so mancher anderer von ihm lächerlich und verrückt. Aber er muss darüber belehrt werden, dass man zwar einen ungläubigen Schriftsteller milde züchtigt, aber einen verächtlichen Empörer strenge bestraft.

Doch all diese Vorwürfe, diese beleidigende Verachtung sind nicht das Ärgste:

Darf ein Mann, der in unserer Stadt geboren ist, unsere Prediger so empörend beleidigen, unsere Prediger, die zumeist unsere Verwandten und Freunde, zuweilen unsere Tröster sind? Und wer behandelt sie so? Ist es ein Gelehrter, der mit Gelehrten streitet? Nein, es ist der Verfasser einer Oper und zweier Lustspiele, die ausgepfiffen wurden. Ist es ein Ehrenmann, der im Übereifer tugendhaften Männern rücksichtslose Vorwürfe macht? Wir müssen mit Bedauern und errötend gestehen, dass es ein Mann ist, dem man das Laster [gemeint ist: die Syphilis] ansieht, der, als Hanswurst verkleidet [in armenischer Tracht], das unglücklichste Weib, dessen Mutter er tötete und dessen Kinder er am Tor eines Findelhauses aussetzte, von Dorf zu Dorf, von Berg zu Berg mit sich schleppt ...

Gaston Maugras führt dazu weiter aus, ab Seite 274 seines Buches: „Man kann sich den Schmerz und die Wuth, welche diese Schmähschrift in Rousseau wachrief, vorstellen; er war seiner nicht mehr mächtig, als er diese >anonyme Schrift las, die statt mit Tinte mit dem Wasser des Phlegeton geschrieben schien<.

Diese Enthüllungen über seine Sittlichkeit, über Therese und ihre Kinder versetzten dem Philosophen den empfindlichsten Schlag. Es waren Mittheilungen, die unsomehr überraschten, als das Publicum gar nicht ahnte, dass er Kinder gehabt und welch trauriges Los er ihnen bereitet habe. Der Welt die unwürdige Handlung des Verfassers vom >Emil< enthüllen, des Mannes, welcher sich als Reformator der Menschheit aufgestellt hatte, der sich selbst einen Tugendhelden ohne Makel und Tadel nannte, hieß so viel, als den Altar eines falschen Gottes umwerfen. Rousseau war vernichtet.

Wer hatte dieses Geheimnis, das so gut gehütet wurde, verrathen? Wer hatte diese Niedertracht, die man der Welt durch fünfzehn Jahre verheimlichte, enthüllen können?

Des Philosophen Verdacht fiel sofort auf Frau von Épinay, und er nahm sich vor, sie die Schwatzhaftigkeit, die sie sich, wie er meinte, hatte zuschulden kommen lassen, theuer bezahlen zu lassen. Er machte Duclos zum Vertrauten seines bitteren Schmerzes und seiner Rachepläne und schrieb ihm [am 13. Januar 1765]:

„... Soeben ist in Genf eine empörende Schmähchrift erschienen, zu welcher Frau von Épinay in ihrer Art den Stoff geliefert hat. Dieser Umstand gibt mir gegen sie und ihre Umgebung freie Hand. Doch möge mich Gott davor behüten, es ihr, selbst wenn ich mich verteidigte, gleichzuthun! Ich bin auch, ohne die mir anvertrauten Geheimnisse zu verrathen, im Besitze vieler, die ich durch andere über sie erfahren habe, und die genügen werden, um sie - so weit es mit Bezug auf mich nothwendig ist - kennen zu lehren. Sie hält mich nicht für so gut unterrichtet; da sie mich aber dazu zwingt, wird sie eines Tages zur Erkenntnis kommen, wie verschwiegen ich war.“

So weit der Auszug aus dem Buch von Gaston Maugras.

Mit Rousseaus Auszug aus seiner sogenannten „Eremitage“ bei Frau von Épinay und seinem Einzug in ein Nebengebäude des Schlosses des Herzogs von Luxembourg hatte er zugleich die politischen Fronten gewechselt: von den Aufklärern zu den Konservativen. Frau von Épinay stand mit Voltaire und den Enzyklopädisten in freundschaftlichem Verkehr und Briefwechsel. Dies genügt vollkommen, um ihr eine aufgeklärte Geisteshaltung zusprechen zu können. Voltaire schrieb ihr im Juli 1756 (das war nach dem Bruch ihrer Freundschaft mit Rousseau): „Ich weiß mehr als irgendjemand, was in Paris und Versailles wegen [des Stückes] >Die Philosophen< geschieht. Wenn man sich aufteilt und kleine Schwächen hat, ist man verloren. Die Infame und die Infamen [die Kirche und die Priester] werden triumphieren. Sollten die Philosophen so dumm sein und in die Falle gehen, die man ihnen stellt? Seien Sie [Madame d'Épinay ist gemeint] das Band, das die armen Verfolgten einigen soll. Jean-Jacques [Rousseau] hätte in dem Krieg dienlich sein können, aber der Kopf hat sich ihm verdreht. Soeben [kürzlich] schrieb er mir einen Brief, in dem er mir sagt, ich hätte Genf verdorben. Er spricht von M. Grimm und nennt ihn einen Deutschen namens Grimm. Er sagt, ich sei der Grund, dass er nach seinem Tod auf die Müllhalde geworfen werde, während ich [Voltaire] ehrenhaft beerdigt würde. Was wollen Sie, dass ich Ihnen sage, Madame? Er ist schon tot.“

Die französischen Aufklärer begegneten und behandelten Rousseau nach seinem „Verrat“ an ihren Idealen natürlich mit tiefster Verachtung.

Aber auch die Konservativen fanden keine rechte Freude an den philosophischen Halbheiten und Widersprüchen Rousseaus. Seine Werke >Nouvelle Héloïse<, >Contract Sozial< und >Emile< bewiesen zur Genüge, dass er eigentlich zu keinem Lager zu zählen war; da er weder eindeutig ein Progressiver noch eindeutig ein Konservativer war. Dieses Hin- und Herschwanken ist wiederum ein deutliches Indiz für seine durch die Syphilis bedingte extreme Neurasthenie. Dieses Verwirrspiel bewies letztendlich, dass er selber ein geistig Verwirrter war.

Als er nach langer Irrfahrt zum größten Erstaunen aller von England nach Frankreich zurückkehrte, hatte er als Philosoph bei den meisten Konservativen jegliches Ansehen und Vertrauen verloren. Er galt als ein Modeschriftsteller, der mit einigen halbverrückten Werken einiges Aufsehen bei der illustren Gesellschaft gefunden hatte. Außerdem hielt man ihn bereits für einen Geisteskranken. Er wurde systematisch mundtot gemacht. Seine Werke waren verboten und er selber auf Schritt und Tritt von der Geheimpolizei beobachtet und bespitzelt, um rechtzeitig zu erfahren, was er plante, um es verhindern zu können. Sein Verfolgungswahn war zumindest teilweise berechtigt.

Rousseaus Ansehen als Philosoph war während des Ancien Régime, also bis zum Beginn der Revolution ruiniert, bzw. er hatte Druckverbot. Außerdem war sein literarisches Schaffen existenziell unmöglich geworden, da er keinen Gönner, respektive Gönnerin mehr hatte, wie z. B. Frau von Épinay, der oder die ihm seinen Lebensunterhalt finanziert hätte. Die Niederschrift der >Bekenntnisse< dauerte daher Jahre. Es war der letzte Versuch Rousseaus, durch die Veröffentlichung von persönlichen Klatschgeschichten zu etwas Geld zu kommen, um damit seinen Lebensunterhalt bestreiten oder aufbessern zu können. Und noch eine weitere Absicht verfolgte er damit. Er wollte sich an Voltaire und dessen Anhängern, wie auch an einigen früheren Freunden, darunter auch Frau von Épinay, rächen. Natürlich wurde das Werk in Paris sofort von der Zensurbehörde verboten. Er durfte nicht einmal daraus vorlesen.

Rousseaus letztes Werk, die >Träumereien eines einsamen Spaziergängers<, zählt in meinen Augen zu seinen besten. Etwas überaus Wichtiges erfahren wir darin, speziell im >Dritten Spaziergang<: Wie stand es um seine persönliche Überzeugung in Bezug auf Religion und ewiges Leben? Rousseau gehörte seit dem Jahr 1765 keiner Religionsgemeinschaft mehr an. Er erwähnt in seinen >Konfessionen< nie, dass er in einer Kirche gewesen wäre oder einen Priester aufgesucht hätte. Aber auch ein klares Bekenntnis zum Atheismus finden wir in keinem seiner Werke. An was glaubte er demnach? Rousseau war, so paradox es klingen mag, ein opportunistischer Zweifler, heutzutage auch „Esoteriker“ genannt. In Gegenwart der Aufklärer und Enzyklopädisten stimmte er deren atheistischer Ansicht zu, in Gegenwart eines Konservativen, wie des Herzogs von Luxembourg, bekannte er sich zum Theismus. Er konnte sich zu keinem klaren und eindeutigen Bekenntnis durchringen. Er war, wegen seiner Neurasthenie, dazu geistig absolut unfähig.

Er entschuldigt sich geradezu vor dem Leser, warum er an die Unsterblichkeit und an eine Vorsehung glaubt (>Träumereien<²³, Seite 69): *„Alle Leiden [auf Erden] verlieren ihre Kraft, wenn man sicher damit rechnet, später [in einem Jenseits] dafür entschädigt zu werden. Dass ich diese Gewissheit besaß, war der wichtigste Erfolg meiner früheren Reflexionen.“*

Diesem eindeutigen Bekenntnis steht der Satz gegenüber: *„Mein Verstand konnte sie [die Atheisten] nicht widerlegen, aber mein Gefühl.“*

Der Glaube, der Theismus ist demnach für Rousseau eine reine Herzens- oder Gefühlssache.

Weitere zaghafte Entschuldigungen sind diese Stellen (>Träumereien<, ab Seite 61): *„Schließlich sagte ich mir: Werde ich mich durch die Trugschlüsse dieser Schönredner [die Atheisten sind gemeint] immer verwirren lassen? [...] Nach einer genauen Untersuchung, so glühend und aufrichtig, wie sie vielleicht kein Sterblicher je angestellt, kam ich über die Gefühle, die mir wichtig waren, endgültig ins Reine; habe ich mich in meinen Ergebnissen damals geirrt, so kann ich wenigstens gewiss sein, dass mein Irrtum mir nicht als Verbrechen angekreidet werden wird, denn ich habe alle meine Kräfte daran gewendet, mich vor Irrtum zu bewahren. Gewiss haben die Vorurteile meiner Kindheit und die geheimen Wünsche meines Herzens die Waage nach der für mich tröstlichen Seite zur Neige gebracht; wer wollte daran zweifeln. Es wird schließlich einer immer glauben, was er so inbrünstig zu glauben gewünscht hat; dagegen ist keiner*

²³ Nach der Übersetzung von R. J. Humm, Basel 1943.

gefeit. Das Interesse, das wir an der Frage haben, ob unsere Handlungen in einem künftigen Leben eine Sühne finden werden, entscheidet ganz gewiss bei der Mehrzahl der Menschen über den Glauben hinsichtlich der Dinge, die ihrer harren. Ich räume also ein, dass dies alles meine Entscheidung beeinflusst haben mag; aber es hat meine Aufrichtigkeit sicherlich nicht gemindert, denn ich lebte dauernd in der Furcht zu irren. Ist der Sinn unseres Lebens nur in diesem zu suchen, so lag mir daran, es zu wissen, um es doch wenigstens auf das Beste zu nutzen, solange es noch Zeit war, und so nicht das Opfer falscher Vorurteile zu werden. Was ich aber in meiner damaligen Stimmung auf der Welt am meisten befürchtete, war, dass ich um des Genusses von irdischen Gütern willen, die ich nie sehr begehrenswert gefunden hatte, das Heil meiner Seele verscherzen könnte.

Gern gestehe ich, dass ich die schwierigen Fragen, mit denen unsere Philosophen mir ständig in den Ohren lagen und die mich so oft in Verlegenheit brachten, nicht immer befriedigend zu beantworten wusste. Aber ich war entschlossen, über diesen Gegenstand, der sich dem menschlichen Verstand ohnehin entzieht, ein für allemal ins Reine zu kommen. Weil ich überall nur undurchdringliches Geheimnis und unwiderlegbare Gegengründe fand, stellte ich jeweils auf das Gefühl ab, das mir am unmittelbarsten gesichert schien, das durch sich selbst am glaubhaftesten war, ohne mich bei den Einwänden aufzuhalten, die ich nicht zu beantworten wusste, die sich aber durch mindestens ebenso starke Gegengründe aus dem entgegengesetzten System entkräften ließen. Der dogmatische Ton in diesen Dingen ist so recht das Kennzeichen der Schwindler und Marktschreier; worauf es hier ankommt, ist, dass jeder zu seiner eigenen Entscheidung gelange und dass er sie mit der ganzen Reife des Urteils treffe, die er an die Sache zu wenden hat. Begehen wir dabei dennoch einen Irrtum, so kann uns vor einem gerechten Richter keine Strafe treffen, da wir frei von Schuld sind. Das war der feste Standpunkt, der noch heute die Grundlage meiner Gewissheit und meines Heiles ist.

Das Ergebnis meiner mühsamen Untersuchungen war ungefähr das selbe, das ich später im >Glaubensbekenntnis des savoyischen Vikars< niederlegte, einem Buche, das von den Zeitgenossen auf die unwürdigste Weise in den Schmutz gezogen wird, das aber bei den Menschen, wenn anders der gesunde Verstand und die Aufrichtigkeit je wieder bei ihnen einkehren wird, dereinst einen großen Umschwung herbeirufen könnte.

Seitdem habe ich mich bei diesen Grundsätzen, die die Frucht eines so nachhaltigen und sorgfältigen Nachdenkens waren, beruhigt und aus ihnen die unabänderliche Richtschnur meines Verhaltens und meines Glaubens gemacht. Um die Einwände, die ich nicht beantworten konnte, kümmere ich mich nicht mehr; auch nicht um die, die ich damals nicht vorausgesehen hatte und die sich später hin und wieder bei mir einstellten. Sie gaben mir manchmal zu schaffen, sie vermochten aber nie, mich zu erschüttern. Ich sagte mir immer: das alles sind metaphysische Spitzfindigkeiten, die neben den von meiner Vernunft gebilligten, von meinem Herzen bestätigten Grundsätzen ohne Gewicht sind; diese tragen alle den Stempel der inneren, in der Stille der Leidenschaften getroffenen Zustimmung, und dies soll mir genügen. Diese Dinge übersteigen ohnehin den menschlichen Verstand; wie könnte also ein Einwand, dem ich nicht zu begegnen weiß, den ganzen Körper einer Doktrin umstürzen, die so viel Nachdenken und Sorgfalt gebildet und festgefügt haben, die meine Vernunft so sehr anspricht, meinem Herzen, meinem ganzen Wesen so sehr zusagt und die durch meine innere Zustimmung, die, wie ich fühle, allen anderen Meinungen fehlt, immer wieder bestätigt wird? Nein, nie werden eitle Einwände die Harmonie zerstören, die ich zwischen meiner unsterblichen Seele und der Beschaffenheit dieser Welt wahrnehme; die materielle Ordnung, die in dieser herrscht, findet ihre genaue Entsprechung in der

sittlichen Ordnung, die ich durch viel Nachdenken entdeckt habe und die für mich die Stütze ist, die mir hilft, mein unglückliches Leben zu tragen. Mit jeder anderen Weltanschauung würde ich ohne Auskunft leben und ohne Hoffnung sterben, ich wäre das unglücklichste der Geschöpfe. Halten wir uns also an diese hier, die allein genügt, mich dem Schicksal und den Menschen zum Trotz glücklich zu machen.

[...]

Alle Leiden verlieren ihre Kraft, wenn man endlich deren großen, sicheren Lohn wahrnimmt die Sicherheit dieses Lohnes war aber die wichtigste Frucht, die ich aus meinem Nachdenken einst gewonnen hatte. [...]

Diese „Grundsätze“ Rousseaus sind offensichtlich Ausflüchte eines Mannes, der psychisch krank ist und der seiner neurasthenischen Psyche diese aufregenden Gedanken nicht mehr zumuten kann und darf.

Wie der Syphilitiker und Neurastheniker Johann Wolfgang Goethe eine partielle Paralysepsychose entwickelt hatte in Bezug auf das weiße Licht (angeblich das „Unveränderlichste und Unantastbarste“, siehe mein Buch >Wahrheit in der Dichtung Goethes<, so besaß der Syphilitiker und Neurastheniker Jean-Jacques Rousseau eine partielle Psychose in Bezug auf eine göttliche Vorsehung. Als schwerkranker Syphilitiker, der wirklich tagtäglich mit dem Tod rechnen musste, und als Neurastheniker versetzte ihn der Gedanke, dass alles auf der Erde von einem blinden Naturgeschehen abhängig sein könnte, in eine übergroße Erregung und in übergroße Angst. Er konnte diesen Gedanken einfach nicht ertragen, ohne früher oder später, im wahrsten Sinne des Wortes, davon verrückt zu werden.

Rousseau beschloss, seiner Gemütsruhe wegen, wieder zu seinem kindlichen Glauben zurückzukehren. Er war aber auch kein gläubiger Theist mehr, denn er zweifelte an den Wundern Christi und an den Schriften der Bibel. Daher hat man ihn später für einen theistischen Esoteriker gehalten und ausgegeben. Wobei in meinen Augen Esoterik nur ein Beruhigungsmittel für Neurastheniker ist, wie im Falle Rousseaus. Sein öffentliches Bekenntnis zum Theismus ermöglichte ihm jedoch, in Frankreich relativ gefahrlos zu leben, trotz seiner von der Zensur verbotenen Schriften.

Das Urteil von Michail Bakunin in dessen Werk >Gott und der Staat< scheint auf den ersten Blick übertrieben streng und ungerecht. Es ist jedoch absolut richtig und treffend. Bakunin bestätigt sowohl die Forschungen von Gaston Maugras in dessen Buch >Philosophenzwist – Voltaire und Rousseau< als auch meine:

„Man hätte damals [im 18. Jahrhundert] glauben können, dass der menschliche Geist sich ein für allemal von jedem göttlichen Druck befreien würde. Dies war ein Irrtum. Die Gotteslüge, mit der sich die Menschheit – um nur von der christlichen Welt zu sprechen – achtzehn Jahrhunderte lang genährt hatte, sollte sich noch einmal mächtiger als die menschliche Wahrheit zeigen. Da sie sich nicht mehr der Schwarzröcke, der geweihten Raben der Kirche, der katholischen oder protestantischen Priester, die jedes Vertrauen verloren hatten, bedienen konnte, so bediente sie sich der Laienpriester, der Lügner und Sophisten im kurzen Rock; und die Hauptrolle fiel zwei verhängnisvollen Männern unter ihnen zu: dem falschen Geist und dem doktrinär despotischsten Willen des vergangenen [18.] Jahrhunderts, Jean-Jacques Rousseau und Robespierre.

Der erstere [Rousseau] ist der wahre Typus der Lüge und argwöhnischen Kleinlichkeit, der Überhebung der eigenen Person, der kalten Begeisterung und

sentimentaler und gleichzeitig unbarmherziger Heuchelei, der notwendigen Lüge des modernen Idealismus [im Sinne von: Theismus]. Man kann ihn als den wahren Schöpfer der modernen Reaktion betrachten. Während er dem Anschein nach der demokratischste Schriftsteller des 18. Jahrhunderts ist, brütet in ihm der erbarmungslose Despotismus des Staatsmanns. Er war der Prophet des doktrinären Staats, dessen Hohepriester Robespierre, sein würdiger und treuer Schüler, zu werden versuchte. Rousseau hörte Voltaire sagen, daß, wenn es keinen Gott gäbe, er erfunden werden müsse; und er erfand das höchste Wesen, den abstrakten und leeren Gott der Deisten. Und im Namen des höchsten Wesens und der von ihm befohlenen heuchlerischen Tugend guillotinierte Robespierre zuerst die Heberisten, dann den Genius der Revolution, Danton, in dessen Person er die Republik ermordete, um so den von da ab notwendig gewordenen Triumph der Diktatur Bonapartes vorzubereiten. Nach diesem großen Sieg suchte und fand die idealistische [theistische] Reaktion weniger fanatische, weniger schreckliche Diener, wenn man sie an dem bedeutend geringeren Maßstab der Bourgeoisie des 19. Jahrhunderts misst.“

Berühmte Zitate von J.-J. Rousseau

Alles entartet unter den Händen der Menschen.

Der Charakter offenbart sich nicht [nur] an großen Taten; an Kleinigkeiten zeigt sich die Natur des Menschen.

Nicht derjenige hat am meisten gelebt, welcher die höchsten Jahre zählt, sondern der, welcher sein Leben am meisten empfunden hat.

Das Leben ist kurz, nicht wegen der kurzen Zeit, die es dauert, sondern weil uns von dieser kurzen Zeit fast keine bleibt, um es zu genießen.

Die [eigentliche] Freiheit des Menschen liegt nicht darin, dass er tun kann, was er will, sondern darin, dass er nicht tun muss, was er nicht will.

Das Geld, das man besitzt, ist das Mittel zur Freiheit; dasjenige, dem man nachjagt, das Mittel zur Knechtschaft.

Der Mensch ist frei geboren und trotzdem liegt er in Fesseln.

Kurzdarstellung der Syphilis bei Jean-Jacques Rousseau

- 13.03.1734: Tod von Claude Anet, Vertrauter und Geliebter von Madame Warens, Jean-Jacques wird dessen Nachfolger.
- Sommer 1734: Ausbruch einer schweren Krankheit, Rousseau bezeichnet es als eine „Entzündung“ (Infektion), in Wirklichkeit war es die Syphilis: *„Mit all ihrer Sorge, Aufmerksamkeit und unglaublicher Anstrengung rettete sie [Madame de Warens] mich [Rousseau]. Obwohl von meiner großen Krankheit genesen, hatte ich doch meine Kraft nicht wieder bekommen. Meine Brust [gemeint ist: Herz, Lunge und Blutgefäße] war nicht wieder hergestellt; ein Überrest des Fiebers blieb noch immer und machte mich hilflos.“*
- Ende des Sommers 1734: Madame de Warens kauft das Landgut „Les Charmettes“ bei Chambéry.
- 20.07.1737: Abreise zu einem Arzt nach Montpellier, angeblich um sich von einem „Herzpolyp“ heilen zu lassen. In Wahrheit reist er nach Montpellier, um Heilung von der Syphilis zu finden. Unterwegs Liebesgeschichte mit Madame de Larnage. Rousseau verspricht, zu ihr nach Saint-Andiol zu kommen und bei ihr zu leben. Ich bin überzeugt, dass Jean-Jacques sich tatsächlich nach Saint-Andiol begab. Nach seinen >Bekanntnissen< reist er Ende November 1737 von Montpellier ab. Er kehrte aber erst im Februar oder März 1738 zu Madame de Warens nach Chambéry zurück. Wo lebte er in der Zwischenzeit? Was war geschehen? Ein mögliches Szenario wäre: Er kam nach Saint-Andiol zu Frau von Larnage. Sein neues Leben begann vielversprechend. Doch dann erkrankte Madame de Larnage an einer schweren Entzündung. Es stellte sich schließlich heraus, dass sie an Syphilis erkrankt war. Als „Übeltäter“ kam nur Jean-Jacques in Frage.
- Februar/März 1738: Rückkehr nach Chambéry zu Madame de Warens.
- April 1740: Rousseau nimmt eine Stelle als Hauslehrer in Lyon an. Dort entwirft er ein >Projekt für die Erziehung< für den Sohn der Familie de Mably.
- 1744: in Paris lernt er den französischen Philosophen Denis Diderot kennen, der ihn beauftragt, als einer der Enzyklopädisten musiktheoretische Beiträge für die französische Encyclopédie zu verfassen. Er lebt mit der Wäscherin Thérèse Levasseur in freier Beziehung und lässt die fünf Kinder, die während ihres Zusammenlebens geboren wurden, im Waisenhaus aufziehen. Die Möglichkeit besteht, zumindest theoretisch, dass die Kinder gar nicht von Rousseau stammen.
- 1755: erscheint >Über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen<, darin stellt er die Entwicklungen von einer glücklichen Urgesellschaft bis zur Rechtsungleichheit in der modernen spezialisierten Gesellschaft dar und beschreibt das Wesen des Menschen als von Natur aus gut und erst durch die Zivilisation verdorben.

1756: Rousseau verlässt die Stadt Paris und zieht sich in die Abgeschiedenheit von Montmorency zurück, wo er seine romantische Erzählung >Julie ou la nouvelle Héloïse< schreibt. Von 1756-62 lebt er in Montmorency bei Paris erst als Gast von Mme d'Épinay, dann des Herzogs von Luxembourg.
Nicht lange nach dem Umzug in den Schlossgarten der Frau von Épinay Beginn einer syphilitischen Euphorie: *„Ich war wahrhaft umgewandelt; meine Bekannten, meine Freunde erkannten mich nicht wieder. Ich war nicht mehr der schüchterne und eher verlegene als bescheidene Mensch, der nicht wagte, sich zu zeigen oder zu reden, den ein scherzhaftes Wort aus der Fassung brachte, den der Blick einer Frau erröten machte. Kühn, stolz, unerschrocken, trat ich überall mit einer Zuversicht auf, die desto fester war, je einfacher sie war; und mehr in meiner Seele als meiner äußern Haltung lag.“*

1760: wahnsinnige Liebesleidenschaft Rousseaus zu Frau von Houdetot. Rousseau betrachtet sie als „seine Julie“, wie im Briefroman >La Nouvelle Héloïse<, der die letztendlich unmögliche Liebe des bürgerlichen Intellektuellen Saint-Preux zu der adeligen Julie d'Étanges darstellt. Frau von Houdetot weist Rousseaus Liebesbegehren zurück, dadurch geistiger Zusammenbruch Rousseaus: *Und möge man sich nicht einbilden, dass hier meine Sinne mich ruhig gelassen hätten wie bei Therese oder Mama [Madame de Warens]. Ich habe es schon gesagt, diesmal war es Liebe; und Liebe mit all ihrer Energie und all ihrer Raserei. Ich werde weder die Aufregung, noch die Erschütterung, noch das Herzklopfen, noch die krampfhaften Bewegungen und die Ohnmacht des Herzens, die ich fortwährend empfand, beschreiben – man kann darüber nach dem Eindruck, den ihr bloßes Bild auf mich machte, urteilen. [...] Dieser Zustand und vorzüglich seine Dauer von drei Monaten fortwährender Aufregung und Enthaltung stürzte mich in eine Erschöpfung, aus der ich mich mehrere Jahre lang nicht habe herausreißen können, und gab schließlich den Anstoß zur Abnahme der Kräfte, die ich ins Grab oder die mich ins Grab mitnehmen wird.“*

1762: ruft die im >Émile< als Einschub enthaltene deistische >Profession de foi d'un vicaire savoyard< einen Sturm der Entrüstung bei allen orthodoxen Christen hervor.

Januar 1766: Rousseau flieht – auf Einladung von David Hume – aus der Schweiz nach England.

1767: Rousseau kehrt unter dem Decknamen „Renou“ nach Frankreich zurück und heiratet am 30. August 1768 Thérèse Levasseur.

1770: Rückkehr nach Paris und Vollendung seines autobiographischen Werkes >Die Bekenntnisse<. Die Polizei verbietet ihm die Vorlesung aus seinen >Bekenntnissen<.

Spätestens seit 1766 und bis zum Ende seines Lebens ist Rousseau von Verfolgungswahn geplagt, was bereits seinen Zeitgenossen auffällig wurde und was ihn mit allen Menschen entzweite, weil er in jedem einen Spitzel und Verfolger sah.

Johann Wolfgang Goethe ²⁴

1764 bis 1765

Vor der Kaiserkrönung Josephs II. in Frankfurt im April 1764 liegt die Liebesaffäre des neunzehnjährigen²⁵ Wolfgang Goethe mit dem „schönen Gretchen“. Die genaue bürgerliche Identität des Mädchens ist unbekannt. Goethe infizierte sich an dieser zweiten Manon Lescaut.²⁶ Das Verbot des Stiefvaters, den Umgang mit dem schönen Gretchen zu beenden, kam zu spät. Goethe gebärdete sich deswegen wie toll. Möglicherweise beschleunigte der psychische Schmerz den Ausbruch der Krankheit. Goethes Studienbeginn verschob sich aus diesem Grund. Er musste sich zuerst von der Syphilis heilen. Dies erklärt die Tatsache, warum der junge Goethe noch über ein Jahr, genau 19 Monate (vom 3. April 1764 bis 3. Oktober 1765) warten musste, bis er sein Studium in Leipzig aufnehmen konnte. Ungewiss ist, ob bei ihm eine Quecksilberschmierkur oder eine Hunger-Liegekur, meist ebenfalls mit Verabreichung von geringen Mengen Quecksilber, zur Anwendung kam. Ich vermute, durch eine Andeutung Goethes in dem Brief an Katharina Schönkopf vom 31.01.1769 (siehe weiter unten), dass Goethe auf Anraten seines Stiefvaters, der ebenfalls Syphilitiker war, eine sogenannte Boerhaaven'sche Abmagerungskur erhielt. Boerhaave ging davon aus, dass das „venerische Gift“ im Fettgewebe sitzen würde. Er glaubte, die Krankheit mit schweren Hunger-, Schwitz- und Abführkuren aus dem Körper her austreiben zu können. Zur weiteren Unterstützung dürfte dem jungen Goethe auch ein >Liquor mercurialis Swieteniae< verabreicht worden sein. Gerard van Swieten, ein Schüler Boerhaavens erfand den nach ihm benannten >Likör< jedoch nicht selber, sondern sein Studienkollege Nunez Ribeiro Sanchez hatte das Rezept aus Russland erhalten. Dieses „Medikament“ enthielt neben 0,03 Gramm Quecksilbersublimat noch ca 40 Gramm Branntwein. Auch Quecksilberpillen, wie das sogenannte Calomel, das ebenfalls geringe Mengen von Quecksilber enthielt, wurden immer wieder gegen die Syphilis eingenommen. Wann diese erste Heilmaßnahme erfolgte, ist ungewiss. Sie könnte spätestens im Mai und Juni 1765 erfolgt sein, währenddessen sich Wolfgang Goethe mit einem Hofmeister (Name unbekannt) für mehrere Wochen zur Kur in Wiesbaden aufhielt.

Wie eine Kur in Wiesbaden zur Zeit Goethes verlief, steht in dem Büchlein >Wißbadische Kranckengeschichte, oder Erzählung merckwürdiger Curen, welche in besonderen und schwehren Kranckheiten durch den Gebrauch des Wißbader warmen Wassers bewürcket worden, aus eigener Erfahrung gesammelt und auf hohen Befehl zum Druck befördert von denen gegenwärtigen Medicis ordinariis und Physicis daselbst<, erschienen in Franckfurt in der Andreäischen Buchhandlung, 1760, ab Seite 121:

²⁴ Auszug aus: L. Baus >J. W. Goethe – ein „genialer“ Syphilitiker, III. erw. Aufl., Homburg 2003.

²⁵ Goethes tatsächlicher Geburtstag: 28. Januar 1745. Siehe L. Baus, >Bettinas wirkliches Verhältnis zu Goethe – Ist Goethe der (natürliche) Sohn Kaiser Karls VII.?<.

²⁶ Siehe L. Baus, >Wahrheit in der Dichtung Goethes<, Kapitel I.6: Goethes erste tragische Liebe – das schöne Gretchen. Manon Lescaut ist die Titelfigur eines Romans von Prévost. Die Eventualität, daß sich Wolfgang Goethe bei dem „schönen Gretchen“ durch einen unschuldigen Kuss infiziert haben könnte, möchte ich ausdrücklich *nicht* ausgeschlossen haben. In diesem Falle wäre der junge Goethe zu den „unschuldigen Opfern“ der venerischen Krankheit zu zählen.

Neunundvierzigste Geschichte

Mattigkeit und Abnehmen des Leibes, nach venerischer Kranckheit.

Ein nunmehr in allen Stücken sehr ordentlich lebender Offizier, von etlich 40 Jahren, truge schon vor 10 Jahren eine Gonorrhoe und Chanore [Schanker] davon, verfiel auch, ohne Zweifel wegen gebrauchter stopfender Mittel, in die ordentliche Seuche. Nach gebrauchten mancherley Curen, wie Schmierien, Dämpfen und innerlichen mercurialibus [Quecksilberpräparate], wurde er zwar dieser Zufälle los, behielt aber seines nachherigen richtigen Wandels ohngeachtet, reissende Glieder-Schmerzen, welche hauptsächlich die rechte Seite einnahmen, daß diese daher ganz schwach, auch die rechte Weiche (hypochondrium) gespannt ware und er in dieser gar zeitlich, bey Verstopfungen sehr heftige und beängstigende Schmerzen ausstehen mußte, auch sasse [saß] an dem Unter-Kiefer rechter Seits, eine mäßige harte Geschwulst und er hörte auf dieser Seiten [mit dem rechten Ohr] ganz schwer. Nebst einer Menge anderer Arzeneyen hatte er über 100 derer berühmigten Poudres d'Ailhaus genommen und sich des Aachner Bades bedienet; aber alles ohne einige Besserung: vielmehr ware sein Körper durch die häufige Abführungen sehr entkräftet, der Magen geschwächt und der Appetit verdorben, anbey das Fleisch starck verzehret worden. Man liesse ihn vom 26. Julii 1755 an, 4 Wochen lang, alle 4 Tag mit pillulis mercurialibus [wiederum Quecksilberpräparat] und Bad-Wasser laxieren [abführen], dazwischen Schwalbacher [Wasser] trincken und 6 Wochen lang baden²⁷, annebst vor der Mahlzeit ein Elexier ex extr. Rhab. - cascarill. - gentian. - guajac. aa. dr. I. tinct. rhab. unc. II. - tartari, liq. terrae fol. Tart. aa. unc. sem. zu 70 Tropfen nehmen, worauf er sich ungemein an Fleisch, Kräfften und Munterkeit erhohlte, auch in allen Stücken wohl erleichtert befande, nachdeme er nur zu Anfang der Cur, noch einen harten paroxysmum colicum ausgestanden hatte. Man zweiffelte deßwegen nicht an nachheriger völliger und beständiger Herstellung, ob man gleich diese, aus Mangel der Nachricht nicht versichern kann. W[errenborner, Dr.].

Das erste Indiz für eine Präparalyse Goethes – Wortverwechslungen, Versetzen von Buchstaben und Silben und Silbenstolpern - finden wir in einem Brief aus Wiesbaden an seine Schwester Cornelia:

Liebe Schwester.

Damit du nicht glaubest ich habe dich unter den schwärmenden Freuden eines starck besuchten Bades gantz vergessen; so will ich dir, einige absonderliche Schicksaale die mir begegnet, in diesem Briefgen, zu wissen thun. Dencke nur wir haben allhier Schlangen, das hässliche Ungeziefer macht den Garten, hinter unserm Hause, gantz unsicher. Seit meinem Hierseyn, sind schon 4. erlegt worden. Und heute, lass es dir erzählen, heute morgen, stehen einige Churgäste und ich auf einer Terasse, siehe da kommt ein solches Thier mit vielen gewölbten Gängen durch das Graß daher, schaut uns mit hellen funckelnden Augen an spielt mit seiner spitzigen Zunge und schleicht mit aufgehabenem Haupte immer näher. Wir erwischten hierauf die ersten besten Steine warfen auf sie loß und traffen sie etliche mahl, daß sie mit Zischen die Flucht nahm. Ich sprang herunter, riß einen mächtigen Stein von der Mauer und warf ihr ihn nach. Er traf

²⁷ Wiesbaden hat heiße Quellen. Eine interessante Beschreibung des Wiesbadener Badebetriebs zur Zeit Goethes steht in dem Büchlein >Wer an seinem Schöpfer sündigt ... - Ludwig Friedrich Christoph Schmid über seinen Kuraufenthalt 1765 in Wiesbaden<, bearbeitet von Jochen Dollwet und hrsg. vom Magistrat der Stadt Wiesbaden - Stadtarchiv, 1994. Kurz vor Schmid befand sich Goethe in Wiesbaden.

und erdruckte sie, worauf wir über dieselbe Meister wurden sie aufhängeten und zwey Ellen lang befanden. Neulich verwirrten wir uns in dem Walde, und mußten 2 Stundenlang in selbigem, durch Hecken und Büsche durchkriechen. Bald stellte sich uns ein umschatteter Fels dar, bald ein düstres Gesträuch und nirgends war ein Ausgang zu finden. Gewiß wir wären biß in die Nacht gelaufen; wenn nicht eine wohlthätige Fee hier und da, an die Bäume Papagey Schwänze, (die aber unsere kurzsichtige Augen für Strohwische ansahen) den rechten Weeg uns zu zeigen gebunden hätte. Da wir denn glücklich aus dem Walde kamen.

Dein Briefgen vom 19 Juni war mir sehr angenehm. Inliegenden Brief laß Augenblicklich dem Pap zustellen. Lebe wohl. Küsse If. M. von meinetwegen die Hand.

Wisb[aden]. Jun. 1765.

G.

Dieser Brief weist starke Konzentrationsstörungen Wolfgang Goethes auf: z. B. „gewölbten“ [richtig: gewundenen] Gängen, „aufgehabenem“ Haupte und „verwirrten“ [anstatt richtig: „verirrten“] wir uns.

Das Pathologische der folgenden Briefstelle ist unverkennbar: „Neulich verwirrten wir uns in dem Walde, und mußten 2 Stundenlang in selbigem, durch Hecken und Büsche durchkriechen. Bald stellte sich uns ein umschatteter Fels dar, bald ein düstres Gesträuch und nirgends war ein Ausgang zu finden. Gewiß wir wären biß in die Nacht gelaufen; wenn nicht eine wohlthätige Fee hier und da, an die Bäume Papagey Schwänze, (die aber unsere kurzsichtige Augen für Strohwische ansahen) den rechten Weeg uns zu zeigen gebunden hätte. Da wir denn glücklich aus dem Walde kamen.“

Verwechselte Wolfgang Goethe die Realität mit einem erotischen Traum? Siehe Eissler, >Goethe – Eine psychoanalytische Studie<, Band I, Seite 74. Glaubte der zwanzigjährige Goethe an „wohlthätige Feen“ im Walde?

Die katastrophale Orthographie und Grammatik Goethes ist ebenfalls ein sehr deutliches und schwerwiegendes Indiz für eine syphilitische Erkrankung und für eine Präparalyse Goethes. Lesen Sie dazu ausführlich L. Baus, >Wahrheit in der Dichtung Goethes<.

Der Literat und Literaturkritiker Wilhelm August Böttiger – er lebte viele Jahre in Weimar – zog sich durch irgendetwas den allergrößten Hass des Herrn Geheimrat von Goethe zu. Jetzt wissen wir, warum Goethe Böttiger so sehr hasste: Weil er von Goethes intimstem und bestgehütetem Lebensgeheimnis wußte. W. A. Böttiger schrieb in seinem Buch >Literarische Zustände und Zeitgenossen< (hrsg. von Klaus Gerlach u. René Sternke, erschienen im Aufbau Verlag, Berlin 1968) über Goethe (Seite 67):

„Als ihn unser Rath Krause [der gebürtige Frankfurter und Maler Krause (1733-1806) ist gemeint] zuerst in Franfurth kennen lernte [...] schlotterte alles an ihm [Goethe], er trug ein großes Pflaster um den Hals, sah ekelhaft gelb [aus] im Gesicht, und hatte beinahe keine Haare mehr am Kopf²⁸. So sehr hatten ihn seine Kämpfe auf dem Schlachtfelde der Venus volgivaga zum Invaliden gemacht.“

Ein weiteres schwerwiegendes Indiz für Goethes syphilitische Erkrankung im Jahre 1764 ist ein briefliches Zeugnis von einem Zeitgenossen - Ysenburg von Buri - in welchem Goethe der „Ausschweifung“ beschuldigt wird. Damit ist nichts weniger als

²⁸ Reversibler Haarausfall (Alopecia specifica) ist ebenfalls charakteristisch für das Sekundärstadium der Syphilis.

außerehelicher Geschlechtsverkehr bezeichnet, bzw. Wolfgang Goethe unterstellt.

Am 23. Mai 1764, nach der Affaire mit dem schönen Gretchen, bewarb sich Wolfgang Goethe um die Aufnahme in die „Arkadische Gesellschaft zu Phylandria“, einer Vereinigung von Literaten. Ysenburg von Buri schrieb über diesen Vorgang an André (in: >Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen<, von W. Bode):

Neuhof, den 16. Juli 1764

Ich erfuhr, daß er [Goethe] der Ausschweifung und vielen andern mir unangenehmen Fehlern, die ich aber nicht herzhählen mag, sehr ergeben sei.

Mit „der [sexuellen] Ausschweifung ergeben“ ist offensichtlich Goethes Verhältnis mit dem „schönen Gretchen“ gemeint. Höchstwahrscheinlich kursierte in der freien Reichsstadt Frankfurt der Klatsch, daß der Großbürger Goethe eine Liebesbeziehung mit einem Mädchen niederen Standes unterhalten habe. Auch seine Syphilisinfection könnte sehr schnell in Frankfurt bekanntgeworden sein.

Mit den „vielen andern mir unangenehmen Fehlern“ könnte Goethes uneheliche Abkunft von Kaiser Karl VII. gemeint sein. Dem Adelsstolz des Ysenburg von Buri behagte es nicht, mit einem unehelich Gezeugten zu verkehren, selbst wenn der Vater der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation war.

Bemerkenswert ist auch, daß von Goethes rhetorischen Fähigkeiten in o. g. Briefwechsel mit Bewunderung gesprochen wird:

3. Brief: Schweizer an Ysenburg von Buri:

„er [Goethe] habe ihn [André] mit seinen hochtrabenden Reden so sehr eingenommen, daß es zum Erstaunen ist.“

4. Brief: Ysenburg von Buri an André:

„... im übrigen hat er [Goethe] mehr ein gutes Plapperwerk als Gründlichkeit.“

Diese außerordentliche rhetorische Begabung Wolfgang Goethes, nämlich andere mit „hochtrabenden Reden“ einzunehmen und zu beeindrucken, war für sein späteres Berühmtwerden mindestens ebenso wichtig wie seine künstlerische Kreativität. Goethe wurde deswegen der berühmteste deutsche Dichter, weil er zum einen sehr lange lebte, viele andere Schriftsteller überlebte, und weil er es verstand, mit vielen Menschen persönlich bekannt zu werden. Die Zeitgenossen verbreiteten Goethes Ruhm in ganz Deutschland und Europa²⁹. Dahinter steckte Absicht und Systematik Goethes.

Möglicherweise infizierte sich Goethe ein zweites Mal an Syphilis während seines Studiums in Leipzig. Folgende briefliche Zeugnisse geben uns Grund zu dieser Annahme:

1767

Brief Goethes an Schwester Cornelia (11.5.): „Denke dir einen Menschen, der von einer verdrüsslichen Krankheit, und von seinen Arbeiten, zu eben der Zeit befreyt wird, da die Sonne den späten Fröling zu uns [nach Leipzig] brachte. Du kannst die Freude nur halb fühlen die ich empfand, da ich die Natur mit mir vom Krankenbette aufstehen sah, ich vergass alles um mich herum, biss mich eine rauhe Luft und ein dicker Backen zu Hause

²⁹ Lesen Sie dazu das interessante Büchlein >Leipzig im Taumel<, Verfasser unbekannt.

zu bleiben nöthigten.“

Kommentar: Der „dicke Backen“ wird zum ersten Mal erwähnt. Es handelt sich, wie weiter unten offensichtlich wird, um ein syphilitisches Geschwulst der Mundschleimhaut. Goethe hatte eine sogenannte „Syphilis der Mundhöhle“, nach Dr. E. Hartmann.

Frankfurt, 13. Januar 1769

Cornelia Goethe in ihr Tagebuch für Katharina Fabricius

Ich muß Dir etwas im Vertrauen sagen: Müller [möglicherweise Goethes früherer Hofmeister, mit dem er auch nach Wiesbaden zur Kur fuhr und der Goethe in die Geheimnisse der antiken Philosophie einweihte, siehe >D.u.W.<] und mein Bruder sind nicht mehr so gut zusammen, wie sie es sonst waren. Ihre Grundsätze sind [jetzt] verschieden, weil die Philosophie meines Bruders geprüft ist, während Müller die seinige nur dem Studium [Philosophiestudium] verdankt. Er hat sich auch während der letzten großen Krankheit meines Bruders sehr kalt benommen, und ich beginne selber zu durchschauen, daß seine Ansichten nicht für den Gebrauch der Welt taugen.

Frankfurt, 31. Januar 1769

Brief Goethes an Anna Katharina Schönkopf in Leipzig: Heute oder Morgen, es ist einerley wann ich schreibe, wenn Sie nur erfahren wie's mit mir ist. Es muss besser in Leipzig seyn als hier. Es schreibt weder Horn noch Sie, noch ein andrer; vielleicht habt ihr Bälle und Fassnachts Schmäusse, zu der Zeit da ich im Elend sitze. Traurig Carnival. Seit vierzehn Tagen, sitz ich wieder fest. Im Anfange dieses Jahrs, war ich auf Parole losgelassen, das bissgen Freyheit ist auch wieder aus, und ich werde wohl noch ein Stückgen Februar im Käfigt zubringen. Denn Gott weis wenn's alle wird, ich binn aber ganz ruhig darüber, und ich hoffe, Sie werden es auch seyn. Den dritten März binn ich schon ein Halbjahr hier, und auch schon ein Halbjahr krank; ich habe in dem Halbenjahr viel gelernt. Ich dencke Horn soll die Zeit über auch mehr gelernt haben, wir werden einander nicht mehr kennen, wenn wir einander wiedersehen. Gewiß Horn hat nicht halb so viel Lust mich zu sehn als ich ihn. Der gute Mensch soll aus Leipzig, und hat kein Blut gespien. Das mag, schwer seyn. Sie sind so lustig, sagte ein sächsischer Officier zu mir, mit dem ich den 28. Aug. in Naumburg zu Nacht ass, so lustig und haben heute Leipzig verlassen. Ich sagte ihm, unser Herz wisse oft nichts von der Munterkeit unsers Bluts. Sie scheinen unpässlich, fing er nach einer Weile an. Ich binn's würrklich, versetzt ich ihm, und sehr, ich habe Blut gespien. Blut gespien, rief er, ia, da ist mir alles deutlich, da haben sie schon einen grosen Schritt aus der Welt getahn, und Leipzig musste ihnen gleichgültig werden, weil sie es nicht mehr geniessen konnten. Getroffen, sagt ich, die Furcht vor dem Verlust des Lebens, hat allen andern Schmerz erstickt. Ganz natürlich, fiel er mir ein, denn das Leben bleibt immer das erste, ohne Leben ist kein Genuss. Aber fuhr er fort, hat man ihnen nicht auch den Ausgang leicht gemacht.

Gemacht? fragt' ich, wie so. Da ist ia deutlich, sagte er, von Seiten der Frauenzimmer; Sie haben die Mine, nicht unbekanntt unter dem schönen Geschlecht zu seyn. - Ich bückte mich für's Compliant - Ich rede wie ich's meyne, fuhr er fort, sie scheinen mir ein Mann von Verdiensten, aber sie sind krank, und da wette ich zehen gegen nichts, kein Mädgen hat sie beym Ermel gehalten. Ich schwieg, und er lachte. Nun sagte er und reichte mir die Hand übern Tisch, ich habe zehen Thaler an sie verlohren, wenn sie auf ihr Gewissen sagen: Es hat mich eine gehalten! Top sagt ich Hr. Captain und schlug ihm in die Hand, Sie behalten ihre Zehen Thaler. Sie sind ein Kenner, und werfen ihr Geld nicht weg. Bravo, sagt er, daran seh ich dass sie auch Kenner sind. Gott bewahre sie

darinn, und wenn sie wieder gesund werden, so werden sie Nutzen von dieser Erfahrung haben. Ich - und nun ging die Erzählung, seiner Geschichte los die ich verschweige, ich sass und hörte mit Betrübniß zu, und sagte am Ende, ich sey confundirt, und meine Geschichte und die Geschichte meines Freunds Don Sassafras³⁰, hat mich immer mehr von der Philosophie des Hauptmans überzeugt. Unglücklicher Horn! Er hat sich immer so viel auf seine Waden eingebildet, jetzt werden sie ihm zum Unglück gereichen. Lasst ihn nur lebendig weg. Satt sehen könnt ihr euch noch an ihm, denn er ist der letzte Franckfurter in Leipzig, der gerechnet wird, und wenn der fort, da könnt ihr warten biss ihr wieder einen zu sehen krieget. Doch tröstet euch, ich komme bald wieder.

Du lieber Gott, jetzt binn ich wieder lustig, mitten in den Schmerzen. Wenn ich auch nicht so munter wäre wie wollt ich's aushalten? fast zwey Monat, an einem fort ganz eingesperrt. [...]

Ihr Freund Goethe

Kommentar: Der Satz „fast zwey Monat, an einem fort ganz eingesperrt“ bezieht sich höchstwahrscheinlich auf eine (zweite?) Boerhaavesche Diät-Liegekur zur Heilung von der Syphilis.

Frankfurt, August 1769

Brief Goethes an J. G. I. Breitkopf in Leipzig: Daß du ein rechtschaffner Mensch bist, und brav und dich herausmachst, das sagen mir alle Leute die von Leipzig kommen, und das freut mich höchlich, daß du dich nicht außer zu deiner Avantage änderst, du warst von iher ein guter Junge, und hattest Menschenverstand, und Gedancken wie ein Mensch der eine Sache begreiffet, und Einfälle nicht wie ieder; besuche uns doch einmal, die Mädgen sind hier sehr auf deiner Seite, ich hab ihnen so allerley von dir erzählt, und es sind einige muntre Köpfgn unter ihnen, die meynen es wäre was mit dir anzufangen; schreibe mir doch einmal lieber Bruder, in was für Umständen du ietzo bist.

Ich lebe erträglich. Vergnügt und still. Ich habe ein halb dutzend englische Mädgen die ich oft sehe, und binn in keine verliebt, es sind angenehme Kreaturen, und machen mir das Leben ungemein angenehm. Wer kein Leipzig gesehen hätte, der könnte hier recht wohl seyn; aber das Sachsen, Sachsen! Ey! ey! das ist starcker Toback. Mann mag auch noch so gesund und starck seyn, in dem verfluchten Leipzig, brennt man weg so geschwind wie ein schlechte Pechfackel. Nun, nun, das arme Füchslein, wird nach und nach sich erholen.

Nur eins will ich dir sagen, hüte dich ia für der Lüderlichkeit. Es geht uns Mannsleuten mit unsern Kräfte, wie den Mädgen mit der Ehre, einmal zum Hencker eine Jungferschaft, fort ist sie. Man kann wohl so was wieder quacksalben, aber es wills ihm all nicht thun.

Adieu lieber Bruder. Habe mich lieb, und vergiss mich nicht. Auf's Frühjahr geh ich nach Strasburg. Wer weiß wann wir da wieder was von einander hören. Schreibe mir doch die Zeit einmal, und wenn Bruder Bernhard nicht schreiben will, so lass dir sagen, ob er mir was zu melden hat und setze es mit in deinen Brief. Grüsse Stocken und seine Dame, und sag ihm er machte recht artige Sachen.

Goethe.

³⁰ Das Sassafras-Holz aus Amerika galt zu Goethes Zeit als ein wahres Wundermittel gegen die Syphilis. Der >Don Sassafras< ist eine Bühnenfigur, ein adeliger Syphilitiker.

1771

Ein telepathisches Erlebnis Goethes?

Im 11. Buch von >Dichtung und Wahrheit< berichtet Goethe von einem angeblichen telepathischen Erlebnis. Als er von Friedrike Brion Abschied genommen hatte und mit schwerem Herzen von Sesenheim nach Drusenheim ritt „da überfiel mich eine der sonderbarsten Ahnungen. Ich sah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst, denselben Weg, zu Pferde wieder entgegen kommen; und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen [hatte]: es war hechtgrau mit etwas Gold.“

Als Goethe acht Jahre später, während seiner zweiten Schweizerreise, wieder nach Sesenheim ritt, um Friederike zu besuchen, trug er angeblich ein genau gleiches Kleidungsstück, das er bereits im Jahre 1771 im Geiste gesehen hatte.

Wohlgemerkt, Goethe schrieb >Dichtung und Wahrheit< in den Jahren von 1809 bis 1810. Dieses angebliche telepathische Erlebnis könnte vielmehr das psychopathische Produkt einer leichten Präparalyse gewesen sein.

1773

In dieses Jahr fällt die Liebesgeschichte Wolfgang Goethes mit der adeligen Urania. Siehe dazu >Wahrheit in der Dichtung Goethes<, III. Kapitel: >Goethes Musengöttin Urania<. Hierzu möchte ich noch etwas zur Ansteckungsgefahr der Syphilis sagen. Mit der Zeitdauer des Bestehens der Syphilis im Körper eines Infizierten nimmt die Gefährlichkeit der Infektiosität ab. Nach dem 5. Jahre (Goethe infizierte sich zum ersten Mal im Jahre 1764) ist sie meist gegen andere erloschen, während die Krankheit gegen den Träger weiter wüten kann.

1774

In dieses Jahr fällt die zweite Liebestragödie Wolfgang Goethes. Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon, stirbt an den Folgen des Kindbettfiebers nach der Niederkunft mit einem Kind, dessen Vater Goethe ist. Mit großer Wahrscheinlichkeit ist die Syphilis als Todesursache auszuschließen.

1775

Goethe an Johanna Fahlmer (03.): „Ich binn ganz unerträglich. Und darum fleissig in sinnlicher Arbeit ... mit mir nimmts kein gut Ende.“

Frankfurt 5. März 1775

Kraus an Bertuch

Goethe ist jetzo lustig und munter in Gesellschaften, geht auf Bälle und tanzt wie rasend! Macht den Galanten beim schönen Geschlecht: das war er sonst nicht. Doch hat er noch immer seine alte Laune. Im eifrigsten Gespräche kann ihm einfallen, aufzustehen, fortzulaufen und nicht wieder zu erscheinen. Er ist ganz sein, richtet sich nach keiner Menschen Gebräuche. Wenn und wo alle Menschen in feierlichen Kleidungen sich sehen lassen, sieht man ihn im größten Negligé und ebenso im Gegenteil. Goethe will oft zu mir kommen und bei mir zeichnen, welches ich ihm sehr gerne erlauben werde. Er hat seit einem Jahr viel gezeichnet und auch etwas gemalt. Viele Schattenbilder und auch andere Gesichter im Profil macht er, trifft öfters recht gut die Gleichheit.

Usingen 16. Oktober 1775

Bretschneider an Nicolai

Goethe kam als junger Mensch nach Leipzig, um da zu studieren; und weil er Geld hatte, so wurde er in vielen Gesellschaften zugelassen und fand, daß es eine schöne Sache um einen schönen Geist sei. Er nahm sich also vor, *coute que coute* einer zu werden. In dieser Verfassung habe ich ihn in Leipzig kennenlernen und ihm damalen nichts weniger zugetraut, als daß er einmalen das geringste Aufsehen bei der Literatur machen würde. Und noch itzo, kann ich Ihnen auf meine Ehre versichern, können Sie nicht die geringste Spur in dieses Menschen Umgang finden, daß er der Verfasser der >Leiden Werthers< ist. Er urteilt schief, und er scheint fast, daß er weiß, daß sein Verstand ohne langes Nachdenken nicht zuverlässig ist; denn er gibt Leuten, von denen er mutmaßt, daß sich ihre Einsichten über die gemeinen erheben, lieber recht, als daß er sich die Verlegenheit über den Hals zöge, eine Materie mit ihnen zu durchsprechen, wobei er seine Schwäche sehen ließe. Mit einem Worte: er ist ein schlechter Philosoph und ein Mensch mit einem unbeständigen Gemüte, der bei keinem System stehenbleibt, sondern der von dem einen gar leicht zu dem andern extremo überspringt und der ebenso leicht zum Herrenhuter als zum Freigeist zu bereden wäre, wenn er nicht, zum Glück für ihn, so eine starke Dosis Stolz besäße, daß er fast alle andern Menschen außer ihm für schwache Kreaturen hält. Weil es aber doch noch Leute geben kann, die wenigstens so gescheit sind als er, so kann es sein, daß er ihre Existenz glaubt. Er selbst aber ist nicht imstande, sie zu prüfen, sondern richtet sich in dem Falle nach dem allgemeinen Urteile der Welt. Daher muß es Ihnen nicht wundern, daß er ein Freund Lavaters und des Augendoktors Jung ist, der Lavatern anhängt. Diesen zwei Leuten redet Goethe nach dem Munde und flattiert sie, teils weil sie ihn bewundern, teils weil sie in hiesiger Gegend in den Besitz eines entschiedenen Ruhms sitzen. Ich glaube, daß Goethe den Jung zu Verfertigung der *pièce* [Die Schleuder eines Hirtenknaben] persuadiert hat. Sie können nicht glauben, was bei der ordinären Sorte Menschen in hiesiger Gegend ein solches Buch ausrichtet. Er wollte vielleicht Leute haben, die Ihre Feinde werden sollten, da er es durch seine flüchtige Blätter nicht ausrichten konnte. Doch das kann Mißtrauen von mir sein ...

Es liegt in Goethe ein gewisser Same von Fähigkeit oder vielmehr: er hat ein poetisches Genie, das alsdann wirkt, wenn er, nachdem er lange Zeit einen Stoff herumgetragen und in sich bearbeitet und alles gesammelt hat, was zu seiner Sache dienen kann, sich an seinen Schreibtisch setzt. Zum Gelegenheitsdichter hätte er sich nicht geschickt, denn er kann außer seiner Ordnung nichts machen. Wenn ihm etwas auffällt, so bleibt es in seinem Gemüte oder Kopf hängen. Alles, was ihm nur aufstößt, sucht er mit einem Klumpen Ton zu verkneten, den er in der Arbeit hat, und denkt und sinnt auf nichts anderes als dies Objekt. Der Umgang mit witzigen Köpfen in Leipzig und die Kenntnis, die er dadurch mit guten Büchern erlangt hat, war Ursache, daß er was gelesen hat und daß sein Genie *subsidia* zu wählen weiß. Es ist aber in seiner Seele keine männliche, feste Unterscheidungskraft, keine durchdringende Einsicht und Gabe, die Sachen in ihrem wahren Lichte zu besehen. Bloß sein Stolz und die daraus entspringende Begierde oder auch seine Überzeugung oder Täuschung, ein Genie *superieur* zu sein, macht, daß er nicht dem gemeinen Haufen nachläuft. Goethe ist nichts als ein Dichter von Natur ..., im übrigen aber ein stolzer Mensch, der nichts [keine Kritik] vertragen kann und dem, zum Glück für ihn zur Zeit, die gewöhnlichen Anliegen dieses Erdbodens noch nicht gedemütigt oder aus der Welt geschafft haben.

Kommentar: Diese frühen Charakteristika sind deswegen so interessant, weil Goethe zu dieser Zeit noch kein Weimarerischer Geheimrat war. Sie sind daher ehrlicher und

unvoreingenommener. Später wagte niemand mehr, so geringschätzig über seine Exzellenz, den Herrn Staatsminister von Goethe zu urteilen.

1776

Goethe an Charlotte von Stein (19.3.): „Ich bin heute Nacht krank geworden und zwar toll, habe mich wieder zusammen genommen.“

Kommentar: Ist Goethe „toll“ geworden? Der Nachsatz „habe mich wieder zusammen genommen“ läßt es vermuten. Dies wäre die erste Erwähnung einer psychischen Erkrankung Goethes.

Goethe an Charlotte von Stein (6.): „Ich aber hatte mich über dem Zeichnen erhitzt, dass ich einen wunderbaren [im Sinne von: wunderlichen] Krampf am Herzen bekam wie ich ging.“

An Charlotte von Stein (19.11.): „Die Unruhe hat mich heute wieder an allen Haaren.“
Kommentar: Viele Indizien über Goethes Syphiliserkrankung finden wir in Goethes Briefen an Charlotte von Stein. Wir dürfen jedoch nicht vergessen, daß auch diese Briefe zensiert sind. Und zwar zuerst durch Charlotte von Stein und deren Söhnen Karl und Friedrich von Stein, z. B. wegen der drei unehelichen Schwangerschaften ihrer Mutter durch ihren Liebhaber Goethe, und selbstverständlich sind die Briefe durch die allgewaltige Weimarer Goethegesellschaft zensiert. Siehe dazu auch mein Buch >Goethes „Schattenehe“ mit Charlotte von Stein<.

1777

Goethe an Charlotte von Stein (3.1.): „Gestern Abend ist mirs noch sehr dumm geworden. Ich hab's Hufelanden gemeldet, und was [Medizin] eingenommen. Werde zu Haus bleiben.“

Tagebuch (1.2.): „Phantasie! Herzklopfen.“

Goethe an Ch. v. Stein (15.3.): „Dancke herzlich dass Sie sich meiner Augen annehmen wollen, sie sind immer in Einem wie gestern.“

An dieselbe (17.3.): „Die Augen sind leidlich, der Zug aber in den Schenkeln und Seiten fatal.“

An dieselbe (6.9.): „Alles ist wohl, nur ich habe ein Monster von dicken Backen ganz wider allen Sinn meiner dünnen Constitution geholt.“

An dieselbe (14.9.) „vierundzwanzig Stunden [Backen-] Geschwulst³¹ und grosse Schmerzen.“³²

An dieselbe (30.10.): „ich habe heut [Medizin] eingenommen um die Teufel die am leichtesten zu packen sind auszutreiben.“

An die Mutter (16.11.): „Meine Zahn- und Bakenwirthschaft will nichts bedeuten, es hat sich ein Knötgen in der Kinnlade gesezt gehabt das aber nicht schmerzte und ietzt vergeht.“

An Ch. v. Stein (9.12.): „Was die Unruhe ist die in mir stickt mag ich nicht untersuchen, auch nicht untersucht haben.“

Kommentar: Fürchtete sich Goethe vor einer genaueren Untersuchung seines Übels?

³¹ Die häufigen Backen- und auch Augengeschwulste (im Jahr 1767, 1777, 1783, 1785 (Frühjahr und Sommer), 1786, 1788, 1791, 1795, 1801, 1809, 1817 und 1818) könnten eine chronische Quecksilber-Entzündung gewesen sein.

³² Goethe hat, wie sich im Verlauf der weiteren Jahre herausstellen wird, nach Dr. E. Hartmann, eine sogenannte Syphilis des Nervensystems und eine Syphilis der Mundhöhle. Im Alter kommt außerdem noch eine Syphilis der Harnorgane und der Gelenke hinzu.

Ich glaube vielmehr, Goethe wußte um seine Krankheit: Syphilis. Bei Goethe liegt eindeutig eine sogenannte „Syphilis der Mundhöhle“ vor. „Alles ist wohl [d. h. kein Mensch ist erkältet], nur ich habe ein Monster von dicken Backen“, d. h. es war keine grippale Entzündung und auch keine Zahntzündung.

1778

Tagebuch (14.7.): „körperlich gelitten. Eingenommen [Medizin eingenommen].“

Tagebuch (December): „War zugefroren gegen alle Menschen. Diese letzte Zeit meist sehr still in mir.“

1779

An Ch. v. Stein (13.6.): „Ich habe wieder die Medizin zu Hülfe gerufen, so lange sie als Schlotfeger zu wirken hat hab ich immer Vertrauen auf sie.“

Tagebuch (2.9.): „Wie durch ein Wunder seit meinem Geburtstage [28.8.] in eine frische Gegenwart der Dinge versetzt, und nur der Wunsch dass es halten möge. Eine offene Fröhlichkeit und das Lumpige ohne Einfluss auf meinen Humor.

Kommentar von Möbius: Psychischer Umschwung ins Euphorische. Die asketisch gefärbte Stimmung hält an. Nun beachte man den Umschlag im August. Goethe selbst betrachtet es wie ein Wunder und schildert mit Worten, die kein Arzt besser wählen könnte, die neue lustvolle Stimmung. Am 12.9. beginnt die Reise nach der Schweiz, und während dieser ist der innere Himmel immer hell.

1780

An Ch. v. Stein (Januar): „der Kopf ist mir sehr eingenommen ich darf nicht einmal Bilder sehen.“

An Lavater (7.2.): „Ich habe vierzehn Tage [lang] eine Art von Catharrfieber gehabt und muss noch jetzt mit meiner Arbeit ganz sachte zugehen.“

Tagebuch (25.3.): „Wurd mir auf einmal nicht wohl, und sehr schläffrig, einige Tage her hab ich den Schmerz beim Schlingen.“

An Ch. v. Stein (26.3.): „Ich habe mit dem Schlaf mich kurirt, und hoffe durch den Lauf noch mehr, es stickt aber wieder etwas irgendwo das ich nicht kenne.“

Tagebuch (26.3.): „Ich muss den Cirkel der sich in mir umdreht, von guten und bösen Tagen näher bemerken ... Erfindung, Ausführung, Ordnung alles wechselt, und hält einen regelmässigen Kreis. Heiterkeit, Trübe [Betrübnis], Stärke, Elastizität, Schwäche, Gelassenheit, Begier ebenso ... ich muss noch herauskriegen in welcher Zeit und Ordnung ich mich um mich selbst bewege.“

(30.3.): „Abends wenig Momente sinkender Krafft, darauf acht zu geben. Woher.“

(31.3.): Kampf gegen Ruhebedürfniss.

(1.4.): „Wenn ich den Wein abschaffen könnte wäre ich sehr glücklich.“

(13.5.): „Das Beste ist die tiefe Stille in mir.“

An Ch. v. Stein (30.6.): „Meine Seele ist wie ein ewiges Feuerwerck ohne Rast.“

In einem Gespräch mit J. A. Leisewitz sagte Goethe, „er hätte schon von der Natur ein kleines Vulkanchen bekommen, durch Wein Schwefel zugegossen und durch Leidenschaften fleißig geschürt“.

An Lavater (20.9.): „Ich darf nicht säumen, ich bin schon weit in den Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte.“

An Ch. v. Stein (21.11.): „Mir hat er [der Arzt Hufeland] ein Regim vorgeschrieben dem ich folge und soll auch etwas [Medizin] einnehmen.“

An dieselbe (23.11.): „Hufeland hat mir ein böses Frühstück geschickt.“

Kommentar von Möbius: Auffallend sind die Todesgedanken Goethes in der zweiten Hälfte des Jahres. Am 6.9. wurde das Gickelhahn-Gedicht „warte nur, balde ruhest du auch“ geschrieben. Es bezieht sich also auf den eigenen Tod.

Kommentar: Seit der Ansteckung an der Syphilis im Jahr 1764 bis jetzt sind bereits 16 Jahre vergangen. Ein kritischer Zeitraum für einen möglichen Ausbruch des letzten Stadiums der Lues: progressive Paralyse.

1781

An Ch. v. Stein (28.1.): „Mein Hals ist nicht besser geworden, ich habe mir etwas von Hufelands holen lassen, und will heut zu Hause bleiben.“

An dieselbe (29.1.): „Gestern Abend kriegte ich noch Ziehen im Kopf [schwere Kopfschmerzen] darum ich mich bald niederlegen musste ... Ich darf nicht wagen zu zeichnen, weil es immer anstrengt und mich wenn ich so bin erhitzt.“

An dieselbe (30.1.): „ich habe sehr gut geschlafen und mein Hals ist schlimmer.“

An dieselbe (4.2.): „Ich bin recht leidlich ausser dem Hals.“

An dieselbe (10.2.): „Wie stehen Sie mit ihrem hypochondrischen Freund?“

An dieselbe (11.2.): „Mein Hals ist fast wieder gut, und die unregelmässige Bewegung des Bluts legt sich auch.“

An dieselbe (19.2.): „Ich bin recht wohl, und schreibe es dem Queckensaft [Extractum Graminis] zu den mir der Hofrath eingeschüttet hat.“

An die Mutter (11.8.): „Meine Gesundheit ist weit besser als ich sie in vorigen Zeiten vermuthen und hoffen konnte.“

An Merck (14.11.): „Ich befinde mich zu Eintritt des Winters recht wohl und kann dir mit Vergnügen sagen, dass diejenigen geist- und leiblichen Beschwerden, die mich vorigen Sommer mogten angefallen haben, so gut als gänzlich vorbeygezogen sind.“

An Ch. v. Stein (19.11.) „Wir haben, meine Beste, einerley Gedanken gehabt, diesen Morgen aus Hufelands [medizinischer] Küche uns versorgen zu lassen.“

Kommentar von Möbius: „Nach der kranken Zeit im Anfange des Jahres tritt Erregung ein. Insbesondere bekommen mit einem Male, man weiss nicht warum, die Briefe an die Stein einen anderen, leidenschaftlichen Charakter. Goethe gebraucht nur noch das „du“ und das Erotische ist ganz unverkennbar. Damit wächst die Poesie, und das Beste am >Tasso< entsteht.“

Kommentar: Wiederum eindeutige Indizien für eine schleichende Syphilis: langsam fortschreitende moralische Enthemmung und euphorische Steigerung.

1782

An Charlotte von Stein (13.11.): „Gestern Abend ward mirs auf einmal gar wehe, dass ich weg musste. Der Schlaf hat alles fortgenommen. Nun brauch ich deine Liebe täglich mehr um den bösen Geistern zu widerstehen die mich anfallen.“

An dieselbe (17.11.): „Was es auch sey, so fühl ich ein unendliches Bedürfnis einsam zu seyn.“

An dieselbe (24.12.): [von Leipzig aus] „Den ersten Reise Tag hatte ich Zahnweh.“

An dieselbe (28.12.): „ich war zuletzt [von der Reise] unleidlich, es wollte gar nicht mehr fort.“

Kommentar: Goethe wird in diesem Jahr geadelt. Sein Wappen ist die Venus und das Motto lautet: Alles um Liebe. Die Syphilis wird auch die „Krankheit der Venus“ genannt.

1783

An Ch. v. Stein (30.3.): „Mein Hals hat sich diese Nacht nicht verbessert.“

An dieselbe (23.11.): „Mein Hals ist noch nicht ganz gut mein übriges Wesen [die Psyche] aber durch den Schlaf wieder in's Gleichgewicht gebracht.“

An dieselbe (11.12.): „Mein gestriger Ausgang hat mir einen Zahnfluss und dicken Backen zuwege gebracht, man sieht dass allerley im Körper stickt das nicht weis wohin es sich resolviren soll.“

An dieselbe (14.12.): „Die schöne Sonne hat mich hergestellt, denn heute früh war es mir nicht sonderlich.“

An dieselbe (19.12.): „Ich bin munter und frohen Gemüths. Was ist der Mensch dass ein bisgen Salz gewaltiger ist als alle seine Vernunft.“

1784

An Ch. v. Stein (13.3.): „Ich habe heute wieder angefangen Quecken zu trincken.“

1785

An Ch. v. Stein (20.3.): „Mein Uebel vermehrt sich.“

An Knebel (21.3.): „Mein Backen ist noch geschwollen, es wird aber auch sich balde geben.“

An Ch. v. Stein (7.4.): „Eben steh ich erst auf und fürchte der Tag wird nicht der beßte seyn. Das Zahnweh ist nur ein Zeichen und nicht das Uebel selbst. Der Kof ist mir eingenommen und ich fürchte ein Art Flussfieber wie ich es manchmal in dieser Jahrszeit gehabt habe.“

An Ch. v. Stein (27.6.) [Erkrankung in Neustadt a. d. Orla] „Es war ein Uebel ienem im Winter ähnlich, nur nicht so starck noch so schmerzhaft. Jetzt ist es meist vorbei; der Backen nur noch geschwollen. NB. es ist die Gegenseite, die Rechte ... Diese Tage sind fast ganz für mich verlohren.“

An den Herzog (15.8.): [in Carlsbad] „Die Wasser bekommen mir sehr wohl.“

An Knebel (11.9.): „Ich bin wieder gebunden, fühle aber die Wirkung des Bades sehr heilsam, mein Gemüth ist viel freyer, ich kann mehr thun.“

An Kestner (4.12.): „Das Bad [Carlsbad] hat gute Wirkung hervorgebracht und ich bin recht wohl.“

An Ch. v. Stein (9.12.): „Ich habe nur preservative [Medizin] eingenommen.“

An Knebel (30.12.): „Was mit mir das nächste Jahr werden wird, weis ich noch nicht. Grossen und weiten Aussichten mag ich den Blick nicht zu wenden. In Carlsbad geh ich auf alle Fälle, ich bin dieser Quelle eine ganz andere Existenz schuldig.“

Kommentar: 1785 brechen die körperlichen Beschwerden der Lues (Backengeschwulst) sogar im Sommer mit aller Macht auf Goethe ein! Der erstmalige Besuch des Karlsbades bringt deutlich spürbare Linderung. Siehe das Kapitel >Heilquellenbehandlung<. Jedoch Goethe ist zutiefst schockiert. Jetzt treten die syphilitischen Krankheitserscheinungen sogar bereits im Sommer auf. Ein Zeichen, daß die Krankheit immer noch langsam fortschreitet. Starke Todesgedanken Goethes dokumentiert dieser Satz: „Was mit mir das nächste Jahr werden wird, weis ich noch nicht. Grossen und weiten Aussichten mag ich den Blick nicht zu wenden“. Er macht sogar ein Testament zu Gunsten von Fritz von Stein, Charlotte von Steins Sohn.

1786

An Ch. v. Stein (26.1.): „Ich bin über Hoffen wohl und es geht mir recht gut.“

An dieselbe (1.3.): „Es scheint als wenn mir die Arznei recht wohl bekommen wollte, es wurde mir gestern Abend nach 8ten noch viel besser.“

An den Herzog (7.4.): [Goethe kann der Einladung nicht folgen] „Ein Knötgen an dem Zahn [richtig: Zahnfleisch] der mir vorm Jahr in Neustadt soviel zu schaffen machte und das ich schon eine Woche dissimulire ist nun zum Knoten geworden, spannt und zuckt so dass ich mich jeden Augenblick eines übeln Anfalls versehe.“

An denselben (8.4.): „Der Backen ist dick und ich bin genötigt mich mit Kräuterkisslein zu zieren.“

An Ch. v. Stein (8.4.): „Mein Backen ist dick doch ohne Schmerz. Ich brauche ein Mundbad ... es wandelte mich wie ein Fieber an.“

An dieselbe (9.4.): „Mein Backen ist noch ein wenig dick doch ohne Schmerz.“

An dieselbe (10.4.): „Der Geschwulst vermindert sich.“

An dieselbe (21.5.): „Mein Mund ist besser, ich hoffe bald wieder menschlich auszusehen.“

An dieselbe (25.5.): „Ich bin recht wohl nur meine Lippe ist noch nicht in ihre Grenzen zurück.“

Bereits auf der heimlichen Reise nach Rom:

An den Herzog (2.9.): „Durch den zweijährigen [richtig: zweimaligen] Gebrauch des [Karls-] Bades hat meine Gesundheit viel gewonnen und ich hoffe auch für die Elasticität meines Geistes das Beste, wenn er eine Zeitlang, sich selbst gelassen, der freyen Welt geniessen kann.“

Kommentar von Möbius: Folgt die Abreise nach Italien. Goethes Verfahren bleibt unverständlich. Es lag zum Geheimthun kein einziger vernünftiger Grund vor ... Sowohl die Tagebuchaufzeichnungen wie die Briefe aus Italien enthalten oft die Versicherung, daß er sich wohl befinde ... Auffallend ist die Empfindung einer totalen Veränderung („Ob ich gleich noch immer derselbe bin, so meyne ich biss aufs innerste Knochenmark verändert zu seyn“, Brief v. 2.12.) Auf der einen Seite preist er den Gewinn durch die Reise („ich zähle einen zweyten Geburtstag, eine wahre Wiedergeburt von dem Tage, da ich Rom betrat“), auf der andern erscheint ihm die Vergangenheit in Weimar als ganz düster. Ein rauschähnliches Gefühl erweckt der erste Eintritt in den Süden bei Manchen, ganz besonders wirkt der erste Aufenthalt in Rom so. Wahrscheinlich ist das andere eine durch den Contrast bewirkte Erinnerungstäuschung. Die Briefe und noch mehr die poetischen Leistungen vor der Reise beweisen, dass Goethe in Weimar nicht so war, wie er in den italienischen Briefen behauptet. „Da ich mir vornahm meine Fragmente drucken zu lassen, hielt ich mich für todt“ (an den Herzog, 12.12.). Noch stärkere Aesserungen bringen die Briefe von 1787.

ca 1785-1786

Goethe sah sich selber in der Stube sitzen

Quelle: >Fragmente aus dem Tagebuche eines Geistersehers< - Goethe zugeschrieben und als Faksimile herausgegeben von Lothar Baus.

Auszug ab Seite /115/ der Originalerstaufgabe: „Zum erstenmale habe ich heute die unaussprechliche Seeligkeit empfunden, mich außer mich selbst zu sehen. –

Ich sah mich in einem Winkel der Stube sitzen, und schreiben, das Licht mir näher rücken, und den Schirm vorschieben. - -

Ich war ein Gott in dem Augenblick, - ich hätte mich können sterben sehen - - hätte

meinen Leib zu Asche verbrennen sehen – und gelächelt. – Ich untersuchte meine Gesichtszüge; und fand erst mürrischen Ernst mit Bitterkeit vermischt darinn.

Dann sahe ich mein Auge sich allmählig erheitern, - und wo war ich, da ich dieß sahe? - /116/ Wo? - - ich hatte keinen Gedanken mehr für das wo – ich war nirgend und doch allenthalben. – Ich fühlte mich aus der Reihe der Dinge herausgedrängt, und bedurfte des Raums nicht mehr.

Nun fühl‘ ich mich wieder eingekerkert in dieses Beinhaus, in diese zerbrechliche Hütte von Leimen.

Süße Freiheitsstunde, wann erscheinst du wieder?“

1787

Brief an die Freunde in Weimar (6.1.): „Ich bin von einer ungeheuren Leidenschaft und Krankheit geheilt.“

Frage: Welches war die ungeheure Krankheit? Die Syphilis, was sonst?

An Ch. v. Stein (20.1.): „Ich habe nur Eine Existenz, diese hab ich diesmal ganz gespielt und spiele sie noch. Komm ich leiblich und geistlich [geistig] davon, überwältigt meine Natur, mein Geist, mein Glück, diese Krise, so ersetz ich dir hundertfältig, was zu ersetzen ist. – Komm ich um, so komm ich um, ich war ohnedies zu nichts mehr nütze.“

Kommentar: Dieser Brief legt die Vermutung nahe, daß Goethe in Rom sich einer Heilbehandlung gegen die Syphilis unterziehen will. Allein schon das heiße Klima des Südens wirkt vorteilhaft auf die Heilung. Siehe Kapitel >Heilquellenbehandlung<: Bekannt ist ja, daß in den Tropen Syphilis oft genug ohne jede Kur heilt und man im warmen Ägypten zu den natürlichen Einwirkungen des Klimas einst nur den Gebrauch von frischem Leinöl hinzuzufügen pflegte.

An den Herzog (3.2.): [Die Frauen seien zwar allerliebste und sehr gefällig und] „es wäre auf diese Weise eine sehr bequeme Lust, wenn die französischen Einflüsse [gemeint ist: die Syphilis] nicht auch dieses Paradies unsicher machten.“

Kommentar: Goethe hat erstmalig genug von den Frauen und von der Lues!

An Ch. v. Stein (8.6.): „Wie das Leben der letzten Jahre wollt ich mir eher den Tod gewünscht haben.“

An den Herzog von Gotha (6.2.): „ich lebe eine neue Jugend.“

An Kayer (14.7.): „Mit jedem Tag scheint die Gesundheit [des] Leibes und der Seele zu wachsen und ich habe bald nichts als die Dauer meines Zustandes zu wünschen.“

An den Herzog (28.9.): „Noch halte ich mich immer in der Stille und sogar (ich weiß nicht, ob es lobens oder scheltenswerth ist) die Frauen haben keinen Theil an mir.“

Kommentar: Gebranntes Kind scheut das Feuer.

Rom (WA I. Abt. 32. Bd. S. 27): Morgens mit dem Sonnenaufgang stehe ich auf und gehe nach der Acqua acetosa, einem Sauerbrunnen, ungefähr eine halbe Stunde von dem Thor, an dem ich wohne, trinke das Wasser, das wie ein schwacher Schwabacher [Brunnen] schmeckt, in diesem Klima aber schon sehr wirksam ist ... Ich bin recht wohl. Die Hitze schafft alles Flussartige weg und treibt, was Schärfe im Körper ist, nach der Haut, und es ist besser, dass ein Uebel jücket, als dass es reisst und zieht.“

1. April 1787

Sturm auf dem Mittelmeer

Während der Überfahrt von Neapel auf die Insel Sizilien geriet Goethes Schiff in einen schweren Sturm. Goethe berichtet, er habe währenddessen, im Schlaf und Halbtraum, seine dramatischen Pläne durchdacht.

Der Maler Christoph Heinrich Knip (1755-1825) hingegen, der Goethe auf der Reise begleitete, erzählte Zacharias Werner, Goethe habe wie ein Wahnsinniger [in Todesangst] phantasiert und das Gehen der Matrosen auf dem Verdeck für den Gang seiner Großmutter gehalten. (Quelle: >Goethes Gespräche<, Nr. 840: Z. Werners Tagebuch.)

1788

An Ch. v. Stein (19.1.): „Ich habe doch diese ganze Zeit [in Italien] keine Empfindung aller der Uebel gehabt, die mich im Norden peinigten [u. a. fast jeden Winter Backengeschwulste, Hals- und Kopfschmerzen, Hypochondrie = Depressionen und Gefühlsschwankungen] und lebe mit eben derselben Constitution hier wohl und munter so sehr als ich dort [in Weimar] litt.“

An den Herzog (25.1.): „Die Hauptabsicht meiner Reise war: mich von den phisich moralischen Uebeln zu heilen, die mich in Deutschland quälten und mich zuletzt unbrauchbar machten.“

Kommentar: Hier gesteht Goethe eindeutig und zweifelsfrei ein, warum er nach Italien reiste: Um sich von den physischen und moralischen Übeln der Syphilis zu heilen.

1789

An Knebel (5.1.): „Ich habe einige Tage das Zimmer, ja sogar das Bett hüten müssen.“

An Herder (10.5.) „Ich habe mich wacker durchgehalten und bin wohl und vergnügt.“

An Ch. v. Stein (8.6.): „Ich klage nicht über meine hiesige [Weimarer] Lage, ich habe mich gut hineingefunden und hoffe darin auszuhalten, obgleich das Klima schon wieder mich angreift und mich früher oder später zu manchem Guten untüchtig machen wird.“

Kommentar: Die früheren Beschwerden sind im ersten Winter nach Italien noch nicht wiedergekehrt. Goethe fühlt sich jedoch unsicher, er traut der Hoffnung, vollständig von der Lues geheilt zu sein, noch nicht.

1790

An Knebel (9.7.): „Mein Gemüth treibt mich mehr als jemals zur Naturwissenschaft und mich wundert nur dass in dem prosaischen Deutschland noch ein Wölckchen Poesie über meinem Scheitel schweben bleibt.“

Kommentar von Möbius: Nichts von Krankheit. Häufig Verstimmung. Ernste, arbeitsame, wissenschaftlich gerichtete Stimmung. Die erotische Erregung hat (mit den >Elegien<) aufgehört, und ruhige Zärtlichkeit für Christiane und ihr Kind herrscht von nun an.

Kommentar: Beginn der Vorarbeiten Goethes zur „Farbenlehre“ ungefähr zum Zeitpunkt des Umzuges in das Jägerhaus vor dem Frauentor. Der Psychologe K. R. Eissler vermutet vor Beginn der „Farbenlehre“ eine partielle Psychose. Siehe Eissler: >Goethe – Eine psychoanalytische Studie<, zweiter Band, Teil III. B: >Goethe und die Wissenschaft<, dtv-Verlag 1987, und L. Baus: >Wahrheit in der Dichtung Goethes<, XV. Kapitel: >Goethes „Farbenlehre“ oder das Unveränderlichste und Unantastbarste<.

1791

An C. G. Voigt (5.): „Mein geschwollener Backen hat sich noch nicht gesetzt.“

An den Herzog (5.): „Ich sitze mit dem höllischen Feuer einer spanischen Fliege [Cantharidenpflaster] im Nacken.“

Brief an Caroline Herder: [Goethe] wandelt „noch mit halb verhülltem Haupte“ herum.

An v. Einsiedel (Anfang Aug.): „Könntest Du mir wohl ein Dutzend Bouteillen Eger

Wasser von Deinem Vorrath überlassen, die mir in meinen jetzigen Umständen wohl zu statten kämen.“

An Knebel (8.8.): „Die angefangene Cur des Eger Wassers³³ leidet nicht dass ich morgens ausgehe.“

Kommentar von Möbius: Vielleicht sind aus der Stimmung dieser Jahre die Faustverse „In jedem Kleide werd ich wohl die Pein“ u. s. w. hervorgegangen.

Kommentar: Der geschwollene Backen ist ein Zeichen, daß die Syphilis nicht zur Ruhe gekommen ist. Die Symptome sind jedoch schwächer als vor der Italienreise.

12. Juni 1792

Beschreibung eines schweren Entfremdungszustands durch Goethe selber

Quelle: Baus, >Goethes und Uranias Sohn – Ludwig Tieck<

[8. Brief] angeblich: Tieck an W[ackenroder]

richtig: W. Goethe an Tieck

Halle [richtig: Giebichenstein bei Halle], 12. Juni 1792

Endlich habe ich [Goethe] einmal wieder einen Brief von Dir [Ludwig Tieck] erhalten; willst Du mich denn für meine Nachlässigkeit wirklich jedesmal dadurch bestrafen, daß Du mir nicht antwortest? Das tu doch ja nicht. Auch dieser Brief kömmt einen Posttag später [an] als er sollte, allein ohne meine Schuld, denn ich mußte am vorigen Sonnabend notwendig [?] besuchen ...

[...] Was ich mache? Wir haben ausgemacht, daß ich [Wolfgang Goethe] gegen Dir recht aufrichtig sein soll und so muß ich Dir denn freilich wohl sagen, daß ich einige Tage krank, recht krank gewesen bin, und selbst nahe daran war, etwas schlimmer als krank zu werden [zu sterben?]. Erschrick nicht, ich will es Dir umständlicher erzählen: [...] uns're Rechnung traf sehr zu, denn nach neun [Uhr] hatten wir den ersten Teil [eines Goethe-Werks] beendet. Der zweite [Teil] ward angefangen, ach! und ich [Wolfgang Goethe] bin lange nicht so glücklich gewesen, besonders bei jenen Szenen, von denen ich Dir schon gesagt habe; und gerade bei diesen (es war schon nach 12 Uhr [also Mitternacht durch]) fingen meine beiden Zuhörer alle Augenblick an einzuschlafen, weil hier eigentlich keine Handlung, kein Fortgang der Geschichte war; doch ich war in einer zu schönen Stimmung, alle Menschen waren mir so lieb, die Welt so teuer geworden, daß ich mich darüber gar nicht ärgern konnte, sondern ich las stets weiter mit eben dem Enthusiasmus, mit eben dem ununterbrochenen Eifer; nach 2 Uhr war das Buch geendigt. Eine kleine Pause [folgte], worin ich nichts sprechen, nichts denken konnte, alle Szenen wiederholten sich vor meinen Augen, mir war so zumute wie Dir nach dem ergreifenden Akt einer Tragödie während der schalen Musik; ich hörte das Geschwätz um mich her, ohne es zu vernehmen; ich lag in den lieblichsten Träumen eingewiegt; ich empfand, wie ich nur selten, nur in den schönsten Stunden der glücklichsten Begeisterung empfinde; ich stand so viele Stufen höher als gewöhnlich; tausend Ideen, tausend große Vorsätze schwebten auf goldenen Wolken um mich her und winkten mir lächelnd entgegen - doch wozu will ich Dir beschreiben, was keiner als Du besser empfindet. - Schmöhl und Schwinger [richtig: Reichardt und Familie, bzw. und seine Gäste] gingen in die [Schlaf-] Kammer, um sich schlafen zu legen; ich [Wolfgang Goethe] wollte die Nacht auf einem Stuhl zubringen, wie ausgemacht war. - Das Licht ward entfernt, ich war allein, Nacht um mich her; nur eine sommerliche Dämmerung brach sich durch die Fenster, und kuckte

³³ Fußnote von Möbius: Das Eger-Wasser, das von nun an eine bedeutende Rolle in Goethes Leben spielt, ist die jetzige Franzensquelle. Der wirksame Stoff ist das schwefelsaure Natron.

schlÄfrig hinter den weiÙen Gardinen hervor; die Nacht schien mit trüben, verdriebblichen Augen nach dem Tage hinzublicken. Ich [Wolfgang Goethe] stand gedankenvoll mit dem Arm auf einen Stuhl gelehnt, in jener schöner erhabener Schwärmerei verloren, nur für Schönheit empfänglich, süÙe Töne wie abgebrochene Gesänge schwärmten [tönten] um mein träumendes Ohr, rosenfarbene Bilder umgaukelten mich mit blauen Schmetterlingsflügeln - als plötzlich - noch schaudere ich, wenn ich [Wolfgang Goethe] daran denke, noch kann ich die Möglichkeit nicht begreifen - als wie in einem Erdbeben alle diese Empfindungen in mir versanken, alle schöne grünenden Hügel, alle blumenvolle Täler gingen plötzlich unter, und schwarze Nacht und grause Totenstille, gräßliche Felsen stiegen ernst und furchtbar auf; jeder liebliche Ton verwehte, Schrecken umflog mich, Schauer, die gräßlichsten, bliesen mich an, alles ward um mich lebendig, Schatten jagten sich schrecklich um mich herum, mein Zimmer war als flöge es mit mir in eine fürchterliche schwarze Unendlichkeit hin, alle meine Ideen stießen gegeneinander, die große Schranke fiel donnernd ein, vor mir eine große, wüste Ebene, die Zügel entfielen meiner Hand, die Rosse rissen den Wagen unaufhaltsam mit sich [siehe Erläuterung weiter unten: typisch Goethesches Gleichnis]; ich fühlte es wie mein Haar sich aufrichtete, brüllend stürzte ich in die [nächste] Kammer. - Jene, in der Meinung, ich will sie erschrecken, schreien ebenfalls, als plötzlich sich die kleine Kammer wie zu einem weiten Saal ausdehnt, in ihnen [sah ich] zwei riesenhafte Wesen, groß und ungeheuer, mir fremd, deren Gesicht wie der Vollmond ist (o jetzt versteh' ich erst ganz diese vortreffliche Schilderung im >König Lear<), mir war, als sollt' ich niederstürzen, die Angst und Wut schüttelte alle meine Glieder, ich hätte beide niedergestochen, hätt' ich einen Degen in meiner Gewalt gehabt. Ich [Wolfgang Goethe] war auf einige Sekunden [richtig: auf mehrere Minuten oder gar Stunden] wirklich wahnsinnig. Jetzt kam eine verlorene Idee zurück [vergl. >Nachtwachen<], ich stürzte vorüber, den Zügel wieder zu fassen, der Wagen stand. „Um Gotteswillen! ich werde rasend!“, rief ich, und sank halb ohnmächtig nieder, alles gewann nach einem kleinen Kampfe seine natürlichen Umrisse wieder, ich fand mich selbst wieder. Ich war äußerst ermattet. Alle meine Pulse klopfen hörbar. Meine Phantasie arbeitete aber immer noch, wie ich mich nur von wenigen Stunden erinnern kann, der Anblick des WeiÙen war mir besonders schrecklich, Schmohl mußte sich daher seinen Überrock anziehen; er war mir noch immer etwas fremd, ich entsetzte mich noch jedesmal, so oft ich ihn ansah. Höchst ermattet legte ich mich endlich auf's Bette, aber alles erschreckte mich, die Tür der Kammer stand auf, und unser Zimmer war mir wie das Reich des Todes, man mußte die Tür zumachen; über eine Stunde brachte ich in einem Zustande zu, der einer Ohnmacht des Körpers nahe war, indes alle Kräfte der Phantasie krampfhaft arbeiteten. Das Licht ward endlich ausgelöscht. Sobald ich die Augen zumachte, war mir, als schwämme ich auf einem Strom, als löste sich mein Kopf ab und schwämme rückwärts, der Körper vorwärts; eine Empfindung, die ich sonst noch nie gehabt habe; wenn ich die Augen aufmachte, war mir's, als läg ich in einem weiten Totengewölbe, drei Särge nebeneinander; ich sehe deutlich die weiÙen, schimmernden Gebeine, alles dehnte sich in eine fürchterliche Länge, alle meine Glieder waren mir selbst fremd geworden und ich erschrak, wenn ich mit der Hand nach meinem Gesichte faÙte. Schmohl [richtig: Reichardt?] war mir immer ein fürchterliches Ungeheuer, das die einbrechende Dämmerung des Morgens zu fürchterlichen Gestalten umwandelte. So brachte ich noch eine entsetzliche Stunde zu, alle Schrecken des Todes und der Verwesung umgaben mich, alles Schöne war mir erstorben; ich konnte keinen angenehmen Gedanken denken. Einigemal schlief ich ein,

Du weißt, daß das Einschlafen mit einer krampfhaften Zuckung anfängt, diese war aber so gewaltsam, daß ich davon fürchterlich in die Höhe geworfen wurde. Endlich schlief ich ein und erwachte äußerst ermattet. Ich konnte den ganzen Tag nicht ausgehn, und mich kaum von einem Stuhl zum andern bewegen.

- Dieser Vorfall hat die Besorgnis, die ich Dir schon ehemals mitgeteilt habe und die mir so fürchterlich ist, daß ich [Wolfgang Goethe] nämlich wahnsinnig werden möchte [im Sinne von: könnte], um vieles vermehrt, um vieles wahrscheinlicher gemacht.

„... Wer weiß

Was in der Zeiten Hintergrunde schlummert.“

sagt Karlos, und auch ich fürchte das Erwachen mancher noch jetzt verborgenen Furchtbarkeit, denn Unglück und Traurigkeit war ja mein [Wolfgang Goethes] Schicksal von meinen frühesten Jahren [an], es wird sich jetzt nicht ändern, ach, wüßtest Du, welche bange Ahnungen mich jetzt manchmal umschweben, ich sollte mich doch schon daran gewöhnt haben alles zu verlieren, was mir in der Welt teuer ist, aber noch habe ich es nicht so weit bringen können; vielleicht kann ich es nie, und habe ich denn gewonnen, wenn ich es kann? - Beklage mich, lieber Freund, Du wolltest mir nicht glauben, daß ich nie glücklich werden könne, nimm jetzt immer meine Überzeugung an.

O verzeih mir meine Schwärmereien, die Dich nur ängstigen müssen, aber Aufrichtigkeit sollte ja das erste Gesetz unseres Briefwechsels sein, ich will dies Gesetz nicht zuerst brechen, dies mag meine Weitläufigkeit entschuldigen; nur unter solchen Freunden, wie wir sind und bleiben wollen, ist es verzeihlich, viel von sich selbst zu sprechen; und meine Empfindung sagt es mir nur zu oft, daß meine Eltern und Geschwister [in der Realität: meine - Wolfgang Goethes - Mutter und meine - Wolfgang Goethes - Kinder] und Deine [Ludwig Tiecks] Freundschaft das einzige sind, was mich [Wolfgang Goethe] noch an diese Welt fesseln können; ich wünschte oft, von diesen [richtig: von euch] weniger geliebt zu werden, um ohne einen einzigen wehmütigen Rückblick in das Leben - sterben zu können; der einzige Augenblick, in welchem ich gewiß glücklich sein werde. - Ich [Wolfgang Goethe] falle wieder in den schwermütigen Ton, ich muß weinen, o habe Geduld mit meiner Schwäche, bester, liebster Freund; lege den Brief auf einige Zeit weg, und laß Dir Deine Zärtlichkeit sagen, daß ich mich jetzt besser befinde, und glaube ihr diesmal immer. -

Daß ich Dir schreibe, hat mich äußerst schwermütig gemacht. Ich bin jetzt überhaupt schwächer geworden, als ich vordem war. Am Sonntag vor acht Tagen war ein kleiner Ball bei Reichardts [richtig: Geburtstag der Frau Reichardt, am 3. Juni 1792]; ein Gartensaal ward sehr poetisch mit Tannenzweigen und Blumenkränzen ausgeschmückt, ich [Wolfgang Goethe] half mit daran arbeiten, am Sonntag früh aber ward ich von Jasmin und von Zugluft so schwach, daß ich kaum aufrecht stehen konnte, alle meine Gieder zitterten, ich sah wie ein Toter aus, nur eine gewaltsame Kur, wie gewöhnlich, konnte mir helfen; ich lief in der größten Sonnenhitze, so stark ich nur konnte, nach der Stadt (von Giebichenstein nach Halle), trank hier schnell recht starken Kaffee, und lief dann in der brennenden Hitze des Mittags eben so schnell zurück. Dadurch war mir um Vieles besser. Doch bin ich beim Tanzen mitten in der größten Freude nicht im mindesten vergnügt gewesen, die Vergangenheit verfolgte mich allenthalben, gleich einem zu zärtlichen Freunde. Alles Tanzen kam mir, ich weiß nicht warum, so unnütz vor, das Vergnügtsein so unzweckmäßig. Ich überzeuge mich täglich mehr davon, daß ich nicht für die Welt gehöre, in der Einsamkeit ist mir besser.

Der Ball endigte sich um 11 Uhr [in der Nacht]; ich hatte ziemlich viel, aber ohne alle

Teilnahme getanzt, fast alle Gesichter waren mir zuwider, ich bemerkte allenthalben Affektation und elende Eitelkeit, wo es vielleicht auch nicht der Fall war. Ich ging mit [?] nach der Stadt, unter dem unerträglichsten Geschwätz, das mir in meiner wehmütigen Stimmung höchst zuwider war; ich sprach kein Wort, mögen sie es meinethalben immer für Ziererei gehalten haben! Es war am 3. Juni [der Geburtstag der Reichardtin], vielleicht bist Du ausgegangen gewesen und erinnerst Dich, daß es ein göttlicher Abend war, der Mond schien so hell, die Luft war so heiter und war der Himmel so blau. Ich begleitete mechanisch meine Gefährten bis zum Tor [von Halle] und kehrte dann um, ohne von ihnen eben bemerkt zu werden und ohne ein Wort zu sprechen. Ich [Wolfgang Goethe] forderte von der Natur Ersatz für die verlorenen Stunden und erhielt ihn, ich war wirklich einmal glücklich. Ich ging neben Gärten hin, wo mich der balsamische Duft von tausend Blumen umfing, die Lichter erloschen nach und nach in den Häusern, die Hunde bellten mir allenthalben nach, ich ging vor [richtig: an] einer Wassermühle vorbei, deren schäumender Wasserfall wie Flammen in dem Strahl des Mondes flutete; alles war so schön, so abenteuerlich. Ich setzte mich oft nieder, die schönen Gegenden zu übersehen. Die Saale glänzte vor mir wie ein großer See, tausend kleine Sterne zitterten auf der ungewissen Oberfläche, ein leichter goldener Nebel ruhte über die ganze Gegend, die Wogen der Saale tönnten in der einsamen Nacht wie die Schritte eines Wanderers, bald wie Harfentöne, bald wie das Rudern eines Schiffes. O wie oft dachte ich [Wolfgang Goethe] an Dich [Ludwig Tieck], wie oft wünscht ich Dich an meine Seite. Endlich stieg ich auf die Felsen, die schönste Gegend bei Giebichenstein, wie alles romantisch vor mir lag, mir war, als lebt' ich in der fernsten Vergangenheit; die Ruinen des Ritterschlosses blickten so ernsthaft nach mir hin, die Felsen gegenüber, die Felsen über mir, die wankenden Bäume, das Hundebellen, alles war so schauerlich, alles stimmte die Phantasie so rein, so hoch. Oft saß ich halb im Traum, halb wachend, mit einem Auge süße Träume sehend, mit dem andern in die schöne Gegend blickend. - Rührend ist mir immer der Untergang des Mondes; er senkt sich so still, so bescheiden, einem Größern Platz zu machen, voll so ruhiger Scham, und doch ist es, als könnte man ihm die tiefe Kränkung ansehen, daß er weichen muß, daß er nicht mehr nicht heller glänzen kann - ach, verzeih! Du siehst, wie ich heut zum Schwärmen aufgelegt bin. - Das Heraufkommen des Tages ist mir immer so bang, so erwartungsvoll, die ganze Natur scheint aufmerksam. Jetzt steig' ich auf den höchsten Felsen. - Das Morgenrot glänzte um den ganzen Horizont, - kurz, diese Nacht [von Giebichenstein] gehört zu den schönsten Stunden meines [Wolfgang Goethes] Lebens; sie wird mir unvergeßlich sein, ich habe hier manches gelernt, manches empfunden, was ich vorher nicht wußte, nicht empfand.

Erinnerst Du Dich vielleicht noch, daß ich Dir einst in Berlin versprach, die Geschichte meiner Empfindungen und Ideen von meiner Kindheit an niederzuschreiben; ich bin jetzt sehr oft in einer Stimmung, die mich an dies Versprechen erinnert. Ich will Dir nächstens den Anfang davon schicken, wenn es Dich noch so interessiert, wie vordem.

[...] Reichardts ausgenommen, habe ich [Wolfgang Goethe] jetzt doch noch einen Menschen, zu dem ich mit Vergnügen gehe, und das ist - Burgsdorff; wir haben unsere alte Bekanntschaft erneuert [Burgsdorffs Vater war bis 1777 Geheimrat zu Weimar, daher kannte Goethe wohl die Familie Burgsdorff], und leben jetzt auf einem recht vertrauten Fuß. Weil er reich ist, lebt er hier recht brillant, er wohnt auf dem Wege nach Giebichenstein in einem Garten, hört diesen Sommer keine Kollegia, sondern studiert bloß etwas für sich. Er ist sehr vernünftig, viel vernünftiger als in Berlin, ob er gleich eben nicht in der besten Gesellschaft lebt; ich halte ihn jetzt wirklich für einen großen

Kopf, er kann gewiß alles, was er will. Gleich nach dem ersten Besuch mußte ich ihm durchaus etwas von meinen [Wolfgang Goethes] Sachen vorlesen, denn er wollte durchaus nicht glauben, daß ich nichts Poetisches geschrieben hätte; er hat [verzeih meine Schwachheit] die >Anna Boleyn< gehört, und ich bin mit mir selbst sehr zufrieden, daß ich sie ihm vorgelesen habe, denn er hat mir darüber sehr scharfsinnige und interessante Bemerkungen mitgeteilt, besonders über den Charakter Heinrichs, auch über den >Alla-Moddin< habe ich manches Gute von ihm gelernt; er besitzt sehr viel natürlichen Scharfsinn, wenn er diesen durch Studium ausbildet, kann er einst in jedem Fache viel leisten.

- Vielleicht machen wir beide nächstens eine kleine Reise zusammen nach dem Harz, meine Gesundheit scheint wirklich eine Reise zu fordern. - Nächstens will ich auch auf dem Petersberg [in der Nähe von Halle] die Sonne aufgehen sehn, es soll eins der entzückendsten Schauspiele sein. -

Ich übersehe wieder Deinen Brief und freue mich, daß Du [Ludwig Tieck] so vergnügt gewesen bist; sei es oft, und auch ich bin es dadurch etwas mehr. Hüte Dich doch ja vor zu viel Arbeiten, Du kannst noch glücklich sein, aber bist Du einmal auf dem Punkt, auf dem ich [Wolfgang Goethe] stehe, dann ist jeder Wunsch vergebens; die wahre Melancholie läßt ihren Gefangenen so wenig wieder frei wie der Acheron.

Die Erscheinung des anmaßlichen Gespenstes [im >Genius<] hat auf Dich einen andern Eindruck gemacht, als sie auf mich gemacht haben würde; ich sehe, daß Du darin stärker bist als ich. So etwas versetzt mich jedesmal in ein wehmütiges Entsetzen (wie es der Verfasser des >Genius< sehr schön nennt); ich würde wirklich sehr geschaudert haben, ja ich hätte können krank davon werden, denn für mich [Wolfgang Goethe] sind oft Wirklichkeit und Nachbildung [richtig: Einbildung, Vorstellung] in Ansehung der Folgen einerlei. - Spillner [richtig: Reichardt oder Hensler?] hat eine sehr enge Kammer, worin gerade ein Bett und ein Stuhl Platz haben; die Tür hat ein Glasfenster; ich war neulich gerade da, als ihn Carow [?] und Köhler [?] besucht hatten. Spillner und Köhler setzten sich mit dem Lichte in diese enge Kammer, und ich [Wolfgang Goethe] schauderte so heftig, daß ich dadurch in eine Art von Wut versetzt ward, denn sie waren mir beide mit einem Male ganz fremd (eine Empfindung, die sich bei mir sehr leicht einstellt), und sahen wie wahnsinnig aus. Daß Wahnsinn ansteckt, wird mir immer deutlicher, und so glaube ich, muß man auch die Worte Hamlets verstehn: „Die Kerls werden mich noch wirklich verrückt machen!“ Denn ich glaube, daß auch der Mensch (wenn er schwache Nerven hat) wirklich wahnsinnig wird, wenn er sich einige Zeit wahnsinnig stellt; und Shakespeare macht also wieder zwei schöne Kontraste zwischen dem starken heldenmütigen Edgar und dem schwachen Hamlet. - Ob noch kein Schauspieler nach einer wahnsinnigen Rolle wirklich wahnsinnig geworden ist? [Analogon: siehe die Ophelia in dem Werk >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe<] Man hat von so etwas nur wenig Nachrichten. Von mir würde ich etwas Ähnliches befürchten. - Daß der Dichter, der einen Wahnsinnigen schildert, wirklich es indes sein müsse, davon bin ich überzeugt.

[...] Darf ich wohl auf diesen Brief schon [in] über acht Tage (heut ist Dienstag) Antwort erwarten? - Schreib mir doch recht oft, recht oft! hörst Du? - Du glaubst nicht, mit welcher Sehnsucht ich [Wolfgang Goethe] einem Brief von Dir entgegen sehe. - Wenn Du Zeit und Lust hast, schreib mir öfter, auch wenn ich Dir nicht geschrieben haben sollte, denn alles was von Dir kommt, ist mir erfreulich. Herzlichen Dank noch dafür, daß Deine Briefe immer so lang sind, wenn ich kann, will ich es jederzeit erwidern. -

Antworte mir bald!

Der Vorgang, von dem Du mir schreibst, ist nach meinem Urteil abgeschmackt, die Gefräßigkeit! - soll sie denn ein Gegenstand der Tragödie oder Komödie sein? - Die Geschichte Saturns und seiner Kinder wäre ein allerliebster Sujet. - Dabei fällt mir Deine Aufgabe wegen der Allegorie ein, ich [Wolfgang Goethe] kann Dir diesmal nichts darüber schreiben, aber nächstens. - Du hast mich auch [zu-]letzt über die Wirkung des Erhabenen zur Verantwortung gezogen; ich möchte mich an Dich³⁴ rächen und Dir ein anderes Rätsel aufzulösen geben. Hast Du Zeit und Lust nachzudenken, so schreib mir doch nächstens Deine Gedanken über das Naive, es ist ein äußerst schwerer Gegenstand, von dem wir schon im Tiergarten [und/oder im Park zu Weimar?] sprachen, und an den ich mich lange nicht habe wagen wollen, endlich aber glaube ich, etwas Festes darüber aufgefunden zu haben, darum schreib mir doch, ob sich hierüber auch unsere Gedanken, wie so oft, begegnen. Sollte es Dir nicht gelegen sein (denn oft tut der Zufall, der uns gerade auf eine Idee führt, hierin mehr als das schärfste Nachdenken), so will ich Dir nächstens einige Bemerkungen darüber schicken, die, soviel ich mich erinnern kann, neu sind. Urteile dann darüber.

[...] Die Reichardtsche Familie läßt Dir³⁵ vielmals grüßen. Hensler studiert jetzt in Kiel. Reichardt hat den >Theseus< von Rambach gelesen und sein Urteil ist fast das Deinige; er findet viele schöne Verse, aber ebenso viele Härten; die Szene im Garten zwischen Ariadne und Theseus findet er etwas frostig, und er sagt, ein Komponist, der es wüßte, was im Gesange auf dem Theater Effekt machte, würde ihm fast die Hälfte des Gesanges wegstreichen.

Lebe recht wohl

Indizien für Goethes Verfasserschaft:

1. Indiz: Ein typisches und unverwechselbares Goethisches Gleichnis ist das von den „wilden Pferden“, die des Schicksals Wagen vorantreiben. Goethe vergleicht also das Schicksal (den Schicksalswagen) des Menschen mit einer Quadriga, einem von vier Pferden gezogenen antiken Rennwagen.

1. Stelle: in einem Brief an Herder schrieb Goethe, WA IV.2, Brief Nr. 88, Zeit: ca Mitte Juli 1772: „Wenn du kühn im Wagen stehst, und vier neue [gemeint ist: frische] Pferde wild unordentlich sich an deinen Zügeln bäumen, du ihre Kraft lenkst, den austretenden herbei, den aufbäumenden hinabpeitschest, und jagst und lenkst, und wendest, peitschest, hältst, und wieder ausjagst, bis alle sechzehn Füße in einem Takt ans Ziel tragen - das ist Meisterschaft, Virtuosität ...“

2. Stelle: am Ende des IV. Buches von >Dichtung und Wahrheit< schrieb Goethe: „Kind, Kind! nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts als, mutig gefaßt, die Zügel festzuhalten, und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? ...“

3. Stelle: im 8. Brief W. Goethes an seinen Sohn Ludwig Tieck: „... die große Schranke fiel donnernd ein, vor mir eine große, wüste Ebene, die Zügel entfielen meiner Hand, die Rosse rissen den Wagen unaufhaltsam mit sich ...“

4. Stelle: in dem anonymen Briefroman >William Lovell<, dessen wahrer Verfasser

³⁴ Eigentümliche Goethesche Grammatik: >Dich< anstatt >Dir<.

³⁵ Eigentümliche Goethesche Grammatik: >Dir< anstatt >Dich<.

Wolfgang Goethe ist: „Schon seh ich die wilden Pferde die Zügel zerreißen, rasselnd springen sie mit dem Wagen den schroffen Felsenweg hinunter, an den Klippen zerschmettert liegt das Fuhrwerk ...“

5. Stelle: in dem Altersroman >Diana von Montescaros<, der im Jahre 1823 von Goethe unter dem Pseudonym „Bonaventura, Maria“ veröffentlicht wurde, fand ich folgende Variante von den „wilden Pferden“, der absolute Beweis für Goethes Verfasserschaft:

„Bin ich denn noch derselbe, der mit jugendlichem Mute den Wagen des eigenen Schicksals zu lenken gedachte; der ich wähnte, die Zügel der wilden Rosse in den starken Händen zu halten, bald hier bald dort ablenkend; der ich in reger Lust des Lebens die Bahnen rascher noch hinabzufliegen strebte, der Kraft gewiß, mit der ich nach eigenem Gefallen die Schritte aufhalten zu können glaubte?“

2. Indiz: Der Grammatikfehler „ich möchte mich an **Dich** rächen“, anstatt „ich möchte mich an **Dir** rächen“, und „Die Reichardtsche Familie läßt **Dir** [richtig: Dich] vielmals grüßen“, ist ebenfalls typisch für Goethe.

1792

An Christiane (10.10.): „Ich habe viel ausgestanden [während der „Campagne“ in Frankreich], aber meine Gesundheit ist ganz fürtrefflich, es fehlt mir nicht das mindeste und an Hypochondrie [Depressionen] ist gar nicht zu denken.“

1793

Goethe unternahm mehrere Reisen und war im Gefolge des Herzogs bei der Belagerung von Mainz dabei. Von Krankheiten wird nichts berichtet.

1794

An Meyer (7.7.): „indess ich Eger Wasser trinke.“

David Veit an Rahel Levin (Quelle: Rahel I. 243 und 248 f.), Jena, 20.10.1794: „Goethe hat mich erstaunlich freundlich aufgenommen ... Es ist wahr, daß er älter geworden, aber nicht zu seinem Nachteil, wie Reichardt gesagt haben soll; er ist etwas magerer, und bleich im Gesicht; die Nase sieht länger aus, und die ihm gewöhnliche steife Stellung wird um so auffallender. Nichtsdestoweniger ist er [Goethe] außerordentlich freundlicher Gesichter und der heitersten Laune fähig ...“

Jena, 21.10.1794: „... Ich sprach immer viel dazwischen und kam ihm [Goethe] oft zu Hülfe; denn er [Goethe] kann sich gemeinhin auf viele Wörter nicht besinnen und macht beständig Gesichter ...“

„Heute habe ich ihn [Goethe] wieder gesehen und begrüßt und war eine Stunde hindurch in einem Zimmer mit ihm; denn er war und kömmt jedesmal nach unserer Krankenanstalt und läßt sich über jede Kleinigkeit belehren. Die theoretischen Teile der Medizin hat er vollkommen inne... „

Schiller an Hoven (Quelle: SchiNa XXVII, 92): „Sein [Goethes] Dichtergeist ist noch ganz und gar nicht ausgelöscht; nur [richtig: nun?] hat er sich seit einiger Zeit auf alle Teufeleien eingelassen, davon Du in den ersten Stücken des Journals [Horen] Proben finden wirst.“

1795

78

Über >Wilhelm Meisters Lehrjahre<, (Anfang 1795): „Er [Goethe] hat hier [in Jena] einem Menschen selbst gestanden, daß er nicht mehr fähig wäre, sich seiner ersten Jugendeindrücke so lebhaft zu erinnern, als er es im >Wilhelm [Meister]< gethan hat; denn die Lebhaftigkeit des Gedächtnisses, mit welcher er den >Meister< vor fünfzehn Jahren entworfen habe, sei ihm nun bei der Ausfeilung ganz fremd geworden.“

Brief Goethes an Schiller (12.5.): [Kalte Witterung und Erkältung] „brachten mir ein Flussfieber zuwege, das mir die rechte Hälfte des Kopfes sehr schmerzlich angriff und zugleich die linke unbrauchbar machte. Nun bin ich so weit wieder hergestellt ...“ [außerdem wiederum ein Backengeschwulst, siehe Brief vom 10.6.]

An dens. (16.5.): „Mein Übel ist wieder ziemlich vorüber.“

Goethe an Schiller (10.6.): „Mir ist gleich bey meiner Rückkunft übel ergangen, ein Recidiv des Backengeschwulstes überfiel mich und da ich die Sache leicht nahm ward sie Stufenweise so arg dass ich von Humbold nicht einmal Abschied nehmen konnte.“

An dens. (11.6.): „Da ich ungeduldig bin körperlich zu leiden werde ich wohl nach Carlsbad gehen, das mich ehemals auf lange Zeit von gleichen Uebeln befreyte.“

Friedrich von Stein an Charlotte von Stein [Quelle: SchFr I, 444], Weimar, 17.6.: „Der Goethe ist wieder wohl; indes ist er doch ein wenig abgemattet von denen spanischen Fliegen. Er hat immerfort seinen stupenden [stupiden] Fleiß und läßt sich wenig in der Welt sehen. Nach Ilmenau wird er nun nicht gehen, aber in der Mitte des Juli nach Karlsbad.“

Friederike Brun in ihrem Tagebuch, Karlsbad, 7. – 9.7.: „Abends brachte mir die brave Göchhausen den Goethe. Anspruchsloser, wie er in seinem Reden und Schweigen, in seinem Gehen und Stehen, ist es unmöglich zu sein ... eine bittere Apathie ruht wie eine Wolke auf seiner Stirn ... Er hat viel geredet und immer als ob's halb im Scherz wäre, aber im bitterm Scherz herrliche Sachen gesagt über Kunst, Epigramme, Elegisches, Improvisieren, Liebe als Mittel zum Zweck, über Hoffnung, die in ihm erstorben ist, von seiner äußersten Empfänglichkeit durch Phantasie ... Ärgerlich ist's, daß er seine Paradoxe, wenn man ihm drüber zu Leibe geht, oft mehr wie halb zurücknimmt, so daß sie darüber nicht selten zu Gemeinplätzen werden ... Übrigens war er heut ... schrecklich paradox, und ich ergrimmete über sein Wegwerfen der Erinnerung – „die Gegenwart ist die einzige Göttin, die ich anebe“, sagte er – über seinen Unglauben an intellektuelle Freundschaft ... Einmal sagte er: „Niemand hat Mitleiden mit mir, wenn ich klage.“ ... Denn seine [Goethes] Gleichgültigkeit ohne Heiterkeit und daß er schon so ganz mit den Menschen abgerechnet hat, ist mir schrecklich.“

Friederike Brun in ihrem Tagebuch, Karlsbad, 12. 7. 1795: „Heute sah er [Goethe] zuweilen leibhaftig aus wie sein Faust. Bald glaubte ich ihn auf dem Faß zu sehen, und dann glaubte ich wieder, der Gottseibeius würde ihn auf der Stelle holen. Heute hatte ich eine sehr lehrreiche Unterhaltung über Italien mit diesem Proteus; er habe seinen Zweck während seines zweijährigen Aufenthalts doch nicht erreicht, und warum? Denn wirklich, mir ist unbegreiflich, was dieser Adler nicht erreichen könnte, wenn er will. Er habe wollen so ins Anschauen der Kunst sich vertiefen, daß diese Vorstellung ganz objektiv, und sein ganzes Wesen, seine Ichheit ins Anschauen der Schönheit übergegangen wäre, er sozusagen sein Selbst darin verloren hätte.³⁶ ... Er [Goethe] hat sehr viel mimisches Talent und kann aussehen wie der lebendige Miltonische Teufel; doch ist's schade um ein so edles Gebilde, es verzerrt zu sehen! ... Wir redeten über das große unerschöpfliche Sujet: „den Menschen“ ... Über Kinder: man muß ihren Begierden entgegen kommen. Je

³⁶ Seine Ichheit, sein Selbst will Goethe im Objekt, im Anschauen der Schönheit, verlieren. Das ist Schizophrenie.

lebhafter sie sind, um desto mehr, weil nur aus innerer Begierde und äußerem Widerstand Unwahrheit geboren wird.³⁷ Aber ich mag's nicht mehr abschreiben und Skelletieren, was er mir mit lebendigem Feuergeist gesagt und von sich offenbart. ... Abends war Goethe wieder etwas faustinisch wild (wie er es leider Frauen, die ihm nur schön sind, gegenüber leicht wird) ...“

Goethe an Christiane (15.7.): „Der Brunnen [Carlsbader Quelle] bekommt mir gut und fegt alles böse aus, ich hoffe recht ausgespült zu dir zu kommen.“

Kommentar: Das Jahr 1795 bringt erneut schwere körperliche Symptome der Syphilis. Die schwersten seit dem zweijährigen Italienaufenthalt. Das bedeutet, die Syphilis ist immer noch virulent, keineswegs besiegt. Es wird deutlich: Goethe leidet an einer chronischen Syphilitis.

1796

An Schiller (Ende Mai): „Ich befinde mich in einer wahrhaft poetischen Stimmung, denn ich weiss in mehr als einem Sinne nicht recht was ich will noch soll.“

An denselben (20.7.): „Heute früh beym Pyrmonter [Brunnen].“³⁸

An Meyer (5.8.): Goethe klagt, dass er wegen des Krieges nicht nach Italien kommen könne. Sein Thun sei ein kümmerliches Wesen, „und doch muss ich an etwas denken, das mich zu Hause beschäftigt und mich nicht ganz verfallen lässt.“

1797

An F. Schiller (27.2.): Ich bin wirklich mit Hausarrest belegt, sitze am warmen Ofen und friere von innen heraus. Der Kopf ist mir eingenommen und meine arme Intelligenz wäre nicht im Stande, durch einen freyen Denkactus den einfachsten Wurm zu produciren, vielmehr muß sie den Salmiak und dem Liquirizensaft, als Dingen, die an sich den hässlichsten Gemack haben, wieder ihren Willen die Existenz zugestehen.“

An denselben (1.3.): „Der Catharr ist zwar auf dem Abmarsche, doch soll ich noch die Stube hüten ... dass ich für meine Theescheue durch den abscheulichen Kräutertee bestraft werde.“

Kommentar: Goethe wird in Jena von Hofrat Loder ärztlich betreut und mit Salmiak und Liquirizensaft (den Bestandteilen der Mixtura solvens) behandelt.

1798

Kommentar: Dieses Jahr ging ohne schwere Erkrankungen vorüber. Goethe wurde adipös (dickleibig).

1799

An Christiane (19.2.): „Schicke mir doch ein Stängelchen von des Doctors Pflaster, ich habe wieder einen kleinen Schweren [ein kleines Geschwür] auf den Rücken bekommen.“

An F. Schiller (3.3.): „Übrigens bin ich vom schlimmsten Humor.“

1800

³⁷ Goethe predigt nackter Hedonismus! Er ist ein unverblümter Hedonist geworden! Warum? Wegen seiner Syphilis. Diese Abstumpfung des Moralgefühls ist ebenfalls ein deutliches Zeichen einer Präparalyse Goethes.

³⁸ Fußnote von Möbius: Die Pyrmonter Quellen sind theils erdig-salinische Eisensäuerlinge, theils Soolquellen. Eisen und Kochsalz sind die wirksamen Bestandtheile.

An F. Schiller (2.1.): „Ich bin zu Hause, nicht ganz wie ich seyn sollte.“

An denselben (20.1.): „da ich mich nicht in den besten Umständen befinde.“

An denselben (22.3.): „Leider werde ich mich einige Tage zu Hause halten müssen, denn der Doctor dringt auf eine Cur, der ich schon eine ganze Weile ausgewichen bin.“

Kommentar: Goethe verrät uns nicht, welche Kur ihm der Arzt dringend angeraten hat. Unzweifelhaft will Goethe seine syphilitische Krankheit vor den Zeitgenossen geheimhalten.

An denselben (3.4.): „Meine Zustände sind nicht die besten.“

An Ch. v. Stein (26.4.): „Da mein Uebel nur eine Unbequemlichkeit ist, so kann man es wohl gar am Ende gewohnt werden.“

1801

Tagebuch Goethes (3.1.): „Vermehrte sich mein Catharr. (6.1.) Das Uebel war nicht besser und befand mich desshalb meist im Bette. (7.1.) War die Entzündung des Auges am höchsten, so wie der Krampfhusten sehr heftig. (8.1.) Vergangne Nacht war sehr unruhig und ohne den geringsten Schlaf noch ein starker Husten (10.1.) Vergangne Nacht ebenfalls einige Stunden Schlaf, der Husten liess nach, das Schlucken aber fiel beschwerlich.“

An Elisa Gore (17.1.): „Nach einer schrecklichen Krise der Natur, in welcher sich das Individuum zu verlieren schien und welche etwa zehn Tage mag gedauert haben, befinde ich mich wieder ganz leidlich und ich könnte sagen wohl, wenn nicht die Geschwulst des linken Auges mich noch an die Gewalt des vergangenen Uebels erinnerte.“

In den >Annalen<: „Nach einer so hoch entzündlichen Krankheit mich abermals im Brown'schen Sinne einem so entschieden anregenden Bade [nach Pyrmont] zu schicken, war vielleicht nicht ein Zeugnis richtig beurtheilender Aerzte. Ich war auf einen Grad reizbar geworden, dass mich Nachts die heftigste Blutbewegung nicht schlafen liess, bei Tage das Gleichgültigste in einen excentrischen Zustand versetzte.“ [In Göttingen Störungen der Nachtruhe durch greulichen Lärm.] „Nun erwachte die krankhafte Reizbarkeit, und es blieb mir nichts übrig, als mit der Polizei in Unterhandlung zu treten.“

Kommentar: Goethe leidet unter Schlaflosigkeit und leichter Erregbarkeit, d. h. bei der geringsten Störung bekommt er Tobsuchtsanfälle. Typische Symptome einer Präparalyse.

1802

Tagebuch Goethes (28.6. bis 15.8.) siebzehnmals „gebadet“, theils in Lauchstädt, theils in Jena, zweimal auch in Weimar.

1803

Christiane an Nic. Meyer (21.4.): „Ich lebe aber wegen des Geheimraths sehr in Sorge, er ist manchmal ganz hypochonder [hübekonder] und ich stehe viel aus, weil es aber Krankheit, so thue ich Alles gern.“

An Christiane (14.7.): „Schicke mir mit nächster Gelegenheit deine letzten, neuen, schon durchgetanzten Schue, von denen du mir schreibst, dass ich nur wieder etwas von dir habe und an mein Herz drucken kann.“

Kommentar: Die Hypochondrie = Depressivität Goethes ist deutliches Indiz für eine Syphilis. Außerdem ist die Bitte Goethes, Christiane solle ihm ihre durchgetanzten Schuhe schicken, doch etwas merkwürdig.

1804

Tagebuch Goethes (3.1.): „Brachte ich den ganzen Tag im Bette zu.“ (4.1.): „Auf meinem Wohnzimmer.“ (5.1.): „Wie gestern.“ (8.1.): „War Herr Hofr. Stark hier.“ (9.1.): „Meistens im Bette zugebracht.“

An F. Schiller (14.1.): „Ich fühle jetzt erst dass ich schwach bin ... Da ich jetzt krank und grämlich bin.“

Christiane an Nic. Meyer (Februar): „das beste ist, dass der Geheimrath jetzo wieder recht heiter und vergnügt ist, diesen Anfang vom Jahr aber war er wieder sehr krank.“

1804 bis 1805

Das Verhältnis Goethes zu dem jungen Heinrich Voß ist pathologisch. Der junge Voß ist ein Naivling und er besitzt noch einen kindlichen Glauben an Gott. Goethe dagegen, der Verfasser der >Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekanntem Beherrschers der verborgenen Obern der höhern Illuminaten und höhern Propagande< und der >Nachtwachen von [des] Bonaventura< ist ein Atheist. Welch eine grandiose Selbsttäuschung des jungen Voß über Goethe, welch ein grandioser Täuschungsversuch Goethes gegenüber dem jungen Voß. Dies ist eindeutig pathologisch.

H. Voß schrieb (Quelle: GG 1968): „Goethe ist der Segen Weimars, alles bringt er ins rechte Geleis, er ist der Wohltäter aller Hilfsbedürftigen. Gott weiß es, wie aus ganzem Herzen ich [H. Voß] dieses Wort unterschreibe. Verdanke ich ihm nicht das Glück meines Lebens?“

(Quelle: GG 1990): „Er [Goethe] verträgt jeden Widerspruch.“

Kommentar: Goethe ist in den Augen des jungen Voß eine Art Heiland in Weimar. Vor Voß und Riemer spielt er die Rolle des Genies. Nach Schillers Tod ist es jedoch mit der großen Verehrung, ja mit der Vergötterung Goethes schlagartig vorbei. Was ist geschehen? Hatte der junge H. Voß erkannt, daß Goethe psychisch krank war? Kam er durch Zufall hinter das Geheimnis der syphilitischen Erkrankung? Es gibt keine andere Erklärung für den Ablauf des Geschehens. Keine Vorwürfe, keine Anschuldigen: Goethe wußte, daß es vorbei war. Er verzieh und verzichtete. Der junge Heinrich Voß folgte bald darauf den Eltern nach Heidelberg.

1805

Christiane an Nic. Meyer (12.4.): „Der Geheimrath hat nun seit ¼ Jahr fast keine gesunde Stunde gehabt und immer Perioden, wo man denken muss, er stirbt. Jetzo ... befindet er sich durch Hülfe des H. Hofr. Stark besser, aber nicht ausser Bette und stelle mir nichts gutes vor. Ich glaube die Aerzte kennen seine Krankheit nicht recht, oder es ist ihm nicht mehr zu helfen. Ich weiss gar nicht was ich denken soll, der Zufall [Anfall] kommt gewöhnlich alle vier Wochen mit den grössten Schmerzen ... Ich glaube es sind Hämorrhoidalumstände, denn der Schmerz ist im Unterleibe, aber Stark will nichts wissen ... Der Geheimrath hat es nicht gern, wenn ich was von seiner Krankheit schreibe.“ (2.7.): „der Geheimrath befindet sich wieder etwas besser, aber das Uebel kommt doch wieder und man ist sozusagen keinen Augenblick davor sicher.“

H. Voß d.J. (Februar): „Du wirst nichts von meiner Bangigkeit um Goethe geahnt haben und von seinen grossen Leiden. „Ich selbst“, sagte er neulich „wusste besser, wie es mit mir stand, als es nun ein Arzt vermuthen konnte.“ Stark kam aus Jena, es war am Freitag Abend (8.2.), der erklärte, wenn Goethe bis Sonntag früh lebte, so sei Hoffnung da ... Schon in dieser Nacht hatte die Krankheit umgeschlagen, die Krämpfe hatten nachgelassen, das Fieber war sanfter geworden ...“

... „Gestern (8.3.) haben wir wieder einen jammervollen Tag gehabt. Goethe bekam ein gefährliches Recidiv ... (Nach 11 Uhr am 7.) bekommt Goethe die unerträglichsten Leibschmerzen, die bis zwei Uhr zunehmen ... Der Zustand nun dauerte fort bis gestern Nachmittag fünf Uhr, da nahm er ein Bad, äussere Umschläge und dergleichen, und fing nun erst an sich allmählich wieder zu erholen.“

Kurzdarstellung der Syphilis bei Goethes

- 03.04.1764 Kaiserkrönung in Frankfurt: Dreh- und Angelpunkt von Goethes syphilitischer Erkrankung:
vor Kaiserkrönung: Ansteckung b. d. schönen Gretchen, möglicherweise durch einen harmlosen Kuss,
nach der Kaiserkrönung: Verzweiflung Goethes wegen des Verlustes der Geliebten, Goethe gebärdet sich wie toll, schon bald erkennbare Folgen einer Syphilisinfection: schwere Neurasthenie, Silbenverdoppelungen, Wortverwechslungen, Konzentrationsstörungen
(s. Br. Goethes an Schwester Cornelia von Wiesbaden), Goethe wird auf Syphilis behandelt, unbekannt ob Quecksilberschmierkur oder Diät-Liegekur, Anzeichen einer leichten Präparalyse, Ysenburg von Buri beschuldigt Goethe der (erotischen) „Ausschweifung“
- 00.06.1765 Wolfgang Goethe zur Kur in Wiesbaden, vollständige Remission Goethes mit Anzeichen eines Intelligenzschubs, jedoch ist Goethe ein sogenannter Defektgeheilte, er leidet Zeit seines Lebens an Neurasthenie, die er unter dem Deckmantel von Enthusiasmus verbirgt,
- 1765-1768 möglicherweise eine zweite Infektion während des Studienaufenthalts in Leipzig, in Frankfurt unterzieht er sich einer Diät-Liegekur,
- 1772-1773 die Liebesbeziehung Wolfgang Goethes zu Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon, ist nur unter Berücksichtigung einer schweren Neurasthenie richtig zu beurteilen; die Euphorie des jungen Goethe ist ähnlich der Nietzsches, er ist ein künstlerisch „genialer“ Syphilitiker,
- ab 1776 in den Liebesbriefen Goethes an Charlotte von Stein sind die häufigen und schweren körperlichen Beschwerden und Leiden Goethes, auch psychische Auffälligkeiten, hervorgerufen durch die „Krankheit der Venus“, belegt,
- 1776-1786 Goethes Verhältnis zu Charlotte von Stein (siehe Briefe Goethes an die Geliebte) ist deutlich gekennzeichnet durch eine schwere Neurasthenie (Nervenschwäche),
- 1782 Goethe in den Adelsstand erhoben, sein Wappen ist die Venus und sein Motto lautet: „Alles um Liebe“,
- 1785 erster Kuraufenthalt in Karlsbad, Wasser- und Schwitzkuren dienen der Heilung von Syphilis und der Linderung von chronischen Beschwerden (heiße Bäder und Schwitzpackungen), die „Halsband-Affaire“ in Paris erschüttert Goethe zutiefst, wiederum ein deutliches Indiz einer schweren Neurasthenie,

- 1786 Flucht nach Italien aus Angst vor der Paralyse und weil die Heilung in warmen Ländern schneller und gründlicher erfolgt, möglicherweise davor dritte Infektion! Goethe schreibt an Charlotte von Stein: „durch meine Schuld krank“; hatte Charlotte von Stein sich an Goethe infiziert?
- 1786-1788 zwei Jahre Aufenthalt in Italien dienten zur Heilung von den physischen und psychischen Folgen der Syphilis, die Werke >Iphigenie<, >Tasso<, >Benvenuto Cellini< und der >Wilhelm Meister< (Harfner u. Mignon) bezeugen, daß Goethe sich dem Problem einer Geisteserkrankung (in Folge der Syphilis) durchaus bewußt war, ja er fürchtete das Endstadium der Lues: die Paralyse,
- ab 1791 die physischen Beschwerden treten wieder auf: Geschwüre im Mund, Gelenkschmerzen, später kommen Unterleibschmerzen hinzu, auch psychische Auffälligkeiten treten auf: Euphorien, Hypochondrien (Depressionen) und auch Wutanfälle,
- 1802-1803 Goethe schreibt das halbwissenschaftliche Werk >Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Kurmethode auf Geisteszerrüttungen<, er schenkt es dem Arzt Johann Christian Reil, dieses Werk diene allein dem Zweck, die Zustände in Irrenhäusern zu verbessern, das Werk lässt erkennen, dass Goethe über seinen Zustand völlig im Klaren war, er versucht alles, um sich selbst zu heilen, bzw. das Endstadium der Syphilis (progressive Paralyse) so lange wie möglich hinauszuschieben,
- 1804 Goethe schreibt das satirisch-autobiographische Werk >Nachtwachen<, enthält Irrenhaus-Szenen,
- nach 1804 Goethe ist Verfasser der Novelle >Die Reisenden<, die teilweise im Irrenhaus spielt,
- ab 1805 deutliche Anzeichen von pathologischen Veränderungen in Goethes Psyche: Hypochondrie = Depressionen, Tobsuchtsanfälle und chronische körperliche Beschwerden (Geschwüre an Augen und an Schleimhäuten des Mundes) hervorgerufen durch eine schleichende Präparalyse, Goethes „Farbenlehre“ ist nach Eissler ein Indiz für eine partielle Schizophrenie Goethes,
- ab 1813 immer auffälligere Anzeichen einer Präparalyse Goethes, trotzdem können zu Anfang des zweiten Jahrzehnts noch von Goethe die sog. >Dresdner Novellen<, die unter dem Namen des Sohnes Ludwig Tieck veröffentlicht wurden, diktiert worden sein,
- ab 1823 starke Vergreisung Goethes,

Indizien in Goethes Werken

A: Indizien im offiziellen Oeuvre Goethes

Römische Elegien, II.

Zwei gefährliche Schlangen, vom Chore der Dichter gescholten,
Grausend nennt sie die Welt Jahre die Tausende schon:
Python, dich, und dich, Lernäischer Drache! Doch seid ihr
Durch die rüstige Hand tätiger Götter gefällt.
Ihr zerstöret nicht mehr mit feurigem Atem und Geifer
Herde, Wiesen und Wald, goldene Saaten nicht mehr.
Doch Welch ein feindlicher Gott hat uns im Zorne die neue
Ungeheure Geburt giftigen Schlammes³⁹ gesandt?
Überall schleicht er sich ein, und in den lieblichsten Gärtchen
Lauert tückisch der Wurm, packt den Genießenden an.
Sei mir, Hesperischer Drache, begrüßt: du zeigtest dich mutig,
Du verteidigtest kühn goldener Äpfel Besitz!
Aber dieser verteidiget nichts - und wo er sich findet
Sind die Gärten, die Frucht keiner Verteidigung wert.
Heimlich krümmt er sich im Busche, besudelt die Quellen,
Geifert, wandelt in Gift Amors belebenden Tau.
O wie glücklich warst du, Lukrez! du konntest der Liebe
Ganz entsagen und dich jeglichem Körper vertraun.
Selig warst du, Properz! dir holte der Sklave die Dirnen
Vom Aventinus herab, aus dem Tarpeischen Hain
Und wenn Cynthia dich aus jenen Umarmungen schreckte,
Untreu fand sie dich zwar, aber sie fand dich gesund.
Jetzt wer hütet sich nicht, langweilige Treue zu brechen!
Wen die Liebe nicht hält, hält die Besorglichkeit auf.
Und auch da, wer weiß! gewagt ist jegliche Freude,
Nirgend legt man das Haupt ruhig dem Weib in den Schoß.
Sicher ist nicht das Ehbett mehr, nicht sicher der Ehbruch;
Gatte, Gattin und Freund: eins ist im andern verletzt.
O der goldenen Zeit, da Jupiter noch vom Olympus
Sich zu Semele bald, bald zu Callisto begab!
Ihm lag selber daran, die Schwelle des heiligen Tempels
Rein zu finden, den er liebend und mächtig betrat.
O wie hätte Juno getobt, wenn im Streite der Liebe
Gegen sie der Gemahl giftige Waffen gekehrt.
Doch wir sind nicht so ganz, wir alte Heiden, verlassen,
Immer schwebet ein Gott über der Erde noch hin,

Eilig und geschäftig, ihr kennt ihn alle, verehrt ihn,
Ihn, den Boten des Zeus, Hermes, den heilenden Gott.
Fielen des Vaters Tempel zu Grund, bezeichnen die Säulen
Paarweis kaum noch den Platz alter, verehrender Pracht,

³⁹ Ungeheure Geburt giftigen Schlammes = Syphilis. Die gab es jedoch in der Antike noch nicht.

Wird des Sohnes Tempel doch stehn, und ewige Zeiten
Wechselt der Bittende stets dort mit dem Dankenden ab.
Eins nur fleh ich im stillen, an euch, ihr Grazien, wend ich
Dieses heiße Gebet tief aus dem Busen herauf:
Schützet immer mein kleines, mein artiges Gärtchen, entfernt
Jegliches Übel von mir; reichet mir Amor die Hand,
O so gebet mir stets, sobald ich dem Schelmen vertraue,
Ohne Sorgen und Furcht, ohne Gefahr den Genuß.

>Clavigo<

CARLOS. Narre, das ist deine Schuld. Ich kann nie ohne Weiber leben, und mich hindern sie an gar nichts. Auch sag ich ihnen nicht so viel schöne Sachen, röste mich nicht monatelang an Sentiments und dergleichen; wie ich denn mit honetten Mädchen am ungernsten zu tun habe. Ausgeredt hat man bald mit ihnen; hernach schleppt man sich eine Zeitlang herum, und kaum sind sie ein bißchen warm bei einem, hat sie der Teufel gleich mit Heiratsgedanken und Heiratsvorschlägen, die ich fürchte wie die *Pest* [richtig: die ich fürchte wie die Syphilis!] Du bist nachdenkend, Clavigo? [...]

CARLOS. Possen! Grillen! Sie hatte die Schwindsucht, da dein Roman noch sehr im Gange war. Ich sagte dir's tausendmal, und - aber ihr Liebhaber habt keine Augen, keine Nasen. Clavigo, es ist schändlich! So alles, alles zu vergessen, eine kranke Frau, die dir die *Pest* unter deine Nachkommenschaft bringen wird, daß alle deine Kinder und Enkel so in gewissen Jahren höflich ausgehen, wie Bettlerslämpchen. - Ein Mann, der Stammvater einer Familie sein könnte, die vielleicht künftig - Ich werde noch närrisch, der Kopf vergeht mir! [...]

Kommentar: Vor der Pest brauchte man sich zu Goethes Zeit weniger zu fürchten als vor der Syphilis. Die Pest kann man auch nicht „unter die Nachkommenschaft bringen, daß alle deine Kinder und Enkel in gewissen Jahren höflich ausgehen, wie Bettlerslämpchen“, sehr wohl aber ist die Syphilis vererbbar. Offensichtlich hat Goethe anstatt >Syphilis< lieber >Pest< verwendet. Der Literaturforscher Johann Heinrich Rille hat in seinem Werk >Die Syphilis in der Dichtkunst< festgestellt, daß auch die deutschen Shakespeare-Übersetzer anstatt >Syphilis< (engl. >pox<) ebenfalls >Pest< übersetzt haben. Offensichtlich gehörte es in Deutschland zu damaliger Zeit zum guten Ton, die Syphilis nicht zu erwähnen. Vielleicht weil so viele hohe Herren – Adelige und Intellektuelle - von dieser Krankheit betroffen waren?

>Faust<

FAUST:
Nur wenig Schritte noch hinauf zu jenem Stein,
Hier wollen wir von unsrer Wandrung rasten.
Hier saß ich oft gedankenvoll allein
Und quälte mich mit Beten und mit Fasten.
An Hoffnung reich, im Glauben fest,

Mit Tränen, Seufzen, Händeringen
Dacht' ich das Ende jener Pest [richtig: Syphilis]
Vom Herrn des Himmels zu erzwingen.
Der Menge Beifall tönt mir nun wie Hohn.
O könntest du in meinem Innern lesen,
Wie wenig Vater und Sohn
Solch eines Ruhmes wert gewesen!
Mein Vater war ein dunkler Ehrenmann,
Der über die Natur und ihre heil'gen Kreise
In Redlichkeit, jedoch auf seine Weise,
Mit grillenhafter Mühe sann;
Der, in Gesellschaft von Adepten,
Sich in die schwarze Küche schloß
Und, nach unendlichen Rezepten,
Das Widrige zusammengoß.
Da ward ein roter Leu, ein kühner Freier,
Im lauen Bad der Lilie vermählt,
Und beide dann mit offnem Flammenfeuer
Aus einem Brautgemach ins andere gequält.
Erschien darauf mit bunten Farben
Die junge Königin im Glas,
Hier war die Arznei, die Patienten starben,
Und niemand fragte: wer genas?
So haben wir mit höllischen Latwergen [Quecksilber-Präparate]
In diesen Tälern, diesen Bergen
Weit schlimmer als die Pest [die Syphilis] getobt.
Ich habe selbst den Gift an Tausende gegeben,
Sie welkten hin, ich muß erleben,
Daß man die frechen Mörder lobt.

>Wilhelm Meisters Lehrjahre<

II. Buch

1. Kapitel

Die Pest [richtig: die Syphilis] oder ein böses Fieber rasen in einem gesunden, vollsaftigen Körper, den sie anfallen, schneller und heftiger, und so ward der arme Wilhelm [alias Goethe] unvermutet von einem unglücklichen Schicksale überwältigt, daß in einem Augenblicke sein ganzes Wesen zerrüttet war. Wie wenn von ungefähr unter der Zurüstung ein Feuerwerk in Brand gerät, und die künstlich gebohrten und gefüllten Hülsen, die, nach einem gewissen Plane geordnet und abgebrannt, prächtig abwechselnde Feuerbilder in die Luft zeichnen sollten, nunmehr unordentlich und gefährlich durcheinander zischen und sausen, so gingen auch jetzt in seinem Busen Glück und Hoffnung, Wollust und Freuden, Wirkliches und Geträumtes auf einmal scheiternd durcheinander. In solchen wüsten Augenblicken erstarrt der Freund, der zur Rettung hinzueilt, und dem, den es trifft, ist es eine Wohltat, daß ihn die Sinne verlassen.

Tage des lauten, ewig wiederkehrenden und mit Vorsatz erneuerten Schmerzes folgten darauf; doch sind auch diese für eine Gnade der Natur zu achten. In solchen Stunden hatte

Wilhelm seine Geliebte noch nicht ganz verloren, seine Schmerzen waren unermüdet erneuerte Versuche, das Glück, das ihm aus der Seele entflo, noch festzuhalten, die Möglichkeit desselben in der Vorstellung wieder zu erhaschen, seinen auf immer abgeschiedenen Freuden ein kurzes Nachleben zu verschaffen. Wie man einen Körper, solange die Verwesung dauert, nicht ganz tot nennen kann, solange die Kräfte, die vergebens nach ihren alten Bestimmungen zu wirken suchen, an der Zerstörung der Teile, die sie sonst belebten, sich abarbeiten; nur dann, wenn sich alles aneinander aufgerieben hat, wenn wir das Ganze in gleichgültigen Staub zerlegt sehen, dann entsteht das erbärmliche, leere Gefahr des Todes in uns nur durch den Atem des Ewiglebenden zu erquicken.

In einem so neuen, ganzen, lieblichen Gemüte war viel zu zerreißen, zu zerstören, zu ertöten, und die schnellheilende Kraft der Jugend gab selbst der Gewalt des Schmerzens neue Nahrung und Heftigkeit. Der Streich [Schicksalsschlag] hatte sein ganzes Dasein an der Wurzel getroffen. Werner, aus Not sein Vertrauter, griff voll Eifer zu Feuer und Schwert, um einer verhaßten Leidenschaft, dem Ungeheuer, ins innerste Leben zu dringen. Die Gelegenheit war so glücklich, das Zeugnis so bei der Hand, und wieviel Geschichten und Erzählungen wußt' er nicht zu nutzen. Er trieb's mit solcher Heftigkeit und Grausamkeit Schritt vor Schritt, ließ dem Freunde nicht das Labsal des mindesten augenblicklichen Betrugens, vertrat ihm jeden Schlupfwinkel, in welchen er sich vor der Verzweiflung hätte retten können, daß die Natur, die ihren Liebling nicht wollte zugrunde gehen lassen, ihn mit Krankheit anfiel, um ihm von der andern Seite Luft zu machen.

Ein lebhaftes Fieber mit seinem Gefolge, den Arzneien, der Überspannung und der Mattigkeit⁴⁰, dabei die Bemühungen der Familie, die Liebe der Mitgeborenen, die durch Mangel und Bedürfnisse sich erst recht fühlbar macht, waren so viele Zerstreuungen eines veränderten Zustandes und eine kümmerliche Unterhaltung. Erst als er wieder besser wurde, das heißt, als seine Kräfte erschöpft waren, sah Wilhelm mit Entsetzen in den qualvollen Abgrund eines dünnen Elendes hinab, wie man in den ausgebrannten hohlen Becher eines Vulkans hinunterblickt.

Nunmehr machte er sich selbst die bittersten Vorwürfe, daß er nach so großem Verlust [Verlust der Geliebten, des sog. „schönen Gretchens“] noch einen schmerzlosen, ruhigen, gleichgültigen Augenblick haben könne. Er verachtete sein eigen Herz und sehnte sich nach dem Labsal des Jammers und der Tränen.

Um diese wieder in sich zu erwecken, brachte er vor sein Andenken alle Szenen des vergangenen Glücks. Mit der größten Lebhaftigkeit malte er sie sich aus, strebte wieder in sie hinein, und wenn er sich zur möglichsten Höhe hinaufgearbeitet hatte, wenn ihm der Sonnenschein voriger Tage wieder die Glieder zu beleben, den Busen zu heben schien, sah er rückwärts auf den schrecklichen Abgrund [gemeint ist: seiner Syphilis-Erkrankung], labte sein Auge an der zerschmetternden Tiefe, warf sich hinunter und erzwang von der Natur die bittersten Schmerzen. Mit so wiederholter Grausamkeit zerriß er sich selbst; denn die Jugend, die so reich an eingehüllten Kräften ist, weiß nicht, was sie verschleudert, wenn sie dem Schmerz den ein Verlust erregt, noch so viele erzwungene Leiden zugesellt, als wollte sie dem Verlorenen dadurch noch erst einen rechten Wert geben. Auch war er so überzeugt, daß dieser Verlust der einzige, der erste und letzte sei, den er in seinem Leben empfinden könne, daß er jeden Trost verabscheute, der ihm diese Leiden als endlich vorzustellen unternahm.

⁴⁰ Alles Indizien für eine Syphilis, keinesfalls ist die Pest gemeint. Ein lebhaftes Fieber mit seinem Gefolge, den Arzneien [Quecksilber-Präparate], der Überspannung [Neurasthenie] und der Mattigkeit“ [Erschöpfungszustände und Depressionen], alle Symptome deuten auf eine Syphilis.

[...]

Viertes Kapitel

Nur einige Tage mußte die Gesellschaft an dem Orte liegenbleiben, und sogleich zeigten sich für verschiedene Glieder derselben nicht unangenehme Abenteuer, besonders aber ward Laertes von einer Dame angereizt, die in der Nachbarschaft ein Gut hatte, gegen die er sich aber äußerst kalt ja unartig betrug und darüber von Philinen viele Spöttereien erdulden mußte. Sie ergriff die Gelegenheit, unserm Freund [Wilhelm Meister, alias Goethe] die unglückliche Liebesgeschichte zu erzählen, über die der arme Jüngling [Laertes] dem ganzen weiblichen Geschlechte feind geworden war. „Wer wird ihm übelnehmen“, rief sie aus, „daß er ein Geschlecht haßt, das ihm so übel mitgespielt hat und ihm alle Übel, die sonst Männer von Weibern zu befürchten haben, in einem sehr konzentrierten Tranke zu verschlucken gab? Stellen Sie sich vor: binnen vierundzwanzig Stunden war er Liebhaber, Bräutigam, Ehemann, Hahnrei, Patient [Syphilitiker] und Witwer! Ich wüßte nicht, wie man's einem [Mann] ärger machen wollte.“

Laertes lief halb lachend, halb verdrießlich zur Stube hinaus, und Philine fing in ihrer allerliebsten Art die Geschichte zu erzählen an, wie Laertes als ein junger Mensch von achtzehn Jahren, eben als er bei einer Theatergesellschaft eingetroffen, ein schönes vierzehnjähriges Mädchen gefunden, die eben mit ihrem Vater, der sich mit dem Direktor entzweit, abzureisen willens gewesen. Er habe sich aus dem Stegreife sterblich verliebt, dem Vater alle möglichen Vorstellungen getan, zu bleiben, und endlich versprochen, das Mädchen zu heiraten. Nach einigen angenehmen Stunden des Brautstandes sei er getraut worden, habe eine glückliche Nacht als Ehemann zugebracht, darauf habe ihn seine Frau des andern Morgens, als er in der Probe gewesen, nach Standesgebühr mit einem Hörnerschreck beehrt; weil er aber aus allzugroßer Zärtlichkeit viel zu früh nach Hause geeilt, habe er leider einen ältern Liebhaber an seiner Stelle gefunden, habe mit unsinniger Leidenschaft dreingeschlagen, Liebhaber und Vater herausgefordert und sei mit einer leidlichen Wunde davongekommen. Vater und Tochter seien darauf noch in der Nacht abgereist, und er sei leider auf eine doppelte Weise verwundet zurückgeblieben. Sein Unglück habe ihn zu dem schlechtesten Feldscher von der Welt geführt, und der Arme sei leider mit schwarzen Zähnen und triefenden Augen [wegen der Quecksilber-Präparate] aus diesem Abenteuer geschieden. Er sei zu bedauern, weil er übrigens der bravste Junge sei, den Gottes Erdboden trüge. „Besonders“, sagte sie, „tut es mir leid, daß der arme Narr nun die Weiber haßt: denn wer die Weiber haßt, wie kann der leben?“

B: Indizien in den anonymen Werken Goethes

>„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe<

N e u n t e N a c h t w a c h e

Das Tollhaus

Es freut mich, daß ich in den vielen Dornen meines Lebens doch wenigstens eine blühendvolle Rose fand; sie war zwar so von den Stacheln umschlungen, daß ich sie nur mit blutiger Hand und entblättert hervorziehen konnte; doch aber pflückte ich sie und ihr sterbender Duft tat mir wohl. Diesen einen Wonnemonat unter den übrigen Winter- und Herbstmonden verlebte ich - im Tollhause.

Die Menschheit organisiert sich gerade nach Art einer Zwiebel und schiebt immer eine /

154/ Hülse in die andere bis zur kleinsten, worin der Mensch selbst denn ganz winzig steckt. So baut sie in den großen Himmelstempel, an dessen Kuppel die Welten als wunderheilige Hieroglyphen schweben, kleinere Tempel mit kleinern Kuppeln und nachgeöffneten Sternen und in diese wieder noch kleinere Kapellen und Tabernakel, bis sie zuletzt das Allerheiligste ganz en miniature wie in einen Ring eingefasst hat, da es doch ringsum groß und mächtig um Berge und Wälder schwebt und in der glänzenden Hostie, der Sonne, am Himmel emporgehoben wird, daß die Völker davor niederfallen. In die allgemeine Weltreligion, die die Natur mit tausend Schriftzeichen geoffenbart hat⁴¹, schachtelt sie wieder kleinere Volks- und Stammreligionen für Juden, Heiden, Türken und Christen; ja die letztern haben auch daran nicht genug, sondern schachteln sich noch von neuem ein. - Ebenso ist es mit dem allgemeinen Irrhause, aus dessen Fenstern so viele Köpfe schauen, teils mit /155/ partiellem, teils mit totalem Wahnsinne; auch in diesen sind noch kleinere Tollhäuser für besondere Narren hineingebaut. In eins von diesen kleinern brachten sie mich jetzt aus dem großen⁴², vermutlich, weil sie dieses für zu stark besetzt hielten. Ich fand es indes hier gerade wie dort, ja fast noch besser, weil die fixe Idee der mit mir eingesperrten Narren meistens eine angenehme war.

Ich kann meine Mitnarren nicht besser darstellen, als wenn ich gerade den Augenblick wähle, wo ich sie dem besuchenden Arzte vorführen mußte, was dann und wann geschah, weil mich der Aufseher des Instituts, meiner unschädlichen Narrheit halber, zum Vize- und Unteraufseher ernannt hatte.⁴³ Ich tat es das letzte Mal unter folgender Rede:

„Herr Doktor Oehlmann oder Olearius - wie Sie denn ihren Namen vor Dissertationen und Programmen durch eine tote /156/ Sprache in die Unsterblichkeit übersetzen. Wir laborieren zwar alle mehr oder minder an fixen Ideen, nicht nur einzelne Individuen, sondern ganze Gemeinschaften und Fakultäten, von denen z. B. viele der letzteren neben dem Vertriebe der Weisheit auch einem bloßen Huthandel obliegen, wodurch sie sogar nichtweise Häupter, bloß vermöge des leichten Aufdrückens eines solchen Hutes aus ihrer Fabrik, in weise umzusetzen glauben; ja ihn oft selbst auf einen bloßen Rumpf schlagen und so scheinbar Philosophen bilden, weil die Gesichter der letzteren vor übermäßigem Spekulieren sich ohnedies gewöhnlich tief unter die Hutkrempe zu verkriechen pflegen. - Ich habe der vielen Beispiele halber, die sich hier meinem Gedächtnisse aufdrängen, den Faden des Perioden verloren und reiße ihn lieber ganz ab, um von neuem anzuheben.“

Oehlmann schüttelte hier seinen Doktorhut, wie wenn er daran zweifelte, daß man dem /157/ meinigen Kopfe eine Doublette von diesem erhandelten Exemplare⁴⁴ jemals verabfolgen lassen würde.

„Sie schütteln [den Kopf]“, fuhr ich fort, „weil mich der Himmel bloß zu einem Narren kreiert hat und nicht späterhin der Kaiser zum Doktor? Doch beseitigen wir das für jetzt noch und reden von meiner Tollheit und den Mitteln ihr abzuheben lieber zuletzt.“

Hier Nro. 1 ist ein Beleg zur Humanität, der mehr als alle Schriften darüber gilt; ich kann nie an ihm vorübergehen, ohne mich an die größten Helden der Vorzeit, einen Curtius, Coriolan, Regulus und dergleichen zu erinnern. Sein Wahnsinn besteht darin, die

⁴¹ Gemeint ist: die Epikureische und Stoische Naturphilosophie.

⁴² Das große Tollhaus - die Erde.

⁴³ Goethe war tatsächlich seit dem Jahre 1792 psychisch labil. Dies hat er seinem Sohn Ludwig Tieck brieflich mitgeteilt. Siehe Baus, >Goethes und Uranias Sohn - Ludwig Tieck, II. Kapitel: Unbekannte Briefe Goethes an Ludwig Tieck.

⁴⁴ Gemeint ist: gekauften Doktorhut.

Menschheit zu hoch und sich selbst zu niedrig anzuschlagen; deshalb behält er, im Gegensatz schlechter Poeten, alle Flüssigkeiten bei sich, weil er befürchtet, durch ihre Freilassung eine allgemeine Sündflut herbeizuführen. /158/ Ich ergrimme oft, wenn ich ihn betrachte, darüber, daß ich sein eingebildetes Vermögen nicht in der Tat besitze - wahrlich, ich tät's, ich nähme die Erde als meinen pot de chambre in die Hand, daß alle Doktoren untergingen und nur ihre Hüte in Menge oben schwämmen. Es ist ein großer Gedanke - der arme Teufel faßt ihn nicht, denn sehn Sie nur, wie er da steht und sich quält und den Atem zurückhält, bloß aus reiner Menschenliebe; und wenn wir ihm jetzt von dieser Seite nicht Luft verschaffen, so ist er des Todes. Mein recipe⁴⁵ sind Feuersbrünste, ausgetrocknete Ströme mit stillstehenden Mühlen und vielen Hungrigen und Durstigen an den Ufern. Eine Radikalkur, denke ich, soll die Hölle des Dante abgeben, durch die ich ihn jetzt alle Tage führe und die er zu verlöschen sich ernstlich vorgesetzt hat. - Seines ursprünglichen Handwerks nach soll er ein Poet gewesen sein, der seine Flüssigkeiten in keinen Buchladen ableiten konnte.

/159/ Nro. 2 und 3 sind philosophische Gegenfüßler, ein Idealist und ein Realist; jener laboriert an einer gläsernen Brust und dieser an einem gläsernen Gesäße, weshalb er sein Ich niemals setzt, was jenem eine Kleinigkeit ist, ob er gleich dagegen die moralische Anschauung vermeidet und darum die Brust sorgfältig bedeckt.

Nro. 4 sitzt hier bloß deswegen, weil er in der Bildung um ein halbes Jahrhundert zu weit vorausgeschritten ist; es wandeln noch einige von der Art frei herum, die man aber, wie billig, alle auch für toll hält.

Nro. 5 hielt zu verständige und verständliche Reden, deshalb haben sie ihn hierher geschickt.

Nr. 6 ist aus der Verrücktheit, den Scherz eines Großen als Ernst zu nehmen, verrückt geworden.

/160/ Nro. 7 hat sein Gehirn versengt, dadurch, daß er sich zu hoch in die Poesie verstieg, und

Nro. 8 [hat] dadurch, daß er bei vernünftigen Tagen es mit der Rührung in seinen Komödien zu übermäßig betrieb, seine Vernunft gänzlich weggeschwemmt. Jener glaubt jetzt als Flamme zu brennen, so wie im Gegenteile dieser als Wasser dahin fließt. Ich habe dann und wann versucht, die widerstreitenden Elemente durch einen gegenseitigen Kampf zu verzehren, aber das Feuer fiel dann so heftig über das Wasser her, daß ich

Nro. 9, der sich für den Weltschöpfer hält, herbeirufen mußte, um sie wieder voneinander zu scheiden.

Diese letzte Nummer hält oft höchst wunderliche Selbstgespräche und Sie können jetzt eben einem zuhören, wenn Sie anders Geduld dazu haben:

/161/

Monolog des wahnsinnigen Weltschöpfers

„Es ist ein wunderlich Ding hier in meiner Hand und wenn ich's von Sekunde zu Sekunde - was sie dort ein Jahrhundert heißen - durch das Vergrößerungsglas betrachte, so hat sich's immer toller auf der Kugel verwirrt, und ich weiß nicht, ob ich darüber lachen oder mich ärgern soll - wenn beides sich nur überhaupt für mich⁴⁶ schickte. Das Sonnenstäubchen, das daran herumkriecht, nennt sich Mensch; als ich es geschaffen hatte, sagte ich zwar der Sonderbarkeit wegen, es sei gut - übereilt war das freilich, indes

⁴⁵ recipe = Rezept.

⁴⁶ Der Narr glaubt, er sei der liebe Gott.

ich hatte nun einmal meine gute Laune und alles Neue ist hier oben in der langen Ewigkeit willkommen, wo es gar keinen Zeitvertreib gibt. - Mit manchem, was ich geschaffen [habe], bin ich freilich noch jetzt zufrieden, so ergötzt mich die bunte Blumenwelt mit den Kindern, die darunter spielen, und die fliegenden Blumen, /162/ die Schmetterlinge und Insekten, die sich als leichtsinnige Jugend von ihren Müttern trennten und doch zu ihnen zurückkehren, um ihre Milch zu trinken und an der Mutter Brust zu schlummern und zu sterben.⁴⁷ - Aber dies winzige Stäubchen, dem ich einen lebendigen Atem einblies und es Mensch nannte, ärgert mich wohl hin und wieder mit seinem Fünkchen Gottheit, das ich ihm in der Übereilung anerschuf und worüber es verrückt wurde. Ich hätte es gleich einsehen sollen, daß so wenig Gottheit nur zum Bösen führen müsse, denn die arme Kreatur weiß nicht mehr, wohin sie sich wenden soll, und die Ahnung von Gott, die sie in sich herumträgt, macht, daß sie sich immer tiefer verwirrt, ohne jemals damit auf's Reine zu kommen. In der einen Sekunde, die sie das goldene Zeitalter nannte, /163/ schnitzte sie Figuren lieblich anzuschauen und baute Häuserchen darüber, deren Trümmer man in der andern Sekunde anstaunte und als die Wohnung der Götter betrachtete. Dann betete sie die Sonne an, die ich ihr zur Erleuchtung anzündete und die, mit meiner Studierlampe verglichen, sich wie das Fünkchen zur Flamme verhält. Zuletzt - und das war das Ärgste - dünkte sich das Stäubchen selbst Gott und baute Systeme auf, worin es sich bewunderte. Beim Teufel! Ich hätte die Puppe ungeschnitzt lassen sollen! - Was soll ich nun mit ihr anfangen? - Hier oben sie in der Ewigkeit mit ihren Possen herumhüpfen lassen? - Das geht bei mir selbst nicht an; denn da sie sich dort unten schon mehr als zuviel langweilt und sich oft vergeblich bemüht, in der kurzen Sekunde ihrer Existenz⁴⁸ die Zeit sich zu vertreiben, wie müßte sie sich bei mir in der Ewigkeit, vor der ich oft selbst erschrecke, langweilen!⁴⁹ Sie ganz und gar zu vernichten, tut mir auch leid, denn der /164/ Staub träumt doch oft gar so angenehm von der Unsterblichkeit und meint, eben weil er so etwas träumt, müsse es ihm werden. - Was soll ich beginnen? Wahrlich, hier steht mein Verstand selbst still! Lasse ich die Kreatur sterben und wieder sterben und verwische jedesmal das Fünkchen Erinnerung an sich selbst, daß es von neuem auferstehe und umherwandle? Das wird mir auf die Länge auch langweilig, denn das Possenspiel⁵⁰ immer und immer wiederholt, muß ermüden!⁵¹ - Am besten, ich warte überhaupt mit der Entscheidung bis es mir einfällt, einen jüngsten Tag festzusetzen und mir ein klügerer Gedanke beikommt.“

„Was das für ein verruchter Wahnsinn ist“, fiel ich ein, als Nro. 9 innehielt. „Wenn ein vernünftiger Mensch dergleichen vorbrächte, würde man es wahrlich konfiszieren.“

/165/ Oehlmann schüttelte den Kopf und machte einige bedeutende Anmerkungen über Gemütskrankheiten überhaupt.

⁴⁷ Fußnote im Original: Irgendein Naturforscher stellte die Hypothese auf, daß die ersten Insekten nur Staubfäden an Pflanzen waren, die sich durch ein Ohngefähr von ihnen trennten.

⁴⁸ Im Vergleich zur Ewigkeit ist die menschliche Existenz wohl nur als eine „kurze Sekunde“ zu verstehen.

⁴⁹ Siehe dazu auch die Seiten /73/, /98/ und /251/: „übergroße, ewig öde Lebenslangeweile“.

⁵⁰ Gemeint ist: das Menschenleben.

⁵¹ Siehe Epikur, Fragment Nr. 105: >Welchen Nutzen, sagt Epikur, versprach sich Gott vom Menschen, daß er ihn um seinetwillen erschaffen hätte? ... Was soll die Verehrung der seligen und bedürfnislosen Gottheit? Denn wenn er den Menschen so schätzte, daß er seinetwegen die Welt schuf, ihn mit Verstand ausstattete, zum Herrn der Lebewesen machte und ihn wie einen Sohn liebte, warum hat er ihn dann sterblich und schwächlich geschaffen? Warum setzte er [Gott] ihn [den Menschen], den er liebte, allen Übeln aus?<

Der Weltschöpfer, der bei seiner Rede einen Kinderball in der Hand hielt und jetzt mit ihm zu spielen anfang, fuhr nach einer Pause fort.

„Wie die Physiker sich jetzt über die veränderte Temperatur wundern und neue Systeme darüber aufstellen werden. Ja diese Erschütterung bringt vielleicht Erdbeben und andere Erscheinungen [auf dem Erdball] zuwege und es gibt ein weites Feld für die Theologen. O das Sonnenstäubchen hat eine erstaunliche Vernunft und bringt selbst in das Willkürlichste und Verworrenste etwas Systematisches; ja es lobt und preist oft seinen Schöpfer eben deshalb, weil es davon überrascht wurde, daß er eben so gescheit als es selbst sei. - Dann treibt es sich durcheinander und das Ameisenvolk /166/ bildet eine große Zusammenkunft und stellt sich fast an, als ob etwas darin abgehandelt würde. Lege ich jetzt mein Hörrohr an, so vernehme ich wirklich etwas und es summen von Kanzeln und Kathedern ernsthafte Reden über die weise Einrichtung in der Natur, wenn ich etwa Ball spiele und dadurch ein paar Dutzend Länder und Städte untergehen und mehrere von den Ameisen zerschmettert werden, die sich ohnedas, seitdem sie die Kuhpocken erfunden haben, nur zu viel vermehren. O seit einer Sekunde sind sie so klug geworden, daß ich mich hier oben nicht schneuzen darf, ohne daß sie das Phänomen ernsthaft untersuchen. - Beim Teufel! Da ist es fast ärgerlich, Gott zu sein, wenn einen solch ein Volk bekrittelt! - Ich möchte den ganzen Ball zerdrücken!“

„Sehen Sie nur, Herr Doktor“, fuhr ich fort, als der Weltschöpfer endete, „wie grimmig der Kerl es auf die Welt angelegt /167/ hat; es ist fast gefährlich für uns andere Narren, daß wir den Titanen unter uns dulden müssen, denn er hat eben so gut sein konsequentes System, wie Fichte, und nimmt es im Grunde mit dem Menschen noch geringer als dieser, der ihn nur von Himmel und Hölle abtrennt, dafür aber alles Klassische rings umher in das kleine Ich, das jeder winzige Knabe ausrufen kann, wie in ein Taschenformat zusammendrängt. Jeder vermag jetzt aus der unbedeutenden Hülse, wie es ihm beliebt, ganze Kosmogonien, Theosophien, Weltgeschichten und dergleichen, samt den dazu gehörigen Bilderchen herauszuziehen. Groß und herrlich ist das allerdings; wenn nur das Format nicht so klein wäre! - Schon Schlegel hat es sehr auf die kleinen Bilderchen abgesehen; ich muß gestehen, daß mir eine große Iliade, in Sedez⁵² herausgegeben, nimmer behagen will. - Das heißt, den ganzen Olymp in eine Nußschale packen; die Götter und Helden müssen sich entweder zum verjüngten /168/ Maßstabe⁵³ bequemen oder ohne Gnade das Genick brechen! - Sie sehen mich an, Herr Doktor, und schütteln zum zweiten Male den Kopf! Ja, ja, Sie haben es getroffen, das alles gehört zu meiner Tollheit und im vernünftigen Zustande bin ich gerade der entgegengesetzten Meinung!⁵⁴ - Lassen Sie uns den Weltschöpfer verlassen!

Hier Nro. 10 und 11 sind Belege zur Seelenwanderung; der erste bellt als Hund und diente ehemals am Hofe; der zweite hat sich aus einem Staatsbeamten in einen Wolf verwandelt. Man kommt auf eigene Gedanken bei ihnen.

⁵² Buchformat, dessen Druckbogen 16 Blatt = 32 (kleine) Seiten zählen.

⁵³ Im Sinne von: verkleinerten Maßstabe.

⁵⁴ Eine erstaunliche Selbsterkenntnis Goethes. War Goethe eine gespaltene Persönlichkeit, die einmal (politisch gesehen) extrem nach links und dann wieder extrem nach rechts ausschlagen konnte? Oder besaß er nur nicht genügend Mut, für seine wahre Überzeugung öffentlich mit seinem Namen und mit seiner ganzen Existenz einzustehen? Weiter unten im Text der >Nachtwachen< erfahren wir noch etwas Sensationelles über das Schicksal des Aufklärers Heinrich Merck.

Nro. 12, 13, 14, 15 und 16 sind Variationen über denselben Gassenhauer, die Liebe.

/169/ Nro. 17 hat sich über seine eigene Nase vertieft. Finden Sie das sonderbar? Ich nicht! Vertiefen sich doch oft ganze Fakultäten über einen einzigen Buchstaben, ob sie ihn für ein A oder O nehmen sollen.⁵⁵

Nro. 18 ist ein Rechenmeister, der die letzte Zahl finden will.

Nro. 19 denkt über einen Diebstahl nach, den der Staat an ihm beging; das darf er aber nur im Tollhause.

Der vernünftige Narr

Nro. 20 ist endlich mein eigenes Narrenkämmerchen. Treten Sie immer herein und schauen Sie sich um, sind wir doch vor Gott alle gleich und laborieren bloß an verschiedenen fixen Ideen⁵⁶, wo nicht an einem totalen Wahnsinn, bloß mit kleinen Nuancen. - Das dort ist ein Sokrates-Kopf, dem Sie die Weisheit, so wie jenem Skaramuz die Narrheit an der Nase ansehen. Dies Manuskript enthält ei/170/genhändige Parallelen von mir über beide und ist zu Gunsten des Narren ausgefallen. - Nicht wahr, der Fleck müßte kuriert werden? Es ist überhaupt die verstockteste Seite an mir, daß ich alles Vernünftige abgeschmackt, so wie vice versa finde - ich kann mich der Grille⁵⁷ gar nicht erwehren!⁵⁸

Oft habe ich es versucht, die Weisheit mit den Haaren an mich zu reißen und habe deshalb privatim mit allen drei Brotfakultäten Umgang gepflogen, um mich demnächst öffentlich, nach einem kurzen akademischen Musenbeilager, als eine heilige Dreizahl zum Besten der Menschheit einsegnen zu lassen und mit den drei übereinandergestülpten Doktorhüten einherzuschreiten. O dachte ich bei mir selbst, könntest du dann nicht bloß durch leichten, unbemerkbaren Hutwechsel als ein Proteus in praktischer und theoretischer Hinsicht umherwandeln! Über die kürzeste Heilungsmethode der Krankheiten in Dissertationen /171/ verkehren und den Kranken selbst auf dem kürzesten Wege von seinem Übel entbinden! Den Sterbenden, nach rasch vertauschtem Hute, als Rechtsfreund umarmen und sein Haus bestellen und endlich bloß durch übergeworfenen Mantel als Himmelsfreund ihm den rechten Weg zum Himmel zeigen. Wie in einer Fabrik durch verschiedene Maschinen, ließe sich auf diese Weise durch verschiedene Hüte ein Höchstes und Letztes erreichen. Und Welch ein Überfluß an Weisheit und Gelde - eine erwünschte Kombination der beiden entgegengesetztesten Güter, eine höchste Idealisierung der Zentaurenatur im Menschen, wo das wohlgesättigte Tier unten den höhern Reiter keck einherstolzieren läßt. - Doch ich fand bei näherer Ansicht alles eitel und erkannte in aller dieser gepriesenen Weisheit zuletzt nichts anderes als die Decke, die über das Mosesantlitz des Lebens gehängt ist, damit es Gott nicht schaue.

/172/ Sie sehen, wohin das führt; und es ist eben meine fixe Idee, daß ich mich selbst für vernünftiger halte als die in Systemen deduzierte Vernunft und für weiser als die dozierte Weisheit.

Ich möchte wahrlich mit Ihnen zu einer medizinischen Beratschlagung mich verbinden, bloß um zu überlegen, wie dieser meiner Narrheit beizukommen sei und welche Mittel man dagegen anwenden könnte. Die Sache ist von Wichtigkeit, denn sagen Sie, wie kann man gegen Krankheiten sich auflehnen wollen, wenn man selbst, wie Sie wissen, mit dem

⁵⁵ Satirische Spitze Goethes auf die theologische Fakultät.

⁵⁶ Demokrit, Fragment Nr. 145: >Mensch ist, was alle kennen<.

⁵⁷ Ein beliebter Ausdruck Goethes: >Grille<.

⁵⁸ Eine erstaunliche Selbsterkenntnis Goethes.

Systeme nicht im Reinen ist, ja wohl gar das für Krankheit hält, was höhere Gesundheit ist, und umgekehrt?⁵⁹

Ja, wer entscheidet es zuletzt, ob wir Narren hier in dem Irrenhause meisterhafter irren oder die Fakultisten in den Hörsälen? Ob vielleicht nicht gar Irrtum Wahrheit, Narrheit Weisheit, Tod Leben ist - wie man vernünftigerweise es dermalen gerade im Ge/173/genteile annimmt! - O ich bin inkurabel⁶⁰, das sehe ich selbst ein.“

Der Doktor Oehlmann verordnete mir nach einigem Nachsinnen viel Bewegung und wenig oder gar kein Denken, weil er meinte, daß mein Wahnsinn, gerade wie bei andern eine Indigestion⁶¹ durch zu häufigen physischen Genuß, durch übertriebene intellektuelle Schwelgerei⁶² entstanden sei. - Ich ließ ihn gehen!

Für meinen Wonnemonat im Tollhause spare ich ein anderes Nachtstück auf.
/174/ [...]

Vierzehnte Nachtwache

Die Liebe zweier Narren

Kehre mit mir zurück ins Tollhaus, du stiller Begleiter, der du mich bei meinen Nachtwachen umgibst. - Du erinnerst dich noch an mein Narrenkämmerchen, wenn du anders den Faden meiner Geschichte nicht verloren hast, der sich still und verborgen wie ein schmaler Strom durch die Fels- und Waldstücke schlingt, die ich umher aufhäufte. - In diesem Narrenkämmerchen lag ich, wie in einer Höhle der Sphynx, mit meinem Rätsel eingeschlossen und war fast auf dem glücklichen Wege, mich /231/ wahrhaft zur Tollheit, als dem einzigen haltbaren Systeme, zu bekennen; eben weil ich täglich Gelegenheit hatte, die Resultate dieser allgemeinen Schule mit denen der einzelnen zu vergleichen.

Ich will etwas ausholen, sagen die Schriftsteller, wenn sie vom Eie einer Sache anheben wollen; ich muß mich auch dazu bequemen, da ich in dieser Nacht das einzige Nachtigallenei meiner Liebe auszubrüten gedenke; denn um mich her schlagen die Nachtigallen in allen Büschen und Gezweigen und verbinden sich, wie ein Chor, zu einem einzigen Liebesgesange.

Ich spielte einst aus Ingriem über die Menschheit auf einem Hoftheater den Hamlet als Gastrolle⁶³, um Gelegenheit zu haben, mich gegen das schweigend dasitzende Parterre eines Teils meiner Galle zu entledigen. An diesem Abend trug es sich zu, daß die Ophelia aus ihrem Vexierwahnsinn Ernst machte und /232/ förmlich toll vom Theater abließ. Es

⁵⁹ Siehe Johann Glatzel, >Melancholie und Wahnsinn<, Seite 92: „Der, dessen Gefühl ins Melancholische einschlägt“, hatte Kant geschrieben, „... hat vorzüglich ein Gefühl für das Erhabene. Er duldet keine verworfene Unterthänigkeit und atmet Freiheit in einem edlen Busen. Alle Ketten, von den vergoldeten an, die man am Hofe trägt, bis zu den schweren Eisen der Galeerensklaven, sind ihm abscheulich. Er ist ein strenger Richter seiner selbst und anderer und nicht selten seiner sowohl als der Welt überdrüssig“ (Ges. Schr., Bd II, 221 ff.).

⁶⁰ inkurabel = unheilbar.

⁶¹ Indigestion = eine Verstopfung.

⁶² Genau dies war Goethes Problem: übertriebene geistige Schwelgerei, d. h. zu große denkerische und dichterische Produktivität! Deswegen riet ihm auch der Herzog, nicht zu viel zu denken und zu dichten. Siehe dazu auch Johann Glatzel, >Melancholie und Wahnsinn<, Seite 116: „Die übermäßige intellektuelle Anspannung, das anhaltend angestrengte und der Erschöpfung nicht achtende Bedenken schwieriger Probleme, die unmäßige Lektüre philosophischer Texte usw. bringen danach nicht nur den Prädisponierten in die Gefahr, einer unheilbaren Schwermut zu verfallen“.

⁶³ Siehe Goethes Roman >Wilhelm Meisters Lehrjahre<, WA I.21, ab Seite 289.

gab gewaltigen Lärm und wie andere Direktoren sich mit dem Einstudieren der Rollen zu beschäftigen pflegen, so bemühte sich dagegen der anwesende, seine Prima Donna mit aller Anstrengung aus der gespielten [Rolle] herauszustudieren; - doch vergeblich. Die mächtige Hand des Shakespeare, dieses zweiten Schöpfers, hatte sie zu heftig ergriffen und ließ sie zum Schrecken aller Gegenwärtigen nicht wieder los. Für mich war es ein interessantes Schauspiel, dieses gewaltige Eingreifen einer Riesenhand in ein fremdes Leben, dieses Umschaffen der wirklichen Person zu einer poetischen, die jetzt, vor den Augen aller Vernünftigen, auf Kothurnen ernsthaft auf- und abging und abgerissene Gesänge, wie wunderbare Geistersprüche, hören ließ. So sehr man auch mit den bündigsten Gründen in sie drang, zur Vernunft zurückzukehren, so heftig protestierte sie dagegen; und es blieb zuletzt kein anderes Mittel übrig, als sie ins Tollhaus zu schicken.⁶⁴

/233/ Zu meinem nicht geringen Erstaunen traf ich hier wieder mit ihr zusammen. Ihr Kämmerchen stieß dicht an das meinige und ich hörte sie täglich den Holzschuh und Muschelhut ihres Geliebten besingen. Ein Kerl wie ich⁶⁵, der aus Haß und Grimm zusammengesetzt ist und nicht wie andere Menschenkinder seiner Mutter Leibe, sondern vielmehr einem schwangern Vulkane entbunden zu sein scheint, hat für Liebe und dergleichen wenig Sinn; und doch beschlich mich hier im Tollhause soetwas. Es äußerte sich zwar anfangs nicht in den gewöhnlichen Symptomen, als Vorliebe für Mondschein, poetischen Andrangs zum Kopfe und dergleichen, sondern vielmehr in dem heftigen Bestreben zur Errichtung einer Narrenpropaganda und einer ausgebreiteten Kolonie von Verrückten, um sie zum Schrecken der andern vernünftigen Menschen plötzlich anlanden zu lassen.⁶⁶

Dies tolle Gefühl indes, das sie Liebe nennen und das wie ein Flicker vom Himmel / 234/ auf diese dürre Steppe der Erde heruntergefallen ist, fing doch am Ende auch bei mir an es ernstlicher zu nehmen. Ich machte zu meinem eigenen Entsetzen mehrere Gedichte in Versen, schaute auch in den Mond und sang gar zu Zeiten mit, wenn draußen um das Tollhaus her die Nachtigallen pfffen. Ich habe wahrhaft einmal einige Rührung an einem sogenannten melancholischen Abend verspürt; ja ich konnte in gewissen Stunden aus einem Loche meiner Kaukasushöhle schauen und weniger denken als nichts. - Auch Betrachtungen habe ich in diesem Zeitpunkte meiner Schreibtafel einverleibt, von welchen ich doch hier einige für gefühlvolle Seelen ausheben will:

An den Mond

Sanftes Antlitz voll Gutmütigkeit und Rührung; denn beides mußst du in dir vereinen, weil du nicht einmal am Himmel den Mund aufreißest, weder zum Fluchen noch zum /235/ Gähnen, wenn tausend Narren und Verliebte ihre Seufzer und Wünsche zu dir hinaufrichten und dich zu ihrem Vertrauten erkiesen; so lange du auch schon um die Erde herumgelaufen bist, als ihr Begleiter und Eicisbeo, so hast du dich doch beständig als ein treuer Confident gehalten und man findet kein einziges Beispiel in der Weltgeschichte bis zu Adam hin, wo du unwillig geworden wärest, die Nase gerümpft oder hämische Mienen

⁶⁴ Möglicherweise war Corona Schröter gegen Ende ihres Lebens gemütskrank. Sie starb angeblich voller Sehnsucht. Siehe den weiteren Verlauf dieses Goetheschen Gleichnisses.

⁶⁵ Goethe meint sich selber!

⁶⁶ Selbstironische Anspielung Goethes auf seine Mitgliedschaft und aktive Tätigkeit im Illuminaten - Orden. Was liegt näher als die Vermutung, daß Goethe die Sektion Literatur und Theater, d. h. aufklärerisch-propagandistische Tätigkeit in diesen Bereichen übertragen worden war. „Narrenpropaganda“ ist daher gleich Illuminatenpropaganda.

angenommen hättest, ob du gleich diese Seufzer und Klagen schon tausende und abertausende Male wiederholen hörtest. Noch immer bist du gleich aufmerksam, ja man sieht dich so oft gerührt das Wischtüchlein einer Wolke vorhalten, um deine Tränen dahinter zu verbergen. Welchen bessern Zuhörer könnte sich ein seine Werke vorlesender Dichter wählen, als dich; welchen innigern Vertrauten ich, der ich hier im Tollhause mich liebend verzehre. Wie blaß du bist, Guter, wie teilnehmend und zugleich wie aufmerksam auf alle, die noch /236/ in diesem Augenblicke außer mir da stehen und dich anschauen! Deine gutmütige Miene könnte man leicht für Einfalt halten, besonders heute, wo dein Antlitz zugenommen hat und recht rund und genährt anzuschauen ist; aber du magst zunehmen wie du willst, ich lasse mich dadurch in deinem Anteile nicht täuschen, bleibst du doch immer der Alte und nimmst auch wieder ab und verzehrst dich - ja verhüllst du nicht gar, wenn dich die Rührung überwältigt, dein Gesicht, wie der weinende Agamemnon, daß man nichts von dir sieht, als den vor Gram kahlen Hinterkopf! - Leb' wohl, Trauter, Guter!

An die Liebe

Weib, was willst du von mir, daß du dich an mich hängst? Hast du mir auch schon ins Gesicht geschaut? - Du mit deinem Lächeln und deinen holden, liebäugenden Mienen; und ich, mit all dem Grimme und Zorne im Me/237/dusenantlitz! - Traute, überleg es, wir geben ein gar zu ungleiches Paar ab. Laß mich los, beim Teufel! Ich habe nichts mit dir zu schaffen! Du lächelst wieder und hältst mich fest? Was soll die vorgehaltene Göttermaske, mit der du mich anblickst? Ich reiße sie dir ab, um das dahintersteckende Tier kennen zu lernen; denn in der Tat, ich halte dein wahres Gesicht nicht für das reizendste. - Himmel, das wird immer ärger; ich girre und schmachte ganz erbärmlich - willst du mich völlig rasend machen! Weib, wie kannst du nur Gefallen daran finden, auf einem so kreischenden Instrumente, wie ich bin, spielen zu wollen! Die Komposition ist für einen Fluch gesetzt und ich muß ein Liebeslied dazu absingen! O laß mich fluchen und nicht in so schrecklichen Tönen schmachten! Hauche deine Seufzer in eine Flöte, aus mir schallen sie wie aus einer Kriegstrompete und ich rühre die Lärmtrommel, wenn ich girre. - Und nun gar der erste Kuß - o das andere ließe sich noch überstehen, /238/ wie alles, was sich bloß in der Sprache und in Tönen umhertreibt; und es wäre mir immer noch erlaubt, heimlich etwas anderes dabei zu denken - aber der erste Kuß - ich habe niemals geküßt, aus Abscheu gegen alle rührende und zärtliche Heuchelei! - Unholdin, wüßte ich, daß du mich dazu verleiten könntest, ich böte meine letzte Kraft auf und schüttelte dich von mir!

In solchen und dergleichen Fragmenten habe ich mich abgearbeitet und mich ordentlich methodisch auszuschreiben gesucht, wie mancher Dichter, der seine Gefühle so lange auf dem Papiere von sich gibt, bis sie zuletzt alle abgegangen sind und der Kerl selbst ganz ausgebrannt und nüchtern dasteht.

Es schlug indes alles fehl bei mir, ja die Symptome wurden immer kritischer und ich fing gar an, in mich vertieft umherzuwandern, /239/ und fühlte mich fast human und kleinlaut gegen die Welt gestimmt. Einmal meinte ich gar, sie könnte doch wohl die beste sein und der Mensch selbst wäre etwas mehr als das erste Tier darauf, ja er habe einigen Wert und könne vielleicht gar unsterblich sein.

Als es soweit gekommen war, gab ich mich selbst verloren und betrieb es jetzt ganz so langweilig und alltäglich wie ein anderer Verliebter. Ich entsetzte mich schon nicht mehr, wenn ich versifizierte, ja ich konnte auf eine längere Zeit gerührt bleiben und gewöhnte

mich an manche Ausdrücke, die ich sonst gar nicht in den Mund genommen hätte. Jetzt ließ ich den ersten Liebesbrief vom Stapel laufen, den ich hier samt dem andern Briefwechsel zur Erbauung anhängte:

Hamlet an Ophelia

Himmlischer Abgott meiner Seele, reizerfüllteste Ophelia! Dieser Eingang zwar, mit / 240/ dem ich meinen ersten Brief an dich überschrieb, als wir noch bloß auf dem Hoftheater uns zum Vergnügen der Zuschauer liebten⁶⁷, könnte dich vielleicht täuschen und es dir einreden wollen, als ob ich noch ebenso wie damals an einem fingierten Wahnsinn und allen denen metaphysischen Spitzfindigkeiten, die ich von der hohen Schule mitbrachte, laborierte. - Aber laß dich dadurch nicht täuschen, Abgott, denn ich bin für diesmal wirklich toll - so sehr liegt alles in uns selbst und ist außer uns nichts Reelles, ja wir wissen nach der neuesten Schule nicht, ob wir in der Tat auf den Füßen oder auf dem Kopfe stehen, außer, daß wir das erste durch uns selbst auf Treu und Glauben angenommen haben. - Es ist dies ein ganz verwünschter Ernst, Ophelia, und du sollst nicht etwa glauben, daß ich es als Persiflage von mir gebe. - Ach, wie ist alles jetzt verändert in deinem armen Hamlet. - Diese ganze Erde, die ihm sonst wie ein verödeter Garten voll Dornen und Disteln, wie /241/ ein Sammelplatz voll pestilenzischer Ausdünstungen vorkam, hat sich jetzt vor ihm in ein Eldorado verwandelt, in einen blühenden Garten der Hesperiden; er⁶⁸ war einst so frei und kerngesund, als er sie haßte, und ist jetzt ein Sklav' und fast krank, da er sie liebt. - Teuerste, ich wollte, daß ich Verhaßteste sagen könnte, es gäbe dann doch wenigstens nichts, was mich an diesen dummen Ball fesselte; auch ich könnte ganz froh und lustig mich von ihm hinunterstürzen in das ewige Nichts! - Also, leider, Teuerste! Ich sage jetzt nicht mehr wie vormals zu dir: „Geh in ein Nonnenkloster!“ Denn ich bin toll genug zu glauben, wenn der Mensch liebe, so sei der Narr etwas. Ob er gleich deshalb doch immer nur dem Tode rascher entgegen geht und dieser ihm, bis sie sich beide endlich treffen und fest und ewig umarmen; es sei dies nun an dem Steine, wo der heilige Gustav entschlummerte, oder auf dem Gerüste, wo die schöne Maria blutete⁶⁹, oder an /242/ irgend einem noch bessern oder schlechtern Orte.

Ich weiß gewiß, der böse Feind schwebt hohnlachend über der Erde und hat die Liebe, als eine bezaubernde Maske, auf sie herabgeworfen, um die sich jetzt alle Menschenkinder reißen, sie auf eine Minute vorzuhalten. Sieh, auch ich habe sie leider gefaßt und minaudiere mit dem Totenkopfe recht zärtlich hinter ihr und habe, beim Teufel, Lust, das Menschenkind mit dir fortzupflanzen. O wäre die verwünschte Larve⁷⁰ nicht, es hätten dann die Erdensöhne hienieden gewiß dem jüngsten Tage einen Possen gespielt durch ein Gesetz gegen die Bevölkerung, damit unser Herrgott oder wer sonst zuletzt den Erdball noch einmal anschauen will, ihn zu seiner Verwunderung von Menschen durchaus entvölkert gefunden hätte.

Doch laß mich endlich zu dem Punkte kommen, den ich leider, so sehr ich mir auch / 243/ Mühe gebe, nicht umgehen kann - zu meiner Liebeserklärung!

Zorniger, wilder, menschenfeindlicher hat es in mir seit meiner Geburt nicht

⁶⁷ Goethe und Corona Schröter traten häufig gemeinsam (und auch als Liebespaar) auf dem Weimarer Liebhabertheater auf.

⁶⁸ Hamlet, alias Goethe.

⁶⁹ Goethe dachte dabei an die Hinrichtung der Frankfurter Kindsmörderin im Jahre 1772.

⁷⁰ Der Säugling ist gemeint.

ausgesehen, als in diesem Augenblicke, wo ich es dir aufgebracht hinschreibe, daß ich dich liebe, dich anbete und daß ich nach dem Wunsche, dich zu hassen und zu verabscheuen, keinen sehnlichern hege, als das Geständnis deiner Gegenliebe zu vernehmen. Bis dahin dein liebender Hamlet.

Ophelia an Hamlet

Liebe und Haß steht in meiner Rolle und zuletzt auch Wahnsinn - aber sage mir, was ist das alles eigentlich an sich, daß ich wählen kann? Gibt es etwas an sich oder ist alles nur Wort und Hauch und viel Phantasie? - Sieh, da kann ich mich nimmer herausfin/244/den, ob ich ein Traum [bin] - ob es nur Spiel [ist] oder Wahrheit? Und ob die Wahrheit wieder mehr als [ein] Spiel [ist]? - Eine Hülse sitzt über der andern und ich bin oft auf dem Punkte, den Verstand darüber zu verlieren.

Hilf mir nur meine Rolle zurücklesen, bis zu mir selbst. Ob ich denn selbst wohl noch außer meiner Rolle wandle oder ob alles nur Rolle [ist] und ich selbst eine dazu? Die Alten hatten Götter und auch einen darunter, den sie Traum nannten; es muß ihm sonderbar zu Mute sein, wenn es ihm etwa einfiel, sich für wirklich halten zu wollen und er doch immer nur Traum blieb? Fast glaube ich, der Mensch ist auch solch ein Gott. Ich möchte gern mich auf einen Augenblick mit mir selbst unterreden, um zu erfahren, ob ich selbst liebe oder nur mein Name Ophelia? - Und ob die Liebe selbst etwas ist oder nur ein Name? - Sieh, da suche ich mich zu ereilen, aber ich lauf immer vor mir her und mein Name hin/245/terdrein, und nun sage ich wieder die Rolle auf - aber die Rolle ist nicht [mein] Ich. - Bring' mich nur einmal zu meinem Ich, so will ich es fragen, ob es dich liebt. Ophelia.

Hamlet an Ophelia

Grübele dergleichen Dingen nicht so tief nach, Teure, denn sie sind so verworrener Natur, daß sie leicht zum Tollhause führen könnten!⁷¹ Es ist alles Rolle, die Rolle selbst und der Schauspieler, der darin steckt, und in ihm wieder seine Gedanken und Plane und Begeisterungen und Possen - alles gehört dem Momente an und entflieht rasch, wie das Wort von den Lippen des Komödianten. - Alles ist auch nur Theater, mag der Komödiant auf der Erde selbst spielen oder zwei Schritte höher, auf den Brettern, oder zwei Schritte tiefer, in dem Boden, wo die Würmer das Stichwort des abgegangenen Königs /246/ aufgreifen; mag Frühling, Winter, Sommer oder Herbst die Bühne dekorieren und der Theatermeister Sonne oder Mond hineinhängen oder hinter den Koulissen donnern und stürmen - alles verfliegt doch wieder und löscht aus und verwandelt sich - bis auf den Frühling in dem Menschenherzen; und wenn die Koulissen ganz weggezogen sind, steht nur ein seltsames, nacktes Gerippe dahinter, ohne Farbe und Leben, und das Gerippe grinset die anderen noch herumlaufenden Komödianten an.

Willst du aus der Rolle dich herauslesen bis zum Ich? - Sieh, dort steht das Gerippe und wirft eine Handvoll Staub in die Luft und fällt jetzt selbst zusammen - aber hinterdrein wird höhnisch gelacht. Das ist der Weltgeist oder der Teufel - oder das Nichts im Widerhalle!

Sein oder Nichtsein! Wie einfältig war ich damals, als ich mit dem Finger an der /247/ Nase diese Frage aufwarf, wie noch einfältiger diejenigen, die es mir nachfragten und

⁷¹ Die Beiden befinden sich ja bereits im Tollhaus! Eine gelungene satirische Spitze Goethes auf das große Tollhaus: die Erde. Wozu die Menschen die Erde gemacht haben: zum Tollhaus.

Wunder glaubten, was hinter dem Ganzen stecke. Ich hätte das Sein erst um das Sein selbst befragen sollen, dann ließe sich nachher auch über das Nichtsein etwas Gescheites ausmitteln. Ich brachte damals noch die Unsterblichkeitstheorie von der hohen Schule mit und führte sie durch alle Kategorien. Ja, ich fürchtete wahrlich den Tod der Unsterblichkeit halber - und beim Himmel mit Recht, wenn hinter dieser langweiligen comedia larmoyante noch eine zweite folgen sollte.⁷² - - Ich denke, es hat damit nichts zu sagen! Darum, teure Ophelia, schlag dir das alles aus dem Sinne; und laß uns lieben und fortpflanzen und alle die Possen mitreiben - bloß aus Rache, damit nach uns noch Rollen auftreten müssen, die alle diese Langweiligkeiten von neuem ausweiten, bis auf einen letzten Schauspieler, der grimmig das /248/ Papier zerreißt und aus der Rolle fällt, um nicht mehr vor einem unsichtbar dasitzenden Parterre spielen zu müssen.

Liebe mich, kurz und gut, ohne weiteres Grübeln! Hamlet.

Ophelia an Hamlet

Du stehst einmal als Stichwort in meiner Rolle und ich kann dich nicht herausreißen, so wenig wie die Blätter aus dem Stücke, worauf meine Liebe zu dir geschrieben ist.⁷³ So will ich denn, da ich mich aus der Rolle nicht zurücklesen kann, in ihr fortlesen bis zum Ende und zu dem exeunt omnes, hinter dem dann doch wohl das eigentliche Ich stehen wird. Dann sage ich dir, ob außer der Rolle noch etwas existiert und das Ich lebt und dich liebt. Ophelia.

/249/ Hinter diesem Briefwechsel trat nun unser Wortwechsel ein und jeder nachfolgende Wechsel, von den Blicken, Küssen und dergleichen an bis zum Selbstwechsel.

Nach wenigen Monaten war das Stichwort zu einer neuen Rolle geschrieben.⁷⁴ - Ich war doch fast glücklich in der Zeit und spürte in dem Tollhause zuerst einige Menschenliebe, so daß ich ernsthaft über Planen brütete, mit den Narren um mich her Platons Republik zu realisieren.⁷⁵ Doch da strich der Traumgott wieder alles aus!

Die Ophelia wurde immer blasser und vernünftiger, obgleich der Arzt meinte, der Unsinn sei bei ihr im Steigen; aber es war der Moment, wo ein großer Sinn in ihn eintrat. - Es stürmte wild um das Tollhause her - ich lag am Gitter und schaute in die Nacht, außer der am Himmel und auf Erden nichts weiter zu sehen war. Es war mir, als stände ich dicht am Nichts und riefe hinein, aber es /250/ gäbe keinen Ton mehr. - Ich erschrak, denn ich glaubte, wirklich gerufen zu haben, aber ich hörte mich nur in mir. Ein Blitz, ohne nachfolgenden Donnerschlag, flog pfeilschnell aber still durch die Nacht; und der Tag erschien und verschwand rasch in ihr, wie ein Geist. Neben mir auf der einen Seite rasselte ein Wahnsinniger schrecklich mit seinen Ketten,⁷⁶ auf der andern hörte ich Ophelia abgerissene Stücke ihrer Balladen⁷⁷ singen, doch wurden die Töne oft Seufzer und zuletzt schien mir alles eine große Disharmonie, zu der die rasselnden Ketten die

⁷² Gemeint ist: Goethe fürchtete in jungen Jahren zu sterben, bevor er als Dichter berühmt und damit „unsterblich“ geworden wäre.

⁷³ In den Theaterstücken, die Goethe während seines ersten Weimarer Jahrzehnts schrieb, steht seine Liebe zu Corona geschrieben; bzw in den Rollen der Corona Schröter ihre Liebe zu Goethe.

⁷⁴ Ophelia war schwanger.

⁷⁵ Wiederum eine deutliche Anspielung Goethes auf seine aktive Tätigkeit im Illuminaten-Orden.

⁷⁶ Neben Goethes Haus in Weimar wohnte und arbeitete ein Leinweber, dessen Webmaschinen Goethe furchtbar auf die Nerven gingen.

⁷⁷ Corona Schröter schrieb und vertonte Balladen.

begleitende Musik abgaben. Es dünkte mich, als entschlief ich. Da sah ich mich selbst mit mir allein im Nichts, nur in der weiten Ferne verglommte noch die letzte Erde, wie ein auslöschender Funke. - Aber es war nur ein Gedanke von mir, der eben endete. Ein einziger Ton bebte schwer und ernst durch die Öde. - Es war die ausschlagende Zeit und die Ewigkeit trat jetzt ein. Ich hatte jetzt aufgehört alles andere zu denken und dachte / 251/ nur mich selbst! Kein Gegenstand war ringsum aufzufinden, als das große, schreckliche Ich, das an sich selbst zehrte und im Verschlingen stets sich wiedergebar. Ich sank nicht, denn es war kein Raum mehr, ebensowenig schien ich emporzuschweben. Die Abwechslung war zugleich mit der Zeit verschwunden und es herrschte eine fürchterliche, ewig öde Langeweile.⁷⁸ Außer mir, versuchte ich mich zu vernichten - aber ich blieb und fühlte mich unsterblich! - Hier vernichtete sich der Traum in seiner eigenen Größe und ich erwachte tiefaufatmend - das Licht war erloschen, ringsum tiefe Nacht; nur Ophelien hörte ich leise ihre Balladen singen, wie wenn sie jemand damit in den Schlaf wiegte. Ich tappte an den Wänden aus meiner Kammer, neben mir schlichen draußen durch die Finsternis noch Wahnsinnige und zischelten leise.

Ich öffnete Opheliens Tür, sie lag blaß auf ihrem Lager, bemüht, ein totes, eben ge/252/borenes Kind an ihrer Brust in den Schlaf zu lullen; neben ihr stand ein irres Mädchen und legte den Finger auf den Mund, wie wenn sie mir Stille zuwinkte.

„Jetzt schläft es!“, sagte Ophelia und blickte mich lächelnd an, und das Lächeln war mir, wie wenn ich in ein aufgeworfenes Grab schaute.

„Gottlob, es gibt einen Tod und dahinter liegt keine Ewigkeit!“, sprach ich unwillkürlich.⁷⁹

Sie lächelte fort und flüsterte nach einer Pause, wie wenn die Sprache sich allmählich in Hauche auflösen und leise verschwinden wollte: „Die Rolle geht zu Ende, aber das Ich bleibt, und sie begraben nur die Rolle. Gottlob, daß ich aus dem Stücke herauskomme und meinen angenommenen Namen ablegen kann; hinter dem Stücke geht das Ich an!“

„Es ist das Nichts!“, sagte ich kopfschüttelnd.

Sie fuhr kaum hörbar fort: „Dort steht es schon hinter den Koulissen und wartet auf das Stichwort; wenn nur der Vorhang erst ganz nieder ist! - Ach, ich /253/ liebe dich! Das ist die letzte Rede im Stücke und sie allein will ich aus meiner Rolle zu behalten suchen - es war die schönste Stelle! Das Übrige mögen sie begraben!“ - Da fiel der Vorhang und Ophelia trat ab. - Niemand klatschte und es war, als ob kein Zuschauer zugegen wäre.⁸⁰ Sie schlief schon ganz fest mit dem Kinde an der Brust; und beide waren nur sehr blaß und man hörte keine Atemzüge, denn der Tod hatte ihnen seine weiße Maske schon aufgelegt. - Ich stand stürmisch aufgereizt neben dem Lager und in mir machte es sich zornig Luft, wie zu einem wilden Gelächter. - Ich erschrak, denn es wurde kein Gelächter, sondern die erste Träne, die ich weinte. Nahe bei mir heulte noch einer - doch war es nur der Sturm, der durch das Tollhaus pfiß. Als ich aufblickte, standen die Wahnsinnigen in einem Halbkreise um das Lager her, alle schweigend, aber seltsam gestikulierend und sich gebärdend. Einige lächelnd, andere tief /254/ nachsinnend, noch

⁷⁸ Hier schildert Goethe eigene Wahnvorstellungen. Siehe dazu L. Baus: >Wahrheit in der Dichtung Goethes<. Goethe beklagte sich zur Zeit der Niederschrift der >Nachtwachen< mehrmals über „ewig öde“ Lebenslangeweile.

⁷⁹ Selbstverständlich eine satirische Spitze Goethes: Man kann ja nicht Gott loben, daß es *kein* ewiges Leben gibt!

⁸⁰ Bei Corona Schröters Beerdigung war angeblich auch kein Freund zugegen. Goethe ließ ihr jedoch eine bronzene Grabplatte anfertigen.

andere den Kopf schüttelnd oder starr die weiße Schlummernde und das Kind betrachtend
- auch der Weltschöpfer⁸¹ war darunter, aber er legte nur bedeutend den Finger auf den
Mund.

Es ward mir fast bange in dem Kreise!

/255/ [...]

⁸¹ Der „Weltschöpfer“, alias Goethe. Goethe schrieb ein Gedicht namens >Weltschöpfung<. Goethe kann sich auch in zwei handelnden Personen gleichzeitig verbergen. Goethe ist identisch sowohl mit der Nr. 20, dem ehemaligen Nachtwächter, als auch mit dem Weltschöpfer. War Goethe eine gespaltene Persönlichkeit?

René Maria Rilke

Vorwort

Meines Wissens hat bisher noch kein Rilke-Biograph gewagt auch nur die Vermutung auszusprechen, René Maria Rilke könnte ein „genialer“ Syphilitiker gewesen sein. Es ist bei Rilke nicht anders als bei Rousseau, Goethe, Nietzsche und vielen anderen berühmten Künstlern: In der kurzsichtigen Meinung, ihr Ideal zu beschmutzen oder in den Augen anderer, ihrer Gegner, herabzusetzen, wagten sie eine derartige Diagnose nicht zu stellen. Ich möchte daher an dieser Stelle ausdrücklich bekennen, dass ich durchaus ein Bewunderer von Rilkes lyrischem Genie und sogar in gewisser Weise ein „Wahlverwandter“ von ihm bin. Das heißt aber nicht, dass ich eine rosarote Brille aufsetze, wenn ich seine Werke lese.

Der große Philosoph Arthur Schopenhauer hat einmal gesagt, dass jeder Mensch ein „metaphysisches Bedürfnis“ habe. Und der Rilke-Biograph Eudo C. Mason meinte sogar, dass die Rilke-Verehrer „von ihm metaphysische Daseinserleichterungen erhoffen“ würden. Das ist ein nicht zu unterschätzender Aspekt für Rilke-Konsumenten, zu denen ich mich ebenfalls zähle. Vor allem in diagonal entgegengesetzten Lebensabschnitten, in denen es einem entweder „richtig gut“ oder „richtig dreckig“ geht, ist Rilke sehr zu empfehlen. Er hat, wie man so schön sagt, aus dem wirklichen Leben oder noch richtiger aus Liebesglück und -leid gedichtet; und das Liebesleid war bei Rilke sozusagen vorprogrammiert, wegen seiner Krankheit.

Die erste Rilke-Abhandlung, die mir zu Händen kam, war das Buch des Psychoanalytikers Erich Simenauer mit Titel >Rainer Maria Rilke – Legende und Mythos<, Frankfurt am Main 1953. Simenauer war der Meinung, Rilke sei ein Narzisst gewesen. Er resümiert gegen Ende seines Buches, Seite 657: „Wir haben im Verlaufe unserer Erörterung nicht nur die Gesamtheit der mit der narzisstischen Regression in Verbindung stehenden trieblichen und charakterlichen Merkmale in Rilkes Gestalt und künstlerischer Gestaltung wiedergefunden, sondern sie auch in den mannigfaltigen Versionen des Nakissosmythos wiederentdecken können. Es brauchte nur die Bildersprache der Mythenschöpfer und des Dichters in die der Tiefenpsychologie zurückübersetzt zu werden.“

Ich bin überzeugt, der Psychoanalytiker Erich Simenauer irrte. Die Symptome, die er bei Rilke fand, ähneln stark einer narzisstischen Veranlagung. Die wahre Quelle seines dichterischen Genies und seines psychopathischen Verhaltens, im wahrsten Sinne des Wortes, war eine furchtbare Krankheit: die Syphilis.

Da es inzwischen eine große Zahl an Rilke-Biographien auf dem Buchmarkt zu kaufen gibt, druckfrisch oder antiquarisch, beschränke ich mich auf die reinen Indizien, die auf eine Syphilis-Erkrankung Rilkes schließen lassen. Außer der oben genannten Simenauer-Abhandlung habe ich zwei Rilke-Biographien gelesen: Das ältere Werk ist von Donald A. Prater mit Titel >Ein klingendes Glas – Das Leben des Rainer Maria Rilke<, aus dem Englischen von Fred Wagner, Carl Hanser Verlag München Wien 1986. Und das jüngere ist die zweiteilige Biographie von Ralph Freedman, erschienen im Insel Verlag 2001.

Meine anfängliche Vermutung, die Briefe von und an René Maria Rilke könnten von seinen leiblichen Erben und Nachlassverwaltern zensiert sein, hat sich als wahr erwiesen. Ernst Pfeiffer, der Herausgeber des Briefwechsels zwischen Rilke und Lou

Andreas-Salomé, klagte im Nachwort zur Insel Taschenbuch Ausgabe, erste Auflage 1989, Seite 635, über „Rücksicht auf Lebende und über die Grenzen, die einer Bekanntgabe der psychogenen Leidenssymptome Rilkes zu ziehen waren“. Einige Briefe, die angeblich „nicht datierbar“ waren, wurden vom Rilke-Archiv, also den leiblichen Nachkommen und Erben Rilkes, nur in Abschrift dem Insel-Verlag vorgelegt. Auch da wurde mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit zensiert, d. h. Unliebsames weggelassen. Bei anderen Briefausgaben wird das Gleiche geschehen sein. Auch bei Goethe und Nietzsche wurde von den Nachlassverwaltern zensiert und gefälscht.

Chronologie von René Maria Rilkes Syphilis-Krankheit

1875 - 1890

René Maria Rilke⁸² kommt am 4. Dezember 1875 in Prag zur Welt. Die Ehe der Eltern scheidet bereits früh, daher wird er am 1. September 1886 in ein Internat gegeben, in die Militär-Unterrealschule in St. Pölten. Die nächste Bildungsanstalt vier Jahre später ist die Militär-Oberrealschule in Mährisch-Weißkirchen. Bereits sechs Wochen nach der Aufnahme, ca. Mitte Oktober 1890, muss er wegen furchtbarer Kopfschmerzen und Fieber für zwei Wochen in das Anstaltsspital. Man vermutet angeblich eine „schwere Lungenentzündung“, die durch „schwere Nervenbelastung“ verschlimmert worden sei. René wird anschließend zur Kur in ein Sanatorium bei Salzburg geschickt.

Die Formulierung „schwere Lungenentzündung mit schwerer Nervenbelastung“ halte ich für ein deutliches Indiz für den Ausbruch einer Syphilis-Erkrankung. Die Infektion fand ungefähr neun Wochen früher statt.

1891

René Maria Rilke gehört m. E. zu den unschuldig Infizierten. Die Infektion muss auch keineswegs durch eine sexuelle Handlung erfolgt sein, sondern z. B. durch einen Kuss, unsauberes Essgeschirr oder sonstige mangelhafte Hygiene.⁸³ Der Gesundheitszustand des fünfzehnjährigen René bessert sich kaum, so dass er am 3. Juni 1891 aus der Militärschule entlassen wird.

Im Sommer des Jahres 1891 hegt er bereits den Wunsch, Schriftsteller zu werden. Erst Gedichte sendet er an verschiedene Zeitschriften.

1892

Rilke setzt an der Handelsakademie Linz seine Ausbildung fort. Er ist bei einer bürgerlichen Familie in Linz untergebracht. Zu Beginn des Jahres 1892, mit gerade einmal sechzehn Jahren lernt er das Kindermädchen Olga Blumauer kennen. Trotz zweimaliger Ermahnung durch den Vater trifft er sich weiterhin mit dem älteren Fräulein.

⁸² Der vollständige und richtige Name lautet: René Karl Wilhelm Johann Maria Rilke. Den Vornamen „Rainer“, sozusagen als Künstlernamen, nahm er auf Wunsch von Lou Andreas-Salomé an.

⁸³ Lesen Sie zu diesem Thema das interessante Buch von Ernst Bäumler, mit Titel >Amors vergifteter Pfeil – Kulturgeschichte einer verschwiegenen Krankheit<, 2. rev. Auflage 1997.

Ende Mai brennt er mit ihr durch. In einem Wiener Gasthaus werden sie nur drei Tage später gefunden. Rilke plante, sich als Schriftsteller durchzuschlagen.⁸⁴

Diese Vorgänge (Nichteinhaltung zweier Versprechen das Verhältnis zu dem älteren Fräulein zu beenden, Flucht mit ihr von Linz nach Wien, dadurch Abbruch der Schule und das Vorhaben, sich mit nur sechzehn Jahren als Schriftsteller durchzuschlagen zu können) zeigen außer mangelndem Verantwortungsgefühl einen fehlenden Realitätssinn des jungen Rilke.

René Rilke wird von der Schule verwiesen. Nach Prag zurückgekehrt, lebt er offiziell bei seiner Tante Gabriele von Kutschera. Sein Onkel Jaroslav Rilke unterstützt ihn finanziell. Von nun an erhält René Privatunterricht von verschiedenen Hauslehrern mit dem Ziel Abitur und Hochschulreife.

1893

Anfang des Jahres lernt er Valerie von David-Rhonfeld kennen, mit der er fast drei Jahre liiert ist.

1894

René Rilkes Verhältnis zu Valerie ist ein erotisches. Folgende Indizien sprechen dafür: In einem Widmungsgedicht für Valerie (siehe Sämtliche Werke III, S. 499 f.) dichtet er: „Du kannst allein verstehn, ich sag es dreiste, / die Du mit mir genosset Waldhauchrhythmen“. In dem Buch >RMR – Sieh dir die Liebenden an< schreibt er an Valerie im Brief Nr. 94 (um die Jahreswende 1894/95): „Meine süße Geliebte“ und „unsere ewige Verbindung so gut wie vor aller Welt geschlossen“; im Brief Nr. 104, 22.4.1895: „Ich weiß eine Stunde, die niemand weiß, / Ich will dieser Stunde gedenken leis“; im Brief Nr. 112, vom 7.7.1895: „Liebes liebes Kind, das mir Genosse war und Lieb und mein Weib sein wird für immer und immer“.

1895

Über Rilkes Krankheit erfahren wir in seinen Briefen an Valerie folgendes: Brief Nr. 98 „lange, lange, hätt‘ ich wissen können, dass mein seelisches Missbehagen so bedeutend mich verändert und angreift, und sogar imstande ist, mein Benehmen gegen Dich zu wandeln“, Brief Nr. 109 vom 27.6.: „verzeih den Nerven, den bösen, und mir“; Brief Nr. 116 vom 3.8.: „Das war eine Nacht! Ich habe nicht ein Auge geschlossen. Schwer und schwarz wie auf dem kleinen Vögelchen im >Tod< wuchtete die Finsternis auf mir. Und mir war, als sollte sie wohl nimmer enden. Dann lange Qualen. Das Bett stöhnte“.

August: Rilke unterschreibt einen Brief an Ella Glaessner mit: René Maria *Caesar* Rilke.

September: Brief an Valerie: „Liebe Vally, dank für das Geschenk der Freiheit“.

Valerie von David-Rhonfeld schrieb im Jahr 1927 einen Brief an Carl Hirschfeld⁸⁵, dem sie ihre Rilke-Briefe und den Gedichtband >Leben und Lieder< von 1894 zum Kauf anbot mit der ausdrücklichen Ermächtigung zur Veröffentlichung. Sie schrieb, René sei ein „schwer nervenkranker, im Studium unbeständiger Mensch“ gewesen. „Seine Verwandten liebten ihn nicht und erklärten ihn kurz als Narren.“ [...] „Er ging sogar mit

⁸⁴ Quelle: Storck, Joachim W.: >René Rilkes „Linzer Episode“ - Neue Dokumente zu einem unerhellten Lebensabschnitt<, in: Blätter der Rilke-Gesellschaft, Heft 7-8 (1980/81), S. 111 – 134.

⁸⁵ Quelle: >Die Horen – Monatshefte für Kunst und Dichtung<, 5. Jahrgang, zweiter Band, Horen Verlag Berlin 1928/1929.

Selbstmordabsichten um und ich (Valerie) nahm mich seiner aus Mitleid an, lernte durch zweieinhalb Jahre täglich mit ihm und habe die Freude erlebt, dass er die Matura (das Abitur) mit Auszeichnung ablegte.“ Über seine ständigen Krankheiten berichtete sie: „René, welcher magenkrank war, litt schwer an Magenverstimmungen, sein Gesicht war von Finnen und Eiterpusteln maßlos entstellt, zumal seine Züge von abstoßender gemeiner Hässlichkeit waren und sein Atem unerträglich war.“ – „Nun, ich gewöhnte mich an sein Äußeres und sein Gesicht fesselte, blendete mich und schließlich liebte ich dieses arme unglückliche Geschöpf, welches jeder mied wie einen rüdigen Hund.“ Rilkes Briefe und Gedichte an sie (Valerie) seien „unmittelbare Aufzeichnungen seiner zeitweiligen, teils glücklichen, meistens aber sehr deprimierten Stimmungen, seiner vergeblichen Bemühungen, den Sieg über seine kranken Launen, das heißt seine Nerven, davonzutragen, und zuletzt den unwiderstehlichen Drang, die ihm verhaßte Stadt (Prag) zu verlassen und jede weitere akademische Laufbahn, als seinen Dichterberuf hemmend, aufzugeben und den Wahn über Nacht „Weltberühmtheit“ und damit pekuniäre Unabhängigkeit zu erlangen.“ [...] „Den Weltruhm sollte ein dreiaktiges Drama aus Proletarier-Kreisen (mit Titel) >Gleich und Frei< begründen.“ Auf die Frage von C. Hirschfeld, ob Valerie ein Bild von Rilke besäße, antwortete sie: „Ich möchte sehr gern Ihren Wunsch betreffs einer Photographie von René erfüllen, aber es gibt überhaupt kein Bild von ihm aus jener Zeit. Er wußte gar wohl, daß sein Gesicht, die platte durch fortwährenden Schnupfen geschwollene breite Nase, sein unnatürlich großer Mund mit aufgeworfenen wustigen Negerlippen, sein langes schmales Gesicht sich auf der Photographie als Fratze ausnehmen würde.“

Über ihr Verhältnis zu Rilke bekannte sie, sie sei seine „Braut“ gewesen und sie war überzeugt, „keine andere Frau stand René seelisch in seinem ganzen ferneren Leben, das sehr erotisch gewesen zu sein scheint, so nahe als ich“. Sie sprach auch von „seiner rätselhaften Natur“ und er sei ein „viel zu kalter Genußmensch“ gewesen.

Zwei Gedichte Rilkes aus dieser Zeit:⁸⁶

Wahnsinn

Entsetzlich Erbtheil väterlicher Sünden –
O grauser Wahnsinn fällst du mich schon an?
Gewiss! Du hoffst mich wohl bereit zu finden,
Ich war ja stets ein Freund von allem Wahn!

Ich glaubte ja doch, dass die Welt nicht trübe
Nicht traurig sei – so manchen Augenblick,
Ich glaubte ja doch einmal an die Liebe,
Ich glaubte ja doch einmal an das Glück!

Das war ein Wahn; wenn er auch oft beseelend
Die Brust erfüllte; ist er doch nicht mehr,
Die Welt ist voll von Laster und von Elend –
Und voll von Noth – von Freude ewig leer ...

⁸⁶ Quelle: >RMR – Sieh dir die Liebenden an – Briefe an Valerie von David-Rhonfeld<, hrsg. von Renate Scharffenberg und August Stahl, Insel Verlag Frankfurt und Leipzig 2003.

Nein sie war schön ... und ich, ich war so selig
Und wollte es nie glauben, dass ich krank,
Nicht heilbar sei, doch fühlt ich schon wie mählich
Die schwarze Nacht mir auf die Seele sank.
[gekürzt]

Mein Glaubensbekenntnis

Ihr lippenfrommen Christen
Nennt mich den Atheisten
Und flieht aus meiner Näh'.
Weil ich nicht wie ihr alle
Bethöret in die Falle
Des Christenthumes geh'.
[gekürzt]

Ein nicht zu unterschätzender Grund, warum die Beziehung zwischen René und Valerie scheiterte, könnte an der unterschiedlichen Weltanschauung gelegen haben. Valerie bezeichnet Rilkes Theaterstück >Gleich und frei< als ein Drama aus „Proletarier-Kreisen“ mit „niedrigster Gotteslästerung und aufreizenden Reden gegen den Kapitalismus“.

1896

1897

12.5.: Begegnung Rilkes mit Lou Andreas-Salomé. Bereits nach wenigen Tagen sendet er ihr glühende Liebesgedichte.

1.6.: nach Ansicht vieler Rilke-Biographen erste Liebesnacht.

8. auf 9.6.: zweite Liebesnacht.

Für Lou ist Rilke angeblich die „erste sexuelle Erfahrung“, obwohl sie bereits mehrere Jahre verheiratet war. Und sie seien „wie Geschwister, bevor Inzest zum Sakrileg geworden war“.

Nach meiner Überzeugung war Lou Andreas-Salomé eine frigide Frau.⁸⁷ Trotz mehrerer intimer Verhältnisse zu Männern (Friedrich Nietzsche, Paul Rée, dem Ehemann F. C. Andreas, einem Russen namens Ssawely, René Maria Rilke und dem Arzt Friedrich Pineles, genannt Zemek, vom dem sie ebenfalls schwanger war, konnte sie zu keinem Orgasmus gelangen. Dies erklärt ihr Verhältnis zu ihrem Ehemann und auch zu Rilke. Sie war keinem treu, weil sie bei keinem Erfüllung fand. Lou bevorzugte die „platonische Liebe“.⁸⁸

1898

⁸⁷ Lesen Sie zu diesem Thema das Buch von Dr. med. Otto Adler, >Die mangelhafte Geschlechtsempfindung des Weibes : Anaesthesia sexualis feminarum – Anaphrodisia – Dyspareunia<, 4. vermehrte und verbesserte Auflage, Berlin 1924; außerdem das Buch von Carl van Bolen, >Dr. Kinsey und die Frau<, München 1969.

⁸⁸ Interessante Informationen über Lou Andreas-Salomé, speziell auch über die Art ihrer Beziehungen zu Männern, stehen in der Biographie von H. F. Peters, mit Titel >Lou Andreas-Salomé – Femme fatale und Dichtermuse<, Heyne Verlag München 1995.

24.01.: (wahrscheinlich in Berlin) Brief an die Mutter, Nr. 38: Rilke „um verschiedener nervöser Leiden willen“ in ärztlicher Behandlung.

Anfang April, Reise Rilkes nach Arco, Florenz und Viareggio. Lou hatte ihn „fortgeschickt“ und gesagt, er solle so lange in Italien bleiben, bis sie ihn rufen würde. Sie reist u. a. zu ihrer Freundin Johanna Niemann nach Zoppot bei Danzig. Einige Rilke-Biographen (siehe Freedman I, S 125) vermuten eine Schwangerschaft Lous.

Indizien im >Florenzer Tagebuch<: S. 64: „So rein, wie jede Geliebte war in der Frühlingsrenaissance, so heilig wird jede Mutter sein in dem Sommer, den wir beginnen.“ [...] „Damals habt ihr die Madonnen als mütterliche Jungfrauen geschaffen; unsere Geliebten werden jungfräuliche Mütter sein.“ [...] „O wenn ich euch doch allen sagen könnte, was für eine Zeit das ist! Es tut mir so weh, daß viele unfestlich und ohne Hoffnung sind.“ [...] „Heute schreibt mir eine Mutter, die tief in vieler Bangigkeit war, ehe das Wunder ihr geschah, sie schreibt: Jetzt ist der Frühling auch zu uns gekommen, allerdings ziemlich stürmisch und verweint.“ S. 67: „Ihr dürft nichts Heiligeres haben als das Mütterliche.“ S. 75: „Heute ist keine Bangigkeit mehr in mir, sondern die helle Freude: Dich in sechs bis sieben Tagen wieder zu haben.“ S. 87: „Wie eine Schuld fühlen alle Madonnen ihr Unverwundetsein. Sie können es nicht vergessen, daß sie ohne Leiden geboren haben, wie sie ohne Glut empfangen [...] daß sie Mütter wurden ohne den Mut der Mutter.“ S. 101: „Das Weib erfüllt sich im Kinde.“ [...] „Eine Frau, welche Künstlerin ist, muß nicht mehr schaffen, wenn sie Mutter wurde. Sie hat ihr Ziel aus sich herausgestellt und darf im tiefsten Sinne Kunst leben fortan.“ S. 102: „Des Weibes Weg geht immer zum Kinde, vor ihrer Mutterschaft und hernach.“

Lou hat das >Florenzer Tagebuch< nicht gefallen. Auch in Lous Werken aus dieser Zeit ist vom Gebären die Rede.

Kommentar: Da es - wie in vielen Fällen - für eine Abtreibung bereits zu spät war, Lou hatte wohl erst im dritten oder vierten Monat die Gewissheit ihrer Schwangerschaft, bleiben vier Möglichkeiten: Das Kind wurde entweder einem kinderlosen Ehepaar untergeschoben (heimliche Adoption) oder in ein Waisenhaus gegeben oder es war eine Totgeburt oder es war nicht lebensfähig und starb kurz nach der Geburt.

1899

Im März besucht Rilke den Vater in Prag. Eine angebliche Grippe zwingt ihn für mehrere Wochen das Bett zu hüten.

1900

12.12.: (Rilke, >Worpsweder Tagebuch<, Lou betreffend) „Heute war die Probe von Gerhart Hauptmanns >Michael Kramer<. Ich saß mit Lou ganz allein in dem dunklen Zuschauerraum des Deutschen Theaters und wartete. Aufgewühlt, aufgefurcht im Innersten, war ich wie ein offenes Feld, und als die große Gebärde des Saemanns über mich hinweg, *da fühlte ich schmerzhaft den Fall des Samenkorns in meinem bloßgelegten Herzen*. Ein Tag der Empfängnis war es, schmerzhaft und feierlich, der erste von sehr zukünftigen Tagen, die ohne diesen wehen und schönen ersten nicht kommen könnten.“

Kommentar: Schmerzliche Erinnerung Rilkes an Lous frühere Schwangerschaft oder erneute Schwangerschaft durch ihn.

1901

10.1.: (Tagebuch Lous) „dieser Tage bin ich zu Hause gewiß manchmal abscheulich gewesen. Hinterher tut es mir immer furchtbar weh. [...] Ich bin ein Scheusal. (Schlecht war ich auch gegen Rainer [Rilke], aber dies tut mir nie weh.)“

Kommentar: Animosität einer schwangeren Frau gegen den Verursacher ihrer Schwangerschaft: René Rilke.

17.1.: (Tagebuch Lous) „Damit R[ilke] fortginge, ganz fort, wär ich einer Brutalität fähig. (Er muß fort!)“

Kommentar: Ende der erotischen Beziehung. Jetzt nur noch platonische Freundschaft.

Gedicht Rilkes nach dem Bruch mit Lou:

Ich steh im Finstern und wie erblindet,
weil sich zu Dir mein Blick nicht mehr findet.
Der Tage irres Gedränge ist
ein Vorhang mir nur, dahinter Du bist.
Ich starre drauf hin, ob er sich nicht hebt,
der Vorhang, dahinter mein Leben lebt,
meines Lebens Gehalt, meines Lebens Gebot –
und doch mein Tod.

16.2.: Verlobung Rilkes mit Clara Westhoff.

26.2. Brief Lous an Rilke: „Letzter Zuruf.“ Lou nennt darin Rilke einen „lahmen Wilden, neben jähem, nervösen Willenseruptionen“ und „voll Wahn-Zwang, ohne Wahrheits-Zwang“.

In ihrem >Lebensrückblick< schreibt sie über Rilke im >Nachtrag< über „eine Veränderung, an der uns unser unschuldig Lachen verging“, außerdem von „Ängstlichkeiten“, „fast Angstzuständen“ Rilkes. „Am tiefsten erschrak ich damals während unseres gewohnten Mittagsganges [in Kiew, Pfingsten 1900] durch den prächtigen Akazienwald, als Du an einer bestimmten Akazie nicht vorbei konntest [...] und man konnte sehen, wie der Baum nun begann, sich Dir zu vergespennern“. [...] „Ähnliche Gefahren traten auf, wo Dir die restlose Formung eines Eindrucks mißlang: nicht Enttäuschung, Selbstvorwürfe, Niedergeschlagenheit (wie beim Durchschnitt von Normalmenschen) trat ein, sondern ein Explodieren in Gefühle, die sich ins Ungeheure, Ungeheuerliche überschlugen, wie unter einem Zwang, sich davon überwältigen zu lassen [...] Du nanntest es die von Angst irreführte Produktivität“ [...] „Aber dann folgten doch wieder Angstverfassungen und körperliche Anfälle (sich zu Boden werfen aus Angst, anfallsweises Weinen [den Grund dazu] auf allerlei schiebend)“ [...] „Du spürtest mit Grauen unberechenbar krankhafte Verursachungen heraus.“

Ende Februar: Abreise nach Arco zu Mutter Phia.

15.3.: Rückkehr nach Westerwede zu Clara. Kurz darauf erkrankt Rilke schwer, angeblich ein Scharlachfieber, einen Monat halten die Beschwerden an mit Schüttelfrost, das Fieber schwächte ihn so sehr, dass er nicht einmal eine Feder halten kann. „Zustände von gleichzeitiger Erregung und Schwäche“ ist eindeutiges Indiz einer schweren Neurasthenie.

29.4.: Heirat mit Clara, sie ist bereits von Rilke schwanger.

Im Mai fahren beide Eheleute zur Kur in Dr. Lahmanns psychiatrisches Sanatorium auf dem Weißen Hirsch bei Dresden. Rilke einer „strengen Kur unterworfen“.

12.12.: Geburt von Rilkes Tochter Ruth.

1902

Mitte des Jahres wird Rilke die Unterhaltszahlung von den Erben seines verstorbenen Onkels gestrichen. René ist jetzt auf die alleinige Unterstützung durch den Vater angewiesen. Die Eheleute Rilke müssen ihren gemeinsamen Hausstand in Worpswede aus Geldmangel aufgeben.

Im August zieht Rilke nach Paris. Um Geld zu verdienen beginnt er eine Monographie über den Bildhauer Rodin zu schreiben.

Im Oktober folgt ihm Clara Rilke-Westhoff; sie arbeitet als Bildhauerin in Paris.

1903

17.3.: Abreise Rilkes von Paris nach Viareggio, um im warmen Klima wieder gesund zu werden. Eine Art Influenza-Anfall kommt einem regelrechten Zusammenbruch gleich.

26.3.: Brief an die Mutter, Nr. 327: „ein völliges Wiederaufbauen aller Kräfte“.

Vom 13. bis 20.4. schreibt er wie im Fieber vierunddreißig Gedichte, Titel: >Das Buch von der Armut und dem Tode<.

2.6.: Paris, Brief an die Mutter, Nr. 342: Rilke hatte erneut „eine Art Influenza mit aller Heftigkeit, mit starkem Fieber etc, so dass ich mehrere Tage ans Bett gefesselt war“.

Brief Rilkes an Lou Andreas-Salomé, 30.6.: „drei Influenza-Anfälle mit endlosen Fiebernächten und großer Bangigkeit [...] meine Kraft und mein Muth war klein geworden [...] fuhr mit dem letzten Rest [an Kraft] fort, fuhr durch viele schwere Berge, fuhr ein Leben lang und kam eines Abends in Viareggio an [...] da kamen verschiedene schmerzhaft Zustände, die ich für eingebildet hielt, für ein irrendes Schöpferischsein am eigenen Körper und gegen die ich kämpfte mit meinem Willen. Ich überwand sie zum Theil. Aber dann kam etwas so Banges, kam und kam wieder und verließ mich nicht mehr ganz, und ich weiß gar nicht wie ich sagen soll was es war [...] alles verändert sich, fällt mir von den Sinnen ab und ich fühle mich hinausgedrängt aus der Welt [...] ein neuer Influenza-Anfall, von dem ich mich nur ganz langsam erholte, eine kleine bessere Erholung [...] bis es neulich nachts wiederkam. Wenn es kommt, dann möchte ich mich an etwas sehr wirklichem festhalten; aber nichts ist wirklich genug, alles entfernt sich, giebt mich auf, geht fort“.

Brief Rilkes an Lou Andreas-Salomé, 13.7.: „es war eine böse Woche. Ich habe immerfort so viel Schmerzen und lebe in lauter Ungemach [...] wohl Unregelmäßigkeiten im Blutumlauf, die entweder ungewöhnliche Geisteszustände erzeugen oder die und jene Stelle des Körpers schmerzhaft betonen. Jetzt quälte es wieder im Kopfe, war tagelang heftigster Zahnschmerz, wurde Augenweh und setzte schließlich als Rachenkatarrh mit trübem Fiebergefühl (ähnlich wie die Influenza-Anfälle des letzten Frühjahrs) ein“.

Brief Rilkes an Lou Andreas-Salomé, 18.7.: „die Wagen fuhren durch mich durch, und die welche eilten, machten keinen Umweg um mich und rannten voll Verachtung über mich hin wie über eine schlechte Stelle in der altes Wasser sich gesammelt hat [...] in der Nacht stand ich auf und suchte meinen Lieblingsband Baudelaire, die petits poèmes en prose, und las laut das schönste Gedicht, das überschrieben ist A une heure du matin [...] Baudelaire [...] oft kann ich ihn kaum verstehen und doch manchmal tief in der Nacht [...] da war er mein Nächster und wohnte neben mir und stand bleich hinter der dünnen Wand und hörte meiner Stimme zu, die fiel. Was für eine seltsame Gemeinsamkeit war

da zwischen uns, ein Theilen von allem, dieselbe Armuth und vielleicht dieselbe Angst“ [Baudelaire war ebenfalls ein Syphilitiker].⁸⁹

In dieser Zeit in Paris entstehen die ersten Szenen des >Malte Laurids Brigge<.

Nach kurzem Deutschlanaufenthalt reist das Ehepaar Rilke nach Rom. Im warmen Klima Italiens bessert sich Rilkes Gesundheit.

1904

Brief Rilkes an Lou Andreas-Salomé, 12.5.: „wie im vorigen Frühjahr eine seltsame Art von Ungesundheit, Hinfälligkeit und Lebenstrübung mich ergriffen hatte, so wurde mir auch jetzt wieder alles schwer und bange [...] Angstgefühlen [...] eine Unfähigkeit, die, wie ich begriff, vom körperlichen ausging, verringerte mich zu einem Mindestmaß von Dasein, ein Erschöpftsein, Vertrocknetsein bis auf die Neige [...] machte mich so allein wie ein Weggeworfenes ist, das nicht mehr theilnimmt [...] jeden Morgen den Kampf gegen alle Last beginnend, jeden Abend unterliegend unter ihr. Jene merkwürdige Unstättheit im Gange meines Blutes, von denen ich Dir vor einigen Jahren schrieb, traten wieder auf und verursachten mir Tage und Nächte, die unter den heftigsten Kopfschmerzen, Zahnschmerzen qualvoll langsam und nutzlos vergingen“.

Im Juni Rückreise von Rom nach Deutschland.

Im Dezember erneut scheinbarer Erkältungs-Anfall mit heftigen Zahnschmerzen.

1905

Im Frühjahr erneuter Aufenthalt Rilkes im Sanatorium Weißer Hirsch bei Dresden.

30.4.: (Worpswede bei Bremen) Brief an die Mutter, Nr. 424: zwei Tage „in großer Erschöpfung hingebracht“.

1906

14.5.: Tod des Vaters.

29.11.: Brief an die Mutter, Nr. 482: (Rilke ist in Berlin in zahnärztlicher Behandlung) „habe ein tiefes Loch in dem einen Kiefer“.

Brief Rilkes an Lou Andreas-Salomé, 13.12.: „ein unerträglicher Aufenthalt in Berlin [...] eine sieben Wochen lange quälende zahnärztliche Behandlung [...] die mich elend und krank (vielleicht infolge des Einflusses der bei einem komplizierten Geschwür angewandten Antiseptica) [...] gemacht hat“.

1907

Ende des Jahres eine schwere Erkältung mit Unwohlsein und Schlaflosigkeit Rilkes. Ehefrau Clara pflegt ihn.

1908

Das Unwohlsein hält auch zu Beginn des neuen Jahres an.

15.1.: Brief an die Mutter, Nr. 525: Rilke hat ein Geschwür am Bein, das ihm viel Schmerzen bereitet.

Ende Februar Reise in den Süden bis nach Capri. Ende April Rückkehr nach Paris.

⁸⁹ Diese Stelle im Brief an Lou ist ein Indiz, dass Rilke gewusst, zumindest geahnt haben könnte, dass er – wie Baudelaire – ebenfalls ein Syphilitiker war.

1909

Zu Beginn des Jahres wieder Verschlechterung von Rilkes Gesundheit, wiederum unerklärliche Fieberanfälle, Depressionen, Erschöpfungszustände, Arbeitsunfähigkeit.

11.3.: Brief an die Mutter, Nr. 573: „Es kam, wie im Vorjahr, auch heuer ein schmerzhaftes Geschwür dazu“.

Brief Rilkes an Lou Andreas-Salomé, 23.10.: „im Schwarzwald [...] Mineralquellen von Rippoldsau [...] Arzt (Dr. van Oordt) empfahl er mir ein nervenstärkendes Mittel, phytinum liquidum, das ich nun, dreimal täglich seit etwa zehn Tagen nehme [...] mich seit Monaten eine Spannung quält, die bald da bald dort in den Muskeln auftritt, bei der geringsten Leseermüdung in der Stirn, in den Wangen, an der Zungenwurzel, im Halse; dort oft auch mechanisch hervorgerufen durch den geringsten Druck des Kragens [...] Das Gefühl im Rücken und in der Speiseröhre, davon ich Dir hier sprach, war derselben Art. Es ist, als ob eine Alaunlösung in die Muskelbänder gerathen wäre, sie ziehen sich bis an den Beginn eines Schmerzes, gleichsam bitter, zusammen“.

Danach Reise nach Südfrankreich und Rückkehr nach Paris.

1910

Rilke kommt mit der Erzählung >Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge< seit sechs Jahren zu keinem Ende. Auf Drängen seines geschäftstüchtigen Verlegers Kippenberg reist er nach Leipzig. Hier werden die Fragmente des >Malte< in der Zeit vom 12.1. bis 27.1. mit Unterstützung von Katharina Kippenberg zusammengeflickt, angeblich „diktirt“.

Vor dem 27.7. (Brief an Mathilde Vollmoeller): „etwas invalide [...] kann nicht reisen [...] Sonnabend war ich in Hamburg beim Arzt“.

27.7.: Brief an die Mutter: „ein ganz großer Furunkel am Bein“.

Von September bis Oktober Rilke zu Gast bei Jenny Oltersdorf in München. Plan einer Reise nach Ägypten.

Brief von Lou Andreas-Salomé an Rilke, 6.11.: „wie Du es beschreibst, ist es sicher und absolut zweifellos neurasthenisch“.

19.11.: Abreise mit Jenny Oltersdorf nach Afrika, zuerst nach Algerien, dann nach Tunesien.

Wohl erste erotische Beziehung Rilkes zu einer anderen Frau seit seiner Eheschließung, dadurch Ende seiner Ehe.

Dr. med. Paul Ehrlich entwickelt in Berlin ein hochwirksames Medikament gegen die Syphilis, genannt Salvarsan. Die Heilungsrate liegt bei 90 Prozent.

1911

Vor dem 24.2.: Trennung Rilkes von Jenny Oltersdorf in Kairo. Im Brief an Kippenberg schreibt Rilke: „Reise war bisher mit mancherlei Unbillen verbunden“. Brief an Marie von Thurn und Taxis: „war fast drei Wochen in Cairo krank“.

Am 6.5. schenkt er der früheren Geliebten Jenny Oltersdorf ein Exemplar von Dostojewskis >Der Idiot<.

Ca. April / Mai: Rilke trifft nachts in Paris die siebzehnjährige Französin Marthe Hennebert. Jahre später gesteht Rilke, dass er Marthe „ein reines Herz in einem verachteten und verworfenen Metier“ [...] „aus einem verrufenen Haus“ gerettet habe. Ein Schelm, wer Böses dabei denkt. Er schreibt mindestens zwei Gedichte für sie. Er nennt sie „das phantastische ungehemmte Kind“.

Anfang September in Berlin erneut am Zahnleiden behandelt.

Brief Rilkes an Lou Andreas-Salomé, 28.12.: „sie [die Menschen] können ja nicht wissen, wie wenig Mühe, im Grunde, ich mir mit ihnen gebe und welcher Rücksichtslosigkeit ich fähig bin [...] Weißt Du, daß ich den letzten Winter in Algier, Tunis und Aegypten war? Leider in mir so wenig angepaßten Verhältnissen, daß ich Sitz und Haltung verlor und schließlich nicht anders mitkam als einer, den ein durchgegangenes Pferd abgeworfen hat und auf und ab im Bügel mitreißt“.

1912

Brief Rilkes an Lou Andreas-Salomé, 10.1.: „eine Art von Abstumpfung, eine Art Altwerden [...] fortwährende innere Zerstreutheit [...] nur mit äußerster Anstrengung fünf Zeilen eines ganz gleichgültigen Briefes aufbringe, die mir, wenn sie endlich da sind, einen Nachgeschmack von solcher Unfähigkeit hinterlassen“.

Brief an Marie von Thurn und Taxis, 12.1.: „Ich schreibe wie ein Verrückter [...] Die Stimme, die sich meiner da bedient, ist mehr als ich.“ Gemeint ist die Niederschrift des >Marien-Leben<. Ist Marthe Hennebert gemeint mit: „Jene, du neidest sie fast, Verlassenen, die du / so viel liebender fandst als die Gestillten“. Erstes Indiz, dass Rilke eine Spaltung seiner Persönlichkeit entwickelt hat. Euphorie Rilkes.

Brief Rilkes an Lou Andreas-Salomé, 18.1.: „Die Überempfindlichkeit z. B. der Muskeln ist so groß, daß etwas Gymnastik oder eine irgendwie übertriebene Haltung (etwa beim Rasieren) gleich Schwellungen, Beschwerden u.s.w. zur Folge hat, Erscheinungen, an die sich dann wieder, als ob sie nur gewartet hätten, Ängste, Auslegungen, Quälereien aller Art anschließen: ich schäme mich einzugestehen, wie sehr mich oft wochenlang dieser verhängnisvolle Cirkel umtanzt, in dem ein Elend dem andern jeden Gefallen thut“.

Brief Rilkes an Lou Andreas-Salomé, 19.2.: „ich alles, was ich schon früher dafür [zum Quellenstudium] las, wieder rein vergessen habe, weg, nicht eine Spur“.

Brief Rilkes an Lou Andreas-Salomé, Ende Februar: „ich beunruhige mich ernstlich über diesen Mangel an Gedächtnis, nicht allein, daß ich von früher so gut wie nichts [mehr] weiß, aber auch von einem Tag zum andern fällt mirs fort, bei aller Anstrengung“.

Oktober in München Behandlung bei einem Zahnarzt.

1913

Nach der Spanien-Reise lebt Rilke wieder in Paris. Häufiger Umgang mit Marthe Hennebert.

Werk Rilkes >Der Brief des jungen Arbeiters<, Sämtl. Werke VI, S. 1111-1128:

„Ich habe eine Geliebte [Marthe Hennebert], fast noch ein Kind, die als Heimarbeiterin beschäftigt ist, wodurch sie oft, wenn es wenig Arbeit giebt, in eine arge Lage gerät. Sie ist geschickt, sie würde leicht in einer Fabrik unterkommen, aber sie fürchtet den Patron. Ihre Vorstellung von Freiheit ist grenzenlos. Es wird Sie nicht wundern, daß sie auch Gott so wie eine Art Patron empfindet, ja als den »Erzpatron«, wie sie mir sagte, lachend, aber mit solchem Schreck in den Augen. Es hat lange gebraucht, bis sie sich entschloß, einmal abends mit mir nach St. Eustache zu gehen, wo ich gerne eintrat, wegen der Musik der Maiandachten. Einmal sind wir zusammen nach Maux geraten und haben in der Kirche dort Grabsteine angesehen. Allmählich merkte sie, daß Gott einen in den Kirchen in Ruhe läßt, daß er nichts verlangt; man könnte meinen, er wäre überhaupt nicht da, nicht wahr, – aber doch im Augenblick, wo man das etwa sagen wollte, meinte Marthe, daß er auch in der Kirche nicht ist, da hält einen

etwas zurück. Vielleicht nur das, was die Menschen selbst durch soviel Jahrhunderte hereingetragen haben in diese hohe, eigentümlich bestärkte Luft. Vielleicht ist es auch nur, daß das Schwingen der mächtigen und süßen Musik nie ganz hinauskann, ja es muß ja längst in die Steine eingedrungen sein, und es müssen merkwürdig erregte Steine sein, diese Pfeiler und Wölbungen, und wenn ein Stein auch hart ist und schwer zugänglich, schließlich erschüttert ihn doch, immer wieder Gesang und diese Angriffe von der Orgel her, diese Überfälle, diese Stürme des Lieds, jeden Sonntag, diese Orkane der großen Feiertage. Windstille. Das ist, was recht eigentlich in den alten Kirchen herrscht. Ich sagte es Marthe. Windstille. Wir horchten, sie begriff es sofort, sie hat eine wunderbar vorbereitete Natur. Seither traten wir manchmal da und dort ein, wenn wir singen hörten, und standen dann da, dicht aneinander. Am schönsten wars, wenn ein Glasfenster vor uns war, eines von diesen alten Bilderfenstern, mit vielen Abteilungen, jede ganz angefüllt mit Figuren, großen Menschen und kleinen Türmen und allen möglichen Ereignissen. Nichts ist dafür zu fremd gewesen, da sieht man Burgen und Schlachten und eine Jagd, und der schöne weiße Hirsch kommt immer wieder vor im heißen Rot und im brennenden Blau. Ich habe einmal ganz alten Wein zu trinken bekommen. So ist das für die Augen, diese Fenster, nur daß der Wein nur dunkelrot war im Mund, – dieses hier aber ist dasselbe auch noch in Blau und in Violett und in Grün. Es ist ja überhaupt alles in den alten Kirchen, gar keine Scheu vor etwas, wie in den neuen, wo nur gewissermaßen die guten Beispiele vorkommen. Hier ist auch das Arge und Böse und das Fürchterliche; das Verkrüppelte, das was in Not, das was häßlich ist und das Unrecht –, und man möchte sagen, daß es irgendwie geliebt sei um Gottes willen. Hier ist der Engel, den es nicht giebt, und der Teufel, den es nicht giebt; und der Mensch, den es giebt, ist zwischen ihnen, und, ich kann mir nicht helfen, ihre Unwirklichkeit macht ihn [den Mensch] mir wirklicher.“*

Vom 6.6. bis Anfang Juli Rilke zum zweiten Mal in Bad Rippoldsau zur Kur. Brief an Sidonie Nádherný von Borutin: „Das mindeste Schreiben oder Lesen verursacht mir Kongestionen und Muskelschmerzen“.

Brief Rilkes an Lou Andreas-Salomé, 15.8.: „nach Berlin, [er wohnt im] Hospiz des Westens [...] dort ließ ich dem Zahnarzt die Zeit, die er braucht [...] Das gewisse Übel hat (unter dem Einwirken eines Mittels, das ich aus Göttingen's Apotheke mitnahm) ganz nachgelassen, aber im Ganzen bin ich nicht recht wohl, voll körperlicher Zwischenfälle und sehr schreckhaft und aus dem Gleichgewicht“ [offensichtlich schwere Neurasthenie Rilkes].

1914

Ende Januar erhält Rilke den Brief einer Verehrerin nach Paris gesendet. Magda von Hattingberg, eine Konzert-Pianistin, ist die Briefschreiberin. Acht Jahre jünger als Rilke und lebt von ihrem Mann getrennt. Rilke wird euphorisch, die Briefe gehen ihm „stürzend von Herzen“. Zuerst ist sie seine Schwester, dann sind sie ein Liebespaar, „zuerst in Worten, dann in der Wirklichkeit“, (nach Ralph Freedman, II. Band, S. 200). Am 26.2. steigt er in den Zug nach Berlin. Magda besucht ihn im Hospiz des Westens. Zwei Wochen bleiben sie in Berlin, dann reisen sie über München nach Paris. Magda nimmt sich angeblich eine eigene Wohnung in Paris. Drei Wochen später reisen sie über die Schweiz nach Italien (Venedig) und von da aus nach Schloss Duino zu Marie von Thurn und Taxis. Anfang Mai ist ihre Liebschaft nur noch Freundschaft.

In Magda von Hattingbergs Buch >Rilke und Benvenuta – Ein Buch des Dankes<, 2. Aufl., Wien 1947 sind eindrucksvolle Szenen von Rilkes Gemütsverfassungen geschildert:

Insbruck, März 1914, ab Seite 94: „Rilke sah mit einem Male so erschöpft und elend aus [...] Rainer war in seinem Zimmer, er lag angekleidet auf dem Diwan und ich erschrak bis ins Herz: die Augen geschlossen, das Gesicht fahlgrau, die Stirn qualvoll verzerrt, sah er wie ein Sterbender aus. „Ah, Dieu merci“, sagte er leise, als ich eintrat, aber es war mehr ein Stöhnen als ein Sprechen. [...] Nein, einen Arzt wolle er nicht, nur bäte er um Kühlung auf Stirn und Augen. So saß ich Stunde um Stunde neben ihm, machte Umschläge, wechselte die nassen Tücher, man hatte mir Eis gebracht und Baldriantropfen, die er gern nahm, später durfte ich ihm etwas Tee geben, dann schlief er ein. [...] hatte ich doch heute zum ersten Mal die zerstörenden Kräfte gesehen, die Rilkes äußeres Leben bedrohten. Konnte dies alles nicht auch wieder ins Seelische dringen und jene furchtbaren Depressionen wiederkommen lassen, unter denen er all die Jahre so qualvoll gelitten hatte?“

Paris, ca April 1914, ab Seite 141: „Er [Rilke] hatte erregt, wie im Fieber gesprochen, seine hellen Augen waren dunklen Blickes, er fröstelte, obwohl die warme Spätnachmittagssonne ins Zimmer schien. [...] Sein bräunlich bleiches Gesicht mit den geschlossenen Augen erinnerte mich plötzlich an jene schreckliche Stunde in Insbruck. Wie damals, so wagte ich auch jetzt kaum zu atmen, um ihn nicht zu wecken. War es wieder da, das Furchtbare? [...] Ich beugte mich über ihn, da schlug er die Augen auf, er sah jammervoll leidend aus. [...] Plötzlich sagte Rainer mit fiebergänzenden Augen und seine Stimme war ganz heiser, wie in Todesangst: „Benvenuta, laß mich nicht allein.“ [...] Rainer hat mich gefragt, ob ich – ob wir für unser Leben zusammenbleiben wollen – Er sprach das von ihm so verdächtige und gemiedene Wort ‚immer‘ mit einem Vertrauen, in einer gläubigen Inbrunst aus, die mich überwältigte. Ich glaube, ich wurde totenbleich, denn alles Blut strömte mir zum Herzen.

Er nahm meine Hände und küßte sie mit einer so rührenden Bewegung und Ehrfurcht, daß mir die Tränen in die Augen stiegen.“

Schilderung von Rilkes geistiger Verwirrung, ab Seite 150: „Und als ob ich [Benvenuta] darin eine Antwort auf die verzweifelt fragende Wirrnis meines Herzens finden sollte, las ich in solchen Stunden wieder und wieder in Rilkes frühen Briefen. Er sprach darin, wie sehr er das ‚Einsehn‘ liebe, wie sehr er es liebe, den Dingen ‚auf die Spur‘ zu kommen, sie zu ergründen: , ... zum Beispiel einen Hund einsehn, sich einlassen in den Hund ... wenn ich Dir sage, wo mein Weltgefühl war, meine irdische Seligkeit, so muß ich Dir’s gestehen: sie war immer wieder in den raschen tiefen zeitlosen Augenblicken dieses göttlichen Einsehns ... siehst Du, und liebte man, so war dies das erste, was fortfiel – da kam der Hund: ein unsäglicher Schmerz entstand, man hatte nicht mehr die Freiheit, verschwenderisch in ihn überzugehen. Da war im Hintergrund jemand, der ‚mein‘ zu einem sagte ... und bei dem hätte sich der Hund erst vorstellen müssen und ihn um die Erlaubnis bitten, daß man diesen einen unmerklichen heimlichen Moment in ihn hinein dürfe ... darauf kommt nun kein Hund – und täte er’s, es wäre überhaupt nichts. Denn daß jemand davon wüßte und ihn soundso viele Male (,noch diesmal‘) zugäbe, das würde ja genügen, jenen verzauberten Augenblick für immer unmöglich zu machen.‘

Rainer hatte mich gefragt, ob ich das ganz töricht und kindisch fände. Nein, ich begriff es nur zu gut und begriff, daß er vielleicht nur deshalb von zu Hause fortgegangen war, weil man ‚nicht in den Hund durfte‘ oder daß man, wenn es doch einmal geglückt war, gleich erzählen mußte, wie es in dem Hund war! Aber er konnte sich auch genügend weit in die Mutter hineinhalten und verstehen, daß ihr Leids und Abbruch geschah, für sie

war der Hund nicht viel anständiger als so eine Schenke am Hafen, ‚wie sollte sie’s fassen, daß ihr reinlicher Junge gern darin ist und keine Spur bei ihr‘?

[...] Wie schicksalhaft aber erschien mir, daß die Zurückbleibende so eine Art ‚Matrosenbraut‘ sein müsse und gar keine Vorstellung habe von den Gefahren und Schicksalen, aus denen ihr Geliebter vielleicht eines Tages oder mitten in der Nacht wiederkommt, dunkel, wortscheu, die Sinne bis weit hinein voll fremder Bilder, voll fremden Gefühls, unfähig wochenlang, über alles das sich auszusagen, ja wie erfüllt von einem entfremdeten Blute. Und in seinem Innersten, erfüllt von Zweifeln, mußte Rilke dennoch fragen, ob es denkbar wäre, daß die, die ihn über stillen, gleichmäßigen Geschäften erwartet hat, dem gegenüber nichts merken ließe, keine Furcht, keine Besorgnis, keinen Vorwurf, ja nicht die geringste Träne der Enttäuschung, daß sie einfach da wäre, wie das Haus, hell am Tage und unbeschreiblich stille in der Nacht, wie der Garten, wie das demütige Fenster an der Treppe, ja wie einer der treuen, gewohnten, stillherzigen Gegenstände des Hauses: ‚Daß sie die Liebe wäre, die unendlich unbekümmerte, immer vollzählige (und daher unverlangte Liebe), ja so müßte eine solche Wiederkehr über alle Maßen sein, wie ein seliger Tod, wie Auferstehung. Aber ich [Rilke] sage dir, daß es nicht denkbar ist.‘

Ja, das ist wahr, es ist nicht denkbar, dachte ich [Magda von Hattingberg]“.

Seite 154: „Rilke ist wieder krank. Die schrecklichen Nervenschmerzen überfallen ihn oft halbe Tage. Trotzdem ist er heute ausgegangen.“

Seite 159: „Rilke will nicht mehr nach Duino, er fühlt sich wieder so krank und elend, daß er sich einschließen möchte, ‚Verkriechen wie ein stumpf sterbendes Tier‘. Eine trostlose Verzweiflung ist in ihm, so habe ich [Benvenuta] ihn noch nie gesehen. Er sagt, er sei fertig, es sei aus mit der Arbeit, er würde nie mehr etwas schreiben können, es sei alles verloren; er müsse fliehen aus dem Tag, aus der Welt der wenigen Menschen, die er liebe, um sie zu ‚verschonen‘, um sie vergessen zu machen, wie unwert er sei, wie verloren.“

Schloss Duino, ca. Mai, ab Seite 202: „Er [Rilke] vergrub sich in weltabgewandte, lebensfeindliche Gedanken und Bücher – und in dieser Zeit kam es zwischen uns zum ersten Male zu einer Art Entfremdung [...] Der Anlaß war: Rilke hatte – ich glaube von der Künstlerin [Lotte Pritzel], die sie gemacht hatte – farbige Abbildungen von Puppen bekommen, die er mir zeigte. Sie sahen aus wie Nachbildungen opiumkranker oder irrsinniger Menschen. Ich fand sie schrecklich und war ganz bestürzt, als Rilke sagte, sie seien ‚erschütternd‘ schön. Ich erwiderte: ‚Immer ist es für ein Spielzeug maßgebend, ob Kinder es lieben, vor diesen Gespenstern aber würde jedes gesunde und harmlose kleine Mädchen erschrecken.‘ [...]

Aber Rilke war nun mit einmal von einer wahren Leidenschaft erfaßt, mir seine Meinungen verständlich zu machen, er holte ein Heft aus seinem Schrank herunter, es war eine Nummer der >Weißen Blätter< [März 1914], und begann zu lesen:

Auszug aus >Zu den Wachs-Puppen von Lotte Pritzel< von R. M. Rilke:

„[...] Aber wenn nicht; wenn nichts dalag und uns auf andere Gedanken brachte, wenn jenes beschäftigungslose Geschöpf fortfuhr, sich schwer und dumm zu spreizen, wie eine bäuerische Danaë nichts anderes kennend, als den unaufhörlichen Goldregen unserer Erfindung: ich wollte, ich könnte mich entsinnen, ob wir dann aufbegehrt, auffuhren und dem Ungeheuer zu verstehen gaben, daß unsere Geduld zu Ende wäre? Ob wir dann nicht, zitternd vor Wut, vor ihr standen und wissen wollten, Posten für Posten, wofür sie unsere Wärme eigentlich gebrauchte, was aus diesem ganzen Vermögen geworden sei? – Dann schwieg sie, nicht aus Überlegenheit, schwieg, weil das ihre ständige Ausrede war, weil sie aus einem nichtsnutzigen, völlig unzurechnungsfähigen

Stoffe bestand, – schwieg und kam nicht einmal auf den Gedanken, sich darauf etwas zugute zu tun, ob es ihr gleich zu großer Bedeutung verhelfen mußte in einer Welt, in der das Schicksal, ja Gott selber, vor allem dadurch berühmt geworden sind, daß sie uns anschweigen. Zu einer Zeit, wo noch alle bemüht waren, uns immer rasch und beschwichtigend zu antworten, war sie, die Puppe, die erste, die uns jenes überlebensgroße Schweigen antat, das uns später immer wieder aus dem Raume anhauchte, wenn wir irgendwo an die Grenze unseres Daseins traten. Ihr gegenüber, da sie uns anstarrte, erfuhren wir zuerst (oder irr ich mich?) jenes Hohle im Gefühl, jene Herzpause, in der einer verginge, wenn ihn dann nicht die ganze, sanft weitergehende Natur, wie ein Lebloses, über Abgründe hinüberhübe. Sind wir nicht wunderliche Geschöpfe, daß wir uns gehen und anleiten lassen, unsere erste Neigung dort anzulegen, wo sie aussichtslos bleibt? So daß überall in den Geschmack jener unüberlegtesten Zärtlichkeit die Bitternis sich verteilte, daß sie vergeblich war? Wer weiß, ob nicht mancher später draußen im Leben aus solchen Erinnerungen den Verdacht nimmt, daß er nicht zu lieben sei? Ob nicht in dem und jenem seine Puppe heillos weiterwirkt, so daß er hinter vagen Befriedigungen her ist, einfach aus Widerspruch gegen das Unbefriedigtsein, mit dem sie sein Gemüt verdorben hat? – Ich entsinne mich, auf dem Herrenhaus eines abgelegenen russischen Gutes, in den Händen der Kinder, eine alte ererbte Puppe gesehen zu haben, der die ganze Familie ähnlich sah. – Es könnte ein Dichter unter die Herrschaft einer Marionette geraten, denn die Marionette hat nichts als Phantasie. Die Puppe hat keine und ist genau um so viel weniger als ein Ding, als die Marionette mehr ist. Aber dieses Weniger-sein-als-ein-Ding, in seiner ganzen Unheilbarkeit, enthält das Geheimnis ihres Übergewichts. An die Dinge muß sich das Kind gewöhnen, es muß sie hinnehmen, jedes Ding hat seinen Stolz. Die Dinge dulden die Puppe, keines liebt sie, man könnte meinen, der Tisch wirft sie ab, kaum sieht man fort, liegt sie schon wieder auf dem Fußboden. Anfänger der Welt, die wir waren, konnten wir über nichts überlegen sein, als höchstens über einen solchen halben Gegenstand, der uns hingelegt worden war, wie man den Tieren in den Aquarien einen Scherben hinlegt, damit sie an ihm ein Maß und Kennzeichen ihrer Umwelt fänden. Wir orientierten uns an der Puppe. Sie lag tiefer von Natur, so konnten wir unmerklich gegen sie abfließen, uns in ihr sammeln und, wenn auch ein wenig trübe, die neuen Umgebungen in ihr erkennen. Aber wir begriffen bald, daß wir sie weder zu einem Ding noch zu einem Menschen machen konnten, und in solchen Momenten wurde sie uns zu einem Unbekannten, und alles Vertrauliche, womit wir sie erfüllt und überschüttet hatten, wurde uns unbekannt in ihr.

Daß wir dich aber dann doch nicht zum Götzen machten, du Balg, und nicht in der Furcht zu dir untergingen, das lag daran, will ich dir sagen, daß wir dich gar nicht meinten. Wir meinten etwas ganz anderes, Unsichtbares, das wir über dich und uns, heimlich und ahnungsvoll, hinaushielten, und wofür wir beide gleichsam nur Vorwände waren, eine Seele meinten wir: die Puppenseele. [...]"

Kommentar: Magda von Hattingberg stellt in den wenigen Monaten ihres Zusammenlebens mit Rilke fest, dass er nicht mehr im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte ist. Seine Fieberphantasien sind von Wahnsinnsvorstellungen durchdrungen. Was sie am meisten abstößt, das ist sein Atheismus, den sie jedoch in ihrem Buch nicht offen anzuprangern wagt. Sie nennt nur die ihr bekannten Quellen, aus denen sein Atheismus deutlich erkennbar wird. Sie ist zu der schmerzlichen Erkenntnis gelangt, dass es Autoren gibt, die zwar >Geschichten vom lieben Gott< schreiben, aber selber gar nicht mehr an Gott glauben.

Brief Rilkes an Lou Andreas-Salomé, 4.7.: „trug mir die Hitze [...] die quälendsten Nächte ein und gestern, beim Rückschlag [Umschlag] des Wetters, blieb ich in einem Zustande zurück, für den Erschöpfung lange noch kein Ausdruck ist. Die übertriebene Spannung und Entspannung der Gewebe, die ich so gut an den Schläfen und dem Schlunde kenne, war dermaßen über den ganzen Körper ausgebreitet, daß es war, als versuchte ein in jedem Gliede entstehender Gähnkrampf tausend kleine Munde hervorzubringen, die ihn ausgähnen sollten“.

Paris, Brief an die Mutter, Nr. 880, vom 18.6.: „große körperliche und nervöse Müdigkeit“.

Anfang August begibt sich Rilke zu einer eingehenden Untersuchung nach München zu Dr. von Stauffenberg. Dieser kann einen leichten Lungenschaden feststellen und empfiehlt Rilke eine Kur in Irschenhausen. Hier lernt er die Malerin Loulou Albert-Lasard kennen. Das eheähnliche Verhältnis dauert - mit Unterbrechungen - zwei Jahre.

1915

1916

Brief A. Kippenbergs an Rilke, dass er in den letzten zwei Jahren beinahe 25.000 Mark erhalten habe. Für die damalige Zeit eine bedeutende Summe.

Im Sommer Ende der Beziehung zu Loulou Albert-Lasard.

Ende des Jahres erotisches Verhältnis zu Mia Mattauch, das etwa einen Monat dauert. Im Brief an Lou Andreas-Salomé beschreibt er es: „Wenigstens daß die Unruhe des letzten Monats eine wie von unruhigen Engeln war, durch die Gegenwart eines schönen schönen jungen Mädchens bei mir“.

Kommentar: Beginn einer erotischen Enthemmung.

1917

1918

Brief an die Mutter, Nr. 987, vom 18.6.: „dringende Dinge über dieser Schwere meines gelähmten Schreibvermögens unerledigt bleiben“.

Ende Oktober – Anfang November steht Claire Goll vor Rilkes Münchner Haustür. In ihren Memoiren >Ich verzeihe keinem – Eine literarische Chronique scandaleuse unserer Zeit<, Berlin 1980, gesteht sie freimütig, dass sie sich bewusst an Rilke herangemacht habe, um ihn zu umgarnen. Eine Liebesnacht mit Rilke „verwandelte sich bei ihm in eine Erzählung der Scheherezade. Und um die Illusion zu vollenden, bat er mich, ihm den Tanz der sieben Schleier vorzuführen. Ich tanzte gut, und er verschlang mich mit den Augen“.

Claire Goll wird schwanger von Rilke. In einem Interview aus dem Jahr 1973 bekennt sie, dass sie Rilkes Kind abgetrieben habe: „Das Kind wäre sowieso idiotisch geworden wie seine Tochter, die dauernd Schlagsahne aß.“ Außerdem berichtet sie über Rilke, er sei ein „Salonlöwe“ gewesen und habe „bei literarischen Tees nie das Gefühl gehabt, seine Zeit zu vergeuden“.

Anfang Dezember reist Claire Goll nach Berlin, da die Lage für Linksintellektuelle in München bedrohlich wird. Rilkes Wohnung wird zweimal von der Polizei durchsucht.

An Claire Goll schreibt Rilke am 29.12.: „Und bist Du jetzt bei Deiner unbegreiflich schönen Freundin, schlägst in sie über, voll, wie Du bist, meiner. Mir ist's wie ein heiliger Schrecken, daß ich dabei bin [klares Indiz für eine Schwangerschaft Claires durch Rilke]; sag ihr nur, ich [das Kind ist gemeint] mach mich leicht in Dir, um

nur mit meinem Göttlichsten an sie zu rühren in Deiner Umarmung.“ Die erotischen Anspielungen Rilkes sind, wenn auch verwirrt und in der Pointe missglückt, deutlich erkennbar.

*Wir, in den ringenden Nächten,
wir fallen von Nähe zu Nähe;
und wo die Liebende taut,
sind wir ein stürzender Stein.*

1919

Ende September 1918 war René Rilke eine höchst empfindsame Freundschaft, ich vermute sogar Liebschaft, mit Elya Maria Nevar in den Schoß gefallen. Offensichtlich gelang es ihm, die beiden Geliebten voreinander zu verheimlichen. Mit Elya trifft er sich anfangs nur am Mittwochabend und mit etwas Glück war dies nicht allzuschwer zu bewerkstelligen. Dass die Beziehung zu ihr letztendlich auch eine erotische wurde, dafür spricht ihre Länge von über neun Monaten. Die Indizien scheinen schwach zu sein, aber Elya besaß zu viel Ehrgefühl, für Claire Goll eher ein Fremdwort, um ihr erotisches Verhältnis zu Rilke öffentlich publik zu machen, wie auch Magda von Hattingberg. Beide hatten als Künstlerinnen gute Gründe, über ihre Affaire zu René Rilke Diskretion zu wahren. Die Indizien in Elya Maria Nevars Buch >Freundschaft mit R. M. Rilke< sind folgende:

Brief Elya an René, 17.11.1918: „Mit Dir möchte ich wohl einmal ein ganz heimliches Andachtsstündlein halten in einem traulichen Kirchenwinkel – Ja? Wirst Du nun in die Schweiz gehen? Fortgehen? Es ist schade, daß Du den Abend nicht frei warst.“

Brief Elya an René, 13.12.1918: „Das Band, das Menschen so gern eng umeinander geschlungen wissen, ist mir ein leichter Blumenkranz, der, will man ihn enger ziehen, reißen muß. Kann man ihn zart um sich getragen fühlen, ist keiner Haltender und keiner Gehaltener: ein jeder frei im Nehmen und Geben aus innerm Bedarf.“

Seite 102: „So kam – unheimlich schnell – der letzte Abend [ca Mitte Juni]. Wir hatten, wie auf Verabredung, so tun wollen, als wäre er einer, wie alle die andern schönen in den vergangenen Monaten. Es gelang nicht so ganz – es befiel mich eine solche Traurigkeit, dass Rainer-Maria sich plötzlich während des sehr schweigsamen Abendbrotess zu einem unvollendet gebliebenen Satz von einem doch möglichen Wiederkommen verleiten liess ...“

Seite 103: „Ich hatte es keinen Augenblick erwogen, im Schwarm all seiner Bekannten am Bahnhof mich zum Lebewohl einzufinden. Ich mied es immer, mit vielen andern mich zu ihm zu drängen. Ich konnte nur noch eines für ihn tun: zur Bahnfahrt am frühen Morgen einen Wagen zu besorgen. Das war damals in München keine Leichtigkeit. Doch es gelang mir, und zu einem allerletzten >à Dieu< legte ich rote Rosen für den scheidenden Freund hinein ...“

Folgendes Indiz in Elya Maria Nevars Buch spricht für eine Syphilis-Diagnose:

Januar: „unangenehme körperliche Zustände [Rilkes]: Seine Augen waren von einer fast unnatürlichen Empfindsamkeit. Deshalb begrüßte er jede Wachskerze, die ich für ihn auftreiben konnte, mit einer Art Erleichterung. Oft sassen wir den ganzen Abend bei Kerzenschein und benutzten nur im kleinen Esszimmer nebenan während des Abendessens das elektrische Licht.“

Brief Rilkes an den Maler Reinhold Rudolf Junghans vom 31.7.: „Die Probe auf die hohe Luft [im Engadin] hab ich ausgezeichnet bestanden; die körperlichen

Übelstände, mit denen ich aus Zürich ausgereist war, verschwanden am ersten Tage, ich ging, stieg, schlief mit einer Leichtigkeit, die nichts zu wünschen übrig ließ.“

Kommentar: Auch der Syphilitiker Friedrich Nietzsche liebte das Hochtal des Engadin, da er dort weniger an Kopfschmerzen und Unwohlsein litt als in tieferen Lagen.

Im Brief an Kippenberg schreibt Rilke, dass er mit den Schweizer Freunden eine „Anleihe“ von monatlich 700 bis 900 Schweizer Franken vereinbart habe. Die Rückzahlung stehe ihm vollkommen frei. Er darf sie über Jahre aufschieben.

1920

Am 1.1. begegnet Rilke Angela Guttman, alias Angelina Rohr. Das erotische Verhältnis mit ihr dauert mit Unterbrechungen bis April. Eintrag ins Tagebuch: „Sakrament der Trennung“. Angela erzählt Rilke bei einem Wiedersehen, ihr Verhältnis sei in Locarno bekannt geworden. Es wurde ihr gesagt, dass es auch sonst Rilkes Art sei, sich Menschen [Frauen?] intensiv zuzuwenden, um sie dann später [nachdem er mit ihnen im Bett war?] mit einem Schlag fallenzulassen.

Ende März ist Rilke wieder einige Zeit erkältet und unwohl. Er leidet unter Erschöpfung und Kopfschmerzen bis Mai.

Anfang August fährt er nach Zürich zu einem Zahnarzt. Am 6.8. Reise nach Genf. Hier trifft er wieder Baladine Klossowska (Kosename: Merline). Beginn ihrer Liaison.

Ende November schreibt er die ersten Gedichte >Aus dem Nachlaß des Grafen C. W.< nieder. Im Brief an Frau Wunderly-Volkart vom 30.11. berichtet er: „jetzt erst versteh ich, wie’s sich hervorthun konnte, Tag für Tag: zu eigener Produktion noch nicht eigentlich fähig und aufgelegt, mußte ich mir, scheint, eine Figur [den Graf C. W.] gewissermaßen ‚vorwändig‘ machen, die das, was sich etwa schon, auf dieser höchst unzulänglichen Stufe der Concentration, formen ließ, auf sich nahm“.

Kommentar: Rilke hat eine Spaltung der Persönlichkeit entwickelt. Er schreibt die Gedichte als „Graf C. W.“ da er angeblich zu „eigener Produktion noch nicht eigentlich fähig und aufgelegt“ ist.

1921

Im Brief an Lou Andreas-Salomé vom 29.12 schreibt Rilke: eine „unglaubliche Schwierigkeit der Concentration ist mir aus der Unterbrochenheit der Kriegsjahre zurückgeblieben“.

1922

Anfang Februar Niederschrift des ersten Teils der >Sonette an Orpheus<. Er beschreibt es im Brief vom 7.2. an Gertrud Ouckama Knoop als „unaufhaltsame, mich erschütternde Entstehung“. Rilke nennt es einen „Vor-Sturm zu den [Duineser] Elegien“. Ein vorher nie gekannter Schaffensrausch ergreift ihn.

Danach, so Rilke an Katharina Kippenberg (SW II, S. 243), „brauste der große Sturm der [Duineser] Elegien herein“.

Die neunte Elegie

[...]

*Aber weil Hiersein viel ist, und weil uns scheinbar
alles das Hiesige braucht, dieses Schwindende, das
seltsam uns angeht. Uns, die Schwindendsten. Ein Mal
jedes, nur ein Mal. Ein Mal und nicht mehr. Und wir auch
ein Mal. Nie wieder. Aber dieses*

122

*ein Mal gewesen zu sein, wenn auch nur ein Mal:
irdisch gewesen zu sein, scheint nicht widerrufbar.
Und so drängen wir uns und wollen es leisten,
wollens enthalten in unsern einfachen Händen,
im überfüllteren Blick und im sprachlosen Herzen.
Wollen es werden. – Wem es geben? Am liebsten
alles behalten für immer... Ach, in den andern Bezug,
wehe, was nimmt man hinüber? Nicht das Anschauen, das hier
langsam erlernte, und kein hier Ereignetes. Keins.
Also die Schmerzen. Also vor allem das Schwersein,
also der Liebe lange Erfahrung, – also
lauter Unsägliches. Aber später,
unter den Sternen, was solls: die sind besser unsäglich.
[...]*

Rilke ist außer Stande, für die >Sonetten< und die >Duineser Elegien< Interpretationshilfen zu geben. In >Briefe aus Muzot<, Nr. 63, Seite 195 schreibt er: „Sie sind vielleicht das geheimste, mir selber, in ihrem Aufkommen und sich-mir-Auftragen, rätselhafteste Diktat, das ich je ausgehalten und geleistet habe; der ganze erste Teil [der >Sonetten<] ist, in einem einzigen atemlosen Gehorchen, zwischen dem 2. und 5. Februar 1922 niedergeschrieben, ohne dass ein Wort im Zweifel oder zu ändern war ...“ Brief Nr. 106: „Sie reichen unendlich über mich hinaus.“ [...] Sie [die >Sonetten an Orpheus<] sind, wie das anders nicht sein kann, aus derselben ‚Geburt‘ wie die >Elegien<, und ... plötzlich, ohne meinen Willen ... aufkamen ...“.

Weiteres Indiz für eine Spaltung der Persönlichkeit Rilkes. Er kann es gar nicht glauben, dass er die Gedichte verfasst haben könnte.

Im Brief an Frau Wunderly-Volkart vom 5.7. berichtet Rilke von großer Müdigkeit. „Ich schlafe jetzt hier [in Muzot], bei frühem Schlafengehen, 10 bis 11 Stunden“.

Im Brief vom 20.10. an Frau Wunderly-Volkart schreibt er „Ich kann eben nur noch alleinsein“.

1923

Am 7.1. berichtet Rilke Frau von Thurn und Taxis über Beschwerden des Sympathicus: dieser „ist seit einiger Zeit von einer krankhaften Empfindlichkeit bei mir, jede Erregung oder auch nur momentan starke geistige Anstrengung ruft dort Störungen hervor“.

Brief Rilkes an Lou Andreas-Salomé, 13.1.: „Seltsam abgestumpft bin ich, war es, zu meiner Erstaunung, schon im Sommer, gegen die Landschaft selbst, deren so tief erfahrene Großartigkeit ich mir angestrengt und absichtlich vorhalten muß, um noch an ihr Theil zu haben“.

Am 9.1. schreibt er Frau Wunderly-Volkart: „aber ich muß vorsichtig sein, jede Erregung oder zu heftige Anstrengung erzeugt mir jene fatalen Zustände, um Weihnachten herum lebte ich, mehr als zehn Tage, nur von etwas Hafersuppe, als Strafe für ein zu gewaltiges im-Geiste-gewesen-sein“.

Am 6.2. berichtet er Frau Wunderly-Volkart: „Eines ist erreicht, mein Schlaf, ich schlafe unerhört, wie ein Knabe in der Zeit des Wachstums mit dem ganzen Körper der Länge nach, ich habe eine Million Schlaf-Stellen an mir, die alle ‚arbeiten‘ [...] vielleicht ist jetzt der Aufstieg begonnen, ich hoffe, ach gesund sein, unwillkürlich froh sein im Körper, welches Köstlichste“.

123

Vom 22.8. bis 22.9. ist Rilke zur Kur im Sanatorium Schöneck bei Beckenried am Vierwaldstätter See. Körpergewicht 49 Kilogramm, die Untersuchung ergibt „certaines réalités palpables dans les intestins, ce que je préfère à tous les indices purement nerveux qu'on ne sait jamais atteindre“.

Im Brief an Clara Rilke vom 10.9. berichtet er von „allerhand krampfhaft[e]n Darmbeschwerden“.

1924

Im Brief an Frau Wunderly-Volkart vom 7.7. schreibt Rilke: „Ich glaube ich habe es schwer jetzt allein zu sein [...] Ich weiß mich nicht eines so unmittelbaren Bedürfnisses nach Umgang und Bezug zu erinnern, wie es mich jetzt erfüllt und beinahe mißhandelt“.

Mitte November ist Rilke in Bern und begibt sich in zahnärztliche Behandlung.

Brief an Clara Rilke vom 17.11.: „ja soweit ich denken kann, ist der Rest dieses Sommers und der Herbst eine meiner ärgsten und innerlich schwierigsten Zeiten gewesen.“

Vom 24.11. bis 8.1.1925 befindet sich Rilke zum zweiten Mal im Sanatorium Valmont.

1925

Brief an A. Kippenberg vom 24.8.: „Alles in allem: ich werde dieses Jahr, 1925, zu den schlimmsten rechnen, die ich seit den Heimsuchungen der Kindheit erinnern kann, wie jene hat es mich bis in meine physischen Grundlagen erschüttert und, wer weiß, verändert, und hat mit den Kindheitsnöten irgend eine innerste Unentrinnbarkeit gemein, die dadurch noch fühlbarer wird, daß man das Leben nicht mehr vor sich hat“.

Brief an Werner Reinhart vom 26.10.: „Ich war unfähig zu sprechen“.

Kommentar: Rilke denkt an eine Phobie, höchstwahrscheinlich ist es aber eine neurologische Ausfallerscheinung.

Brief Rilkes an Lou Andreas-Salomé vom 31.10.: „ich lebe seit zwei Jahren mehr und mehr in der Mitte eines Schreckens, dessen greifbarste Ursache (eine an mir selbst ausgeübte Reizung) ich, mit teuflischer Besessenheit immer dann am Meisten steigere, wenn ich eben meine, die Versuchung dazu überwunden zu haben. [angeblich Onanie] Es ist ein entsetzlicher Cirkel, ein Kreis böser Magie, der mich einschließt wie in ein Breugel'sches Höllenbild. Nun haben sich, seit einem Monat, Erscheinungen eingestellt, die geeignet sind, jene gewisse Phobie [Unfähigkeit zu sprechen] in mir zu unterhalten, von der heute so viele Menschen verfolgt sind [...] Untergraben wie meine treue Natur jetzt ist, durch den Dauer und den Wahnsinn der Heimsuchung, genügt diese alles überwiegende Angst, um mich mir nun ständig zu enteignen. Ich weiß nicht, wie ich so weiterleben soll. Es ist zwei Jahre her, daß ich zuerst, gewahrend, wie die widerwärtige Neigung, jene Reizung auszuüben, meinen Willen überlistete und überwuchs, ärztlichen Rath aufsuchen ging im Sanatorium Valmont überhalb Montreux.“ [...] „Nun, da seit Ende September [1925], diese neuen Erscheinungen (Knötchen innen an der Lippe, die H(aemmerli) für Cysten hält, andere Ärzte gaben andere, beruhigende? Auslegungen) zu den anderen [Knötchen?] hinzugekommen sind, sah ich H. einen Augenblick – in Zürich, wo wir uns zufällig gleichzeitig aufhielten – wieder, und wieder war der Abstand zwischen seiner objektiven Feststellung und der subjektiven, kaum mehr wechselnden Grundfarbe meines Zustands enorm.“

Am 27.10. verfasst Rilke sein Testament: „Einige persönliche Bestimmungen für den Fall einer mich mir mehr oder weniger enteignenden Krankheit [...] die am Ende auch den Geist zerstört [...] priesterlichen Beistand von ihm fernzuhalten“.

Kommentar: Rilke fürchtet eine geistige Umnachtung.

Brief Rilkes an Nanny Wunderly-Volkart zur Weiterleitung an Lou Andreas-Salomé, 12.11.: „Die letzten Monate dort [in Paris] war ich [...] ein mir Unbekannter, so unbekannt, daß ich mich manchmal, Momente lang, auf einen *außer mir* verlasse, der ‚Ich‘ sein müßte [...] Ich bin wie eine leere Stelle, ich bin nicht, ich bin nicht einmal identisch mit meiner Noth, die ich nur bis zu einem gewissen Grad legitimieren kann. Da mir das Sprechen wegen der Mundverhältnisse (die Störungen und die gewisse Phobie sind immer die gleichen) mühsam ist, kann ich nichtmal laut Lesen, was mir sonst immer am Meisten zu mir hilft. Wie ich mit der Welt durch Aug und Geruch verkehre, so ist mein Selbstumgang zu einem großen Theil aufs Mich-Hören gestellt“.

Zweite Nachschrift: [8.12.]: „Ich send Dir [Lou] das Alles, denn es gilt Alles noch so wie ichs schrieb, sogar die *Phobie*, nicht nur durch die kleinen Verhärtungen innen an der Lippe, sondern auch sonst durch allerhand Unbehagen im Munde, Schlund und Zunge unterhalten, hat zugenommen“.

Lou Andreas-Salomé an Rilke, 12.12.: „Wenn Du Deine jetzigen Dinge anschaust, die in den Mund, an Zunge und Schlund geratene Bereitwilligkeit, dem Schuldgefühl zu sekundieren – woran mahnt Dich das wohl? Nicht vielleicht an jene Jahre, wo Du ebenfalls mit Knötchen zu tun hattest und mit Sensationen an einem anderen Schlund, operiert worden warst und befürchtetest, es könnten böse Tumoren entstehen? So sprachst Du in Wolfrathshausener Loufried; aber anstatt mit den Jahren gerade erst zu kommen, wie Hämorrhoiden pflegen, ließen die nach, waren vermutlich deshalb bereits neurotisch überbedingt, konnten auf der ‚Rutschbahn hinauf‘ gelangen, von vornherein seelischen Verklemmungen gehorsam“.

Am 20. 12.: Rilke wieder in Val-Mont.

1926

Ende Januar erkrankt Rilke an einer Kehlkopftzündung.

Im Brief an Frau Wunderly-Volkart vom 18.2. berichtet Rilke von einer erneuten Röntgenaufnahme, mit der Dr. Haemmerli zufrieden sei.

Im Brief an Frau Wunderly-Volkart vom 5.4. schreibt Rilke: „ich weiß nicht weiter. Trotz >Recresal< [...] merke ich keine Besserung an den verschiedenen Bruchstellen meiner Schadhaftheit, Mund – Leib - und alles Übrige [...] bereiten mir weiter die gleichen Beschwerneisse, und der Schrecken wohnt gleich um die Ecke“.

Am 1. Juni verlässt Rilke das Sanatorium Val-Mont.

Im Brief vom 27.10. schreibt Rilke an Kippenberg, daß er sich Anfang Oktober mit dem Finger an einer Rosendorne verletzt habe. Am nächsten Tag bekommt er am Finger der anderen Hand eine Nagelinfektion. Beide Hände sind für zehn Tage im Verband, die linke Hand ist für Wochen außer Gebrauch. Kurz darauf holt er sich in Sion eine fiebrige Darminfektion.

Im Brief an Paul Thuns vom 4.11. schreibt Rilke, er sei krank und warte nur darauf, aus seinem kleinen Hotelzimmer nach Val-Mont oder in eine Klinik nach Bern oder Zürich gebracht zu werden.

Am 27.11. lässt Rilke wegen unerträglicher Schmerzen einen Arzt rufen.

Am 30.11. fährt Rilke nach Val-Mont. Es wird eine Blutuntersuchung vorgenommen. Dr. Haemmerli schreibt an Frau von Thurn und Taxis (Brief vom 25.2.1927): „une maladie mortelle des globules blancs dans le sang qu'on appelle leucémie et malheureusement de la forme la plus rare et la plus aigue de leucémie de myéloblastes. C'est une affection extrêmement rare qui se localisa chez R[ilke] en une

forme spécialement douloureuse, das les intestins et provoqua ensuite sur peau des pustules noires comme dans les cas de septicémie“.

Brief Rilkes an Lou Andreas-Salomé [Sanatorium Valmont] 13.12.: „das siehst Du also wars, worauf ich seit drei Jahren durch meine wachsame Natur vorbereitet und vorgewarnt war: nun hat sie's [meine Natur] schwer, schwer durchzukommen [...] und ehe der jetzige grenzenlos schmerzhaft Zustand mit allen seinen Complicationen sich ausbildete war sie schon durch eine schleichende intestinal-Grippe [Darm-Grippe] mit mir gegangen“.

Brief Rilkes an Weininger vom 19.12.: „Ich bin sehr krank, mein lieber Weininger, auf eine unendlich miserable und schmerzhaft Art; ein noch wenig bekannter Zellenvorgang im Blut, ruft an meinem Körper überall Blasen und die peinlichsten Wunden hervor, und attackiert auf allen inneren Wegen mit Nase und Mund angefangen die Schleimhäute“.

Rilke stirbt am 29.12.1926 im Sanatorium Val-Mont.

René Maria Rilke stirbt zwar unbezweifelbar an akuter Leukämie, diese ist jedoch eine unmittelbare Folgekrankheit seiner Syphilis.

Die Syphilis-Diagnose wird durch das Lehrbuch von Eduard Lang mit Titel >Vorlesungen über Pathologie und Therapie der Syphilis<, 2. Auflage, Wiesbaden 1896, eindeutig und unbezweifelbar bestätigt. Unter der Kapitelüberschrift >Veränderungen des Blutes im Verlaufe der Syphilis< lesen wir ab Seite 401:

„Die lange Dauer des syphilitischen Processes, seine bald schnelle, bald allmähige Ausbreitung über die verschiedensten Theile des Körpers führen sehr oft zu tiefen Störungen im Haushalte des erkrankten Organismus. Anämien sind darum bei Lues [Syphilis] aller Stadien nicht ungewöhnlich.

Seit Vierordt und Welcker die physiologische Menge der rothen Blutkörperchen in einer Volumeneinheit bestimmt haben, hat man versucht, solche Zählungen auch bei pathologischen Zuständen vorzunehmen. Es hat sich nun herausgestellt, dass in allen mit Blutharmuth einhergehenden Krankheiten die Zahl der Blutkugeln sich in Abnahme befindet; auch für die Syphilis ist ein solches Verhältniss mehrfach constatirt worden. Während in der Norm 4 – 5 Millionen Blutkörperchen auf ein Cubik-Mm. kommen, hat man dieselben bei Syphilitischen bis auf die Hälfte und darunter sinken sehen.

Schon zu Beginn der Generalisation des Syphiliscontagiums werden manche Individuen hinfällig, ermüden leicht und fallen durch eine länger andauernde Blässe auf. Es liegt nahe, hier an eine Anämie zu denken, welche zum Theile in der, wenn auch nur mässigen Erkrankung zahlreicher Lymphdrüsen begründet ist. Dieser Zustand von syphilitischer Anämie, welche bereits Ricord im Vereine mit Grassi constatirt hatte, oder, wie man auch sagt, syphilitischer Chlorose bessert sich wohl in den meisten Fällen, doch führen zahlreiche strumöse Lymphadenitiden auch zu Vermehrung der farblosen Blutzellen, zur Leukocytose, zur lymphatischen Anämie. Besteht gleichzeitig auch Milzerkrankung, so wird die Analogie mit Leukämie immer ausgesprochener, oder es bildet sich vollkommene Leukämie aus.

Bereits Fr. Moser ist in die Lage gekommen, eine exquisite Leukämie auf Syphilis zurückführen zu können; im Verlaufe der constitutionellen Erkrankung ist es zu einer Schwellung der Lymphdrüsen fast am ganzen Körper und zu einer (auf Vermehrung der farblosen Blutkörperchen basirten) Vergrösserung der Milz um das Vierfache gekommen. Die Leukocytose, die bei Syphilis öfter beobachtet wird, hatte sich zur wirklichen Leukämie ausgebildet; Mosler findet den Grund dafür darin, „Dass die

Drüsenerkrankung eine so grosse Ausdehnung erlangte, und sich im Verlaufe der Syphilis noch eine Entzündung der Milz hinzugesellte‘.“

Auch die häufigen Geschwüre Rilkes (Loch im Kiefer und Geschwüre an den Beinen) waren eine Folge seiner Syphilis. In den o. g. Buch lesen wir dazu ab Seite 188, Überschrift >Papulöses Syphilid<: „Die hohe Gefahr [der Ansteckung] dieses Syphilisstadiums, das durch die zahllosen, ungewöhnlich lange dauernden pathologischen Producte eine bedeutende Uebertragungs-Wahrscheinlichkeit in sich schliesst, wird für die gesunde Umgebung durch den Umstand nur noch mehr gesteigert, dass die syphilitischen, insbesondere aber die bezüglich der Ansteckungsfähigkeit sich vornehmlich auszeichnenden, nässenden Papeln zu den meist beobachteten Syphilisrecidiven gehören. Im 1. und 2. Jahre des Bestandes der Syphilis sind dieselben sehr gewöhnlich, doch gibt es Fälle, wo Papelrecidiven auch noch viel später zur Beobachtung gelangen.

Die ersten Recidiven des papulösen Syphilids werden mitunter ebenfalls durch ein Eruptionsfieber eingeleitet und erweisen sich auch in Bezug auf Form und Vertheilung einem ersten Ausbruche ziemlich ähnlich; je später jedoch ein Papelrecidiv erfolgt, um so weniger zahlreich sind die Efflorescenzen; und gar nicht so selten ist es, dass das Syphilisrecidiv nur in Form einer einzigen nässenden Papel oder einer einzigen desquamirenden oder hornartig verdickten Stelle an der Hohlhand oder den Fingern auftaucht.“

Die besondere Tragik der Syphilis-Diagnose René Maria Rilkes liegt darin, dass es seit 1911 gute Heilungsaussichten für Syphilitiker gab durch die Entdeckung von Dr. Paul Ehrlichs Medikament Salvarsan. Lesen Sie dazu das Buch von Ernst Bäumlner mit Titel >Amors vergifteter Pfeil – Kulturgeschichte einer verschwiegenen Krankheit<, 2. rev. Auflage, Frankfurt am Main 1997, speziell Kapitel 6: Paul Ehrlichs 606. Versuch. Keiner der vielen Ärzte, die Rilke im Laufe seines Lebens konsultierte, war anscheinend auf den Gedanken gekommen, es könnte sich bei seinem Krankheitsbild um Syphilis handeln. Die teuren Behandlungen in den deutschen und schweizerischen Sanatorien waren m. E. wenig zweckdienlich, zumindest ab dem Jahr 1911.

Eine durchaus denkbare Möglichkeit wäre natürlich auch, dass Rilke über seine Syphilis genau Bescheid wusste und er sich auch heimlich mit Salvarsan behandeln ließ, aber das Medikament bei ihm nicht anschlug. In diesem Fall hätte er zu den 10 Prozent gehört, für die es tatsächlich zu damaliger Zeit (bis 1926) keine Heilung gab.

Und noch etwas muss mit aller Deutlichkeit ausgesprochen werden. Die Syphilis war in den letzten drei Jahren von Rilkes Leben derart zerstörerisch fortgeschritten, dass er kurz vor der völligen geistigen Umnachtung stand: Er schreibt am 12.11.1925, Brief Rilkes an Nanny Wunderly-Volkart zur Weiterleitung an Lou Andreas-Salomé: „Die letzten Monate dort [in Paris] war ich [...] ein mir Unbekannter, so unbekannt, daß ich mich manchmal, Momente lang, auf einen außer mir verlasse, der ‚Ich‘ sein müßte [...] Ich bin wie eine leere Stelle, ich bin nicht, ich bin nicht einmal identisch mit meiner Noth, die ich nur bis zu einem gewissen Grad legitimieren kann. Da mir das Sprechen wegen der Mundverhältnisse (die Störungen und die gewisse Phobie [in Wirklichkeit eine neurologische Ausfallerscheinung, bedingt durch das Zerstörungswerk der Spirochäten in seinem Gehirn] sind immer die gleichen) mühsam ist, kann ich nichtmal laut Lesen, was mir sonst immer am Meisten zu mir hilft. Wie ich mit der Welt durch Aug und

Geruch verkehre, so ist mein Selbstumgang zu einem großen Theil aufs Mich-Hören gestellt“.

Wäre René Rilke nicht 1926 an Leukämie als Folgekrankheit seiner Syphilis gestorben, er hätte möglicherweise nur wenige Monate später in eine psychiatrische Klinik eingeliefert werden müssen. Der Tod hat ihm ein Schicksal wie das von Friedrich Nietzsche und anderen Syphilitikern erspart.

Weitere Indizien lassen sich mühelos in dem Werk von Erich Simenauer mit Titel >Rainer Maria Rilke – Legende und Mythos< finden. Besonders die Kapitel >Eine Krankengeschichte<, >Hinter tausend Stäben keine Welt< und >Spiegelzauber< bieten eine Fülle von Belegen, die eindeutig für eine fortschreitende Präparalyse Rilkes in Folge einer Syphiliserkrankung sprechen.

Indizien in Rilkes Werk

>Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge<⁹⁰

11. September, rue Toullier, Paris.

[...]

Ich war etwas erschöpft nach alledem, man kann wohl sagen angegriffen, und darum war es zuviel für mich, daß auch er noch auf mich warten mußte. Er wartete in der kleinen Crémérie, wo ich zwei Spiegeleier essen wollte; ich war hungrig, ich war den ganzen Tag nicht dazu gekommen zu essen. Aber ich konnte auch jetzt nichts zu mir nehmen; ehe die Eier noch fertig waren, trieb es mich wieder hinaus in die Straßen, die ganz dickflüssig von Menschen mir entgegenrannen. Denn es war Fasching und Abend, und die Leute hatten alle Zeit und trieben umher und rieben sich einer am andern. Und ihre Gesichter waren voll von dem Licht, das aus den Schaubuden kam, und das Lachen quoll aus ihren Munden wie Eiter aus offenen Stellen. Sie lachten immer mehr und drängten sich immer enger zusammen, je ungeduldiger ich versuchte vorwärts zu kommen. Das Tuch eines Frauenzimmers hakte sich irgendwie an mir fest, ich zog sie hinter mir her, und die Leute hielten mich auf und lachten, und ich fühlte, daß ich auch lachen sollte, aber ich konnte es nicht. Jemand warf mir eine Hand Confetti in die Augen, und es brannte wie eine Peitsche. An den Ecken waren die Menschen festgekeilt, einer in den andern geschoben, und es war keine Weiterbewegung in ihnen, nur ein leises, weiches Auf und Ab, als ob sie sich stehend paarten. Aber obwohl sie standen und ich am Rande der Fahrbahn, wo es Risse im Gedränge gab, hinlief wie ein Rasender, war es in Wahrheit doch so, daß sie sich bewegten und ich mich nicht rührte. Denn es veränderte sich nichts; wenn ich aufsah, gewahrte ich immer noch dieselben Häuser auf der einen Seite und auf der anderen die Schaubuden. Vielleicht auch stand alles fest, und es war nur ein Schwindel in mir und ihnen, der alles zu drehen schien. Ich hatte keine Zeit, darüber nachzudenken, ich war schwer von Schweiß, und es kreiste ein betäubender Schmerz in mir, als ob in meinem Blute etwas zu Großes mittrieb, das die Adern ausdehnte, wohin es kam. Und dabei fühlte ich, daß die Luft längst zu Ende war und daß ich nur mehr Ausgeatmetes einzog, das meine Lungen stehen ließen.

Aber nun ist es vorbei; ich habe es überstanden. Ich sitze in meinem Zimmer bei der Lampe; es ist ein wenig kalt, denn ich wage es nicht, den Ofen zu versuchen; was, wenn er rauchte und ich müßte wieder hinaus? Ich sitze und denke: wenn ich nicht arm wäre, würde ich mir ein anderes Zimmer mieten, ein Zimmer mit Möbeln, die nicht so aufgebraucht sind, nicht so voll von früheren Mietern wie diese hier. Zuerst war es mir wirklich schwer, den Kopf in diesen Lehnstuhl zu legen; es ist da nämlich eine gewisse schmierig-graue Mulde in seinem grünen Bezug, in die alle Köpfe zu passen scheinen. Längere Zeit gebrauchte ich die Vorsicht, ein Taschentuch unter meine Haare zu legen, aber jetzt bin ich zu müde dazu; ich habe gefunden, daß es auch so geht und daß die kleine Vertiefung genau für meinen Hinterkopf gemacht ist, wie nach Maß. Aber ich würde mir, wenn ich nicht arm wäre, vor allem einen guten Ofen kaufen, und ich würde das reine, starke Holz heizen, welches aus dem Gebirge kommt, und nicht diese trostlosen têtes-de-moineau, deren Dunst das Atmen so bang macht und den Kopf so wirr. Und dann müßte jemand da sein, der ohne grobes Geräusch aufräumt und der das Feuer besorgt, wie

⁹⁰ Diese Erzählung Rilkes ist m. E. weniger Dichtung als man vermuten könnte, sondern überwiegend reale Schilderung seines Lebens und seiner psychischen Verfassung in Paris im Jahr 1903 und später.

ich es brauche; denn oft, wenn ich eine Viertelstunde vor dem Ofen knien muß und rütteln, die Stirnhaut gespannt von der nahen Glut und mit Hitze in den offenen Augen, gebe ich alles aus, was ich für den Tag an Kraft habe, und wenn ich dann unter die Leute komme, haben sie es natürlich leicht. Ich würde manchmal, wenn großes Gedränge ist, einen Wagen nehmen, vorbeifahren, ich würde täglich in einem Duval essen ... und nicht mehr in die Crémérien kriechen ... Ob er wohl auch in einem Duval gewesen wäre? Nein. Dort hätte er nicht auf mich warten dürfen. Sterbende läßt man nicht hinein. Sterbende? Ich sitze ja jetzt in meiner Stube; ich kann ja versuchen, ruhig über das nachzudenken, was mir begegnet ist. Es ist gut, nichts im Ungewissen zu lassen. Also ich trat ein und sah zuerst nur, daß der Tisch, an dem ich öfters zu sitzen pflegte, von jemandem anderen eingenommen war. Ich grüßte nach dem kleinen Buffet hin, bestellte und setzte mich nebenan. Aber da fühlte ich ihn, obwohl er sich nicht rührte. Gerade seine Regungslosigkeit fühlte ich und begriff sie mit einem Schlage. Die Verbindung zwischen uns war hergestellt, und ich wußte, daß er erstarrt war vor Entsetzen. Ich wußte, daß das Entsetzen ihn gelähmt hatte, Entsetzen über etwas, was in ihm geschah. Vielleicht brach ein Gefäß in ihm, vielleicht trat ein Gift, das er lange gefürchtet hatte, gerade jetzt in seine Herzkammer ein, vielleicht ging ein großes Geschwür auf in seinem Gehirn wie eine Sonne, die ihm die Welt verwandelte. Mit unbeschreiblicher Anstrengung zwang ich mich, nach ihm hinzusehen, denn ich hoffte noch, daß alles Einbildung sei. Aber es geschah, daß ich aufsprang und hinausstürzte; denn ich hatte mich nicht geirrt. Er saß da in einem dicken, schwarzen Wintermantel, und sein graues, gespanntes Gesicht hing tief in ein wollenes Halstuch. Sein Mund war geschlossen, als wäre er mit großer Wucht zugefallen, aber es war nicht möglich zu sagen, ob seine Augen noch schauten: beschlagene, rauchgraue Brillengläser lagen davor und zitterten ein wenig. Seine Nasenflügel waren aufgerissen, und das lange Haar über seinen Schläfen, aus denen alles weggenommen war, welkte wie in zu großer Hitze. Seine Ohren waren lang, gelb, mit großen Schatten hinter sich. Ja, er wußte, daß er sich jetzt von allem entfernte nicht nur von den Menschen. Ein Augenblick noch, und alles wird seinen Sinn verloren haben, und dieser Tisch und die Tasse und der Stuhl, an den er sich klammert, alles Tägliche und Nächste wird unverständlich geworden sein, fremd und schwer. So saß er da und wartete, bis es geschehen sein würde. Und wehrte sich nicht mehr.

Und ich wehre mich noch. Ich wehre mich, obwohl ich weiß, daß mir das Herz schon heraus hängt und daß ich doch nicht mehr leben kann, auch wenn meine Quäler jetzt von mir abließen. Ich sage mir: es ist nichts geschehen, und doch habe ich jenen Mann nur begreifen können, weil auch in mir etwas vor sich geht, das anfängt, mich von allem zu entfernen und abzutrennen. Wie graute mir immer, wenn ich von einem Sterbenden sagen hörte: er konnte schon niemanden mehr erkennen. Dann stellte ich mir ein einsames Gesicht vor, das sich aufhob aus Kissen und suchte, nach etwas Bekanntem suchte, nach etwas schon einmal Gesehenem suchte, aber es war nichts da. Wenn meine Furcht nicht so groß wäre, so würde ich mich damit trösten, daß es nicht unmöglich ist, alles anders zu sehen und doch zu leben. Aber ich fürchte mich, ich fürchte mich namenlos vor dieser Veränderung. Ich bin ja noch gar nicht in dieser Welt eingewöhnt gewesen, die mir gut scheint.

Was soll ich in einer anderen? Ich würde so gerne unter den Bedeutungen bleiben, die mir lieb geworden sind, und wenn schon etwas sich verändern muß, so möchte ich doch wenigstens unter den Hunden leben dürfen, die eine verwandte Welt haben und dieselben Dinge.

Noch eine Weile kann ich das alles aufschreiben und sagen. Aber es wird ein Tag kommen, da meine Hand weit von mir sein wird, und wenn ich sie schreiben heißen

werde, wird sie Worte schreiben, die ich nicht meine. Die Zeit der anderen Auslegung wird anbrechen, und es wird kein Wort auf dem anderen bleiben, und jeder Sinn wird wie Wolken sich auflösen und wie Wasser niedergehen. Bei aller Furcht bin ich schließlich doch wie einer, der vor etwas Großem steht, und ich erinnere mich, daß es früher oft ähnlich in mir war, eh ich zu schreiben begann. Aber diesmal werde ich geschrieben werden. Ich bin der Eindruck, der sich verwandeln wird. Oh, es fehlt nur ein kleines, und ich könnte das alles begreifen und gutheißen. Nur ein Schritt, und mein tiefes Elend würde Seligkeit sein. Aber ich kann diesen Schritt nicht tun, ich bin gefallen und kann mich nicht mehr aufheben, weil ich zerbrochen bin. Ich habe ja immer noch geglaubt, es könnte eine Hülfe kommen. Da liegt es vor mir in meiner eigenen Schrift, was ich gebetet habe, Abend für Abend. Ich habe es mir aus den Büchern, in denen ich es fand, abgeschrieben, damit es mir ganz nahe wäre und aus meiner Hand entsprungen wie Eigenes. Und ich will es jetzt noch einmal schreiben, hier vor meinem Tisch kniend will ich es schreiben; denn so habe ich es länger, als wenn ich es lese, und jedes Wort dauert an und hat Zeit zu verhallen.

»Mécontent de tous et mécontent de moi, je voudrais bien me racheter et m'enorgueillir un peu dans le silence et la solitude de la nuit. Âmes de ceux que j'ai aimés, âmes de ceux que j'ai chantés, fortifiez-moi, soutenez-moi, éloignez de moi le mensonge et les vapeurs corruptrices du monde; et vous, Seigneur mon Dieu! accordez-moi la grâce de produire quelques beaux vers qui me prouvent à moi-même que je ne suis pas le dernier des hommes, que je ne suis pas inférieur à ceux que je méprise.«

»Die Kinder loser und verachteter Leute, die die Geringsten im Lande waren. Nun bin ich ihr Saitenspiel worden und muß ihr Märlein sein. ... sie haben über mich einen Weg gemacht es war ihnen so leicht, mich zu beschädigen, daß sie keiner Hülfe dazu durften. ... nun aber geußet sich aus meine Seele über mich, und mich hat ergriffen die elende Zeit. Des Nachts wird mein Gebein durchbohret allenthalben; und die mich jagen, legen sich nicht schlafen. Durch die Menge der Kraft werde ich anders und anders gekleidet; und man gürtet mich damit wie mit dem Loch meines Rocks ... Meine Eingeweide sieden und hören nicht auf; mich hat überfallen die elende Zeit ... Meine Harfe ist eine Klage worden, und meine Pfeife ein Weinen.«

Der Arzt hat mich nicht verstanden. Nichts. Es war ja auch schwer zu erzählen. Man wollte einen Versuch machen mit dem Elektrisieren. Gut. Ich bekam einen Zettel: ich sollte um ein Uhr in der Salpêtrièrè sein. Ich war dort. Ich mußte lange an verschiedenen Baracken vorüber, durch mehrere Höfe gehen, in denen da und dort Leute mit weißen Hauben wie Sträflinge unter den leeren Bäumen standen. Endlich kam ich in einen langen, dunklen, gangartigen Raum, der auf der einen Seite vier Fenster aus mattem, grünlichem Glase hatte, eines vom anderen durch eine breite, schwarze Zwischenwand getrennt. Davor lief eine Holzbank hin, an allem vorbei, und auf dieser Bank saßen sie, die mich kannten, und warteten. Ja, sie waren alle da. Als ich mich an die Dämmerung des Raumes gewöhnt hatte, merkte ich, daß unter denen, welche Schulter an Schulter in endloser Reihe dasaßen, auch einige andere Leute sein konnten, kleine Leute, Handwerker, Bedienerinnen und Lastkutscher. Unten an der Schmalseite des Ganges auf besonderen Stühlen hatten sich zwei dicke Frauen ausgebreitet, die sich unterhielten, vermutlich Concièrgen. Ich sah nach der Uhr; es war fünf Minuten vor Eins. Nun in fünf, sagen wir in zehn Minuten, mußte ich drankommen; es war also nicht so schlimm. Die Luft war schlecht, schwer, voll Kleider und Atem. An einer gewissen Stelle schlug die starke, steigende Kühle von Äther aus einer Türspalte. Ich begann auf und ab zu gehen.

Es kam mir in den Sinn, daß man mich hierher gewiesen hatte, unter diese Leute, in diese überfüllte, allgemeine Sprechstunde. Es war sozusagen die erste öffentliche Bestätigung, daß ich zu den Fortgeworfenen gehörte; hatte der Arzt es mir angesehen? Aber ich hatte meinen Besuch in einem leidlich guten Anzuge gemacht, ich hatte meine Karte hineingeschickt. Trotzdem, er mußte es irgendwie erfahren haben, vielleicht hatte ich mich selbst verraten. Nun, da es einmal Tatsache war, fand ich es auch gar nicht so arg; die Leute saßen still und achteten nicht auf mich. Einige hatten Schmerzen und schwenkten ein wenig das eine Bein, um sie leichter auszuhalten. Verschiedene Männer hatten den Kopf in die flachen Hände gelegt, andere schiefen tief mit schweren, verschütteten Gesichtern. Ein dicker Mann mit rotem, angeschwollenem Halse saß vorübergebeugt da, stierte auf den Fußboden und spie von Zeit zu Zeit klatschend auf einen Fleck, der ihm dazu passend schien. Ein Kind schluchzte in einer Ecke; die langen magern Beine hatte es zu sich auf die Bank gezogen, und nun hielt es sie umfaßt und an sich gepreßt, als müßte es von ihnen Abschied nehmen. Eine kleine, blasse Frau, der ein mit runden, schwarzen Blumen geputzter Krepphut schief auf den Haaren saß, hatte die Grimasse eines Lächelns um die dürftigen Lippen, aber ihre wunden Lider gingen beständig über. Nicht weit von ihr hatte man ein Mädchen hingesezt mit rundem glatten Gesicht und herausgedrängten Augen, die ohne Ausdruck waren; sein Mund stand offen, so daß man das weiße, schleimige Zahnfleisch sah mit den alten, verkümmerten Zähnen. Und viele Verbände gab es. Verbände, die den ganzen Kopf Schichte um Schichte umzogen, bis nur noch ein einziges Auge da war, das niemandem mehr gehörte. Verbände, die verbargen, und Verbände, die zeigten, was darunter war. Verbände, die man geöffnet hatte und in denen nun, wie in einem schmutzigen Bett, eine Hand lag, die keine mehr war; und ein eingebundenes Bein, das aus der Reihe herausstand, groß wie ein ganzer Mensch. Ich ging auf und ab und gab mir Mühe, ruhig zu sein. Ich beschäftigte mich viel mit der gegenüberliegenden Wand. Ich bemerkte, daß sie eine Anzahl einflügeliger Türen enthielt und nicht bis an die Decke reichte, so daß dieser Gang von den Räumen, die daneben liegen mußten, nicht ganz abgetrennt war. Ich sah nach der Uhr; ich war eine Stunde auf und ab gegangen. Eine Weile später kamen die Ärzte. Zuerst ein paar junge Leute, die mit gleichgültigen Gesichtern vorbeingingen, schließlich der, bei dem ich gewesen war, in lichten Handschuhen, Chapeau à huit reflets, tadellosem Überzieher. Als er mich sah, hob er ein wenig den Hut und lächelte zerstreut. Ich hatte nun Hoffnung, gleich gerufen zu werden, aber es verging wieder eine Stunde. Ich kann mich nicht erinnern, womit ich sie verbrachte. Sie verging. Ein alter Mann kam in einer fleckigen Schürze, eine Art Wärter, und berührte mich an der Schulter. Ich trat in eines der Nebenzimmer. Der Arzt und die jungen Leute saßen um einen Tisch und sahen mich an, man gab mir einen Stuhl. So. Und nun sollte ich erzählen, wie das eigentlich mit mir wäre. Möglichst kurz, s'il vous plaît. Denn viel Zeit hätten die Herren nicht. Mir war seltsam zumut. Die jungen Leute saßen und sahen mich an mit jener überlegenen, fachlichen Neugier, die sie gelernt hatten. Der Arzt, den ich kannte, strich seinen schwarzen Spitzbart und lächelte zerstreut. Ich dachte, daß ich in Weinen ausbrechen würde, aber ich hörte mich französisch sagen: »Ich hatte bereits die Ehre, Ihnen, mein Herr, alle Auskünfte zu geben, die ich geben kann. Halten Sie es für nötig, daß diese Herren eingeweiht werden, so sind Sie nach unserer Unterredung gewiß imstande, dies mit einigen Worten zu tun, während es mir sehr schwer fällt.« Der Arzt erhob sich mit höflichem Lächeln, trat mit den Assistenten ans Fenster und sagte ein paar Worte, die er mit einer waagerechten, schwankenden Handbewegung begleitete. Nach drei Minuten kam einer von den jungen Leuten, kurzsichtig und fahrig, an den Tisch zurück und sagte, indem er versuchte, mich strenge anzusehen: »Sie schlafen gut, mein Herr?« »Nein,

schlecht.« Worauf er wieder zu der Gruppe zurücksprang. Dort verhandelte man noch eine Weile, dann wandte sich der Arzt an mich und teilte mir mit, daß man mich rufen lassen würde. Ich erinnerte ihn, daß ich auf ein Uhr bestellt worden sei. Er lächelte und machte ein paar schnelle, sprunghafte Bewegungen mit seinen kleinen weißen Händen, die bedeuten wollten, daß er ungemein beschäftigt sei. Ich kehrte also in meinen Gang zurück, in dem die Luft viel lastender geworden war, und fing wieder an, hin und her zu gehen, obwohl ich mich todmüde fühlte. Schließlich machte der feuchte, angehäufte Geruch mich schwindlig; ich blieb an der Eingangstür stehen und öffnete sie ein wenig. Ich sah, daß draußen noch Nachmittag und etwas Sonne war, und das tat mir unsagbar wohl. Aber ich hatte kaum eine Minute so gestanden, da hörte ich, daß man mich rief. Eine Frauenperson, die zwei Schritte entfernt bei einem kleinen Tische saß, zischte mir etwas zu. Wer mich geheißen hätte, die Türe öffnen. Ich sagte, ich könnte die Luft nicht vertragen. Gut, das sei meine Sache, aber die Türe müsse geschlossen bleiben. Ob es denn nicht anginge, ein Fenster aufzumachen. Nein, das sei verboten. Ich beschloß, das Aufundabgehen wieder aufzunehmen, weil es schließlich eine Art Betäubung war und niemanden kränkte. Aber der Frau an dem kleinen Tische mißfiel jetzt auch das. Ob ich denn keinen Platz hätte. Nein, den hätte ich nicht. Das Herumgehen sei aber nicht gestattet; ich müßte mir einen Platz suchen. Es würde schon noch einer da sein. Die Frau hatte recht. Es fand sich wirklich sogleich ein Platz neben dem Mädchen mit den herausdrängenden Augen. Da saß ich nun in dem Gefühle, daß dieser Zustand unbedingt auf etwas Fürchterliches vorbereiten müsse. Links war also das Mädchen mit dem faulenden Zahnfleisch; was rechts von mir war, konnte ich erst nach einer Weile erkennen. Es war eine ungeheuere, unbewegliche Masse, die ein Gesicht hatte und eine große, schwere, reglose Hand. Die Seite des Gesichtes, die ich sah, war leer, ganz ohne Züge und ohne Erinnerungen, und es war unheimlich, daß der Anzug wie der einer Leiche war, die man für den Sarg angekleidet hatte. Die schmale, schwarze Halsbinde war in derselben losen unpersönlichen Weise um den Kragen geschnallt, und dem Rock sah man es an, daß er von anderen über diesen willenlosen Körper gezogen worden war. Die Hand hatte man auf diese Hose gelegt, dorthin wo sie lag, und sogar das Haar war wie von Leichenwäscherinnen gekämmt und war, wie das Haar ausgestopfter Tiere, steif geordnet. Ich betrachtete das alles mit Aufmerksamkeit, und es fiel mir ein, daß dies also der Platz sei, der für mich bestimmt gewesen war, denn ich glaubte nun endlich an diejenige Stelle meines Lebens gekommen zu sein, an der ich bleiben würde. Ja, das Schicksal geht wunderbare Wege.

Plötzlich erhoben sich ganz in der Nähe rasch hintereinander die erschreckten, abwehrenden Schreie eines Kindes, denen ein leises, zugehaltenes Weinen folgte. Während ich mich anstrengte, herauszufinden, wo das könnte gewesen sein, verzitterte wieder ein kleiner, unterdrückter Schrei, und ich hörte Stimmen, die fragten, eine Stimme, die halblaut befahl, und dann schnurrte irgend eine gleichgültige Maschine los und kümmerte sich um nichts. Jetzt erinnerte ich mich jener halben Wand, und es war mir klar, daß das alles von jenseits der Türen kam und daß man dort an der Arbeit war. Wirklich erschien von Zeit zu Zeit der Wärter mit der fleckigen Schürze und winkte. Ich dachte gar nicht mehr daran, daß er mich meinen könnte. Galt es mir? Nein. Zwei Männer waren da mit einem Rollstuhl; sie hoben die Masse hinein, und ich sah jetzt, daß es ein alter, lahmer Mann war, der noch eine andere, kleinere, vom Leben abgenutzte Seite hatte mit einem offenen, trüben, traurigen Auge. Sie fuhren ihn hinein, und neben mir entstand eine Menge Platz. Und ich saß und dachte, was sie wohl dem blöden Mädchen tun wollten und ob es auch schreien würde. Die Maschinen dahinten schnurrten so angenehm fabrikmäßig, es hatte gar nichts Beunruhigendes.

Plötzlich aber war alles still, und in die Stille sagte eine überlegene, selbstgefällige Stimme, die ich zu kennen glaubte:

»Riez!« Pause. »Riez. Mais riez, riez.« Ich lachte schon. Es war unerklärlich, weshalb der Mann da drüben nicht lachen wollte. Eine Maschine ratterte los, verstummte aber sofort wieder, Worte wurden gewechselt, dann erhob sich wieder dieselbe energische Stimme und befahl: »Dites-nous le mot: avant.« Buchstabierend: »a-v-a-n-t«... Stille. »On n'entend rien. Encore une fois:....«

Und da, als es drüben so warm und schwammig lallte: da zum erstenmal seit vielen, vielen Jahren war es wieder da. Das, was mir das erste, tiefe Entsetzen eingejagt hatte, wenn ich als Kind im Fieber lag: das Große. Ja, so hatte ich immer gesagt, wenn sie alle um mein Bett standen und mir den Puls fühlten und mich fragten, was mich erschreckt habe: Das Große. Und wenn sie den Doktor holten und er war da und redete mir zu, so bat ich ihn, er möchte nur machen, daß das Große weginge, alles andere wäre nichts. Aber er war wie die andern. Er konnte es nicht fortnehmen, obwohl ich damals doch klein war und mir leicht zu helfen gewesen wäre. Und jetzt war es wieder da. Es war später einfach ausgeblieben, auch in Fiebernächten war es nicht wiedergekommen, aber jetzt war es da, obwohl ich kein Fieber hatte. Jetzt war es da. Jetzt wuchs es aus mir heraus wie eine Geschwulst, wie ein zweiter Kopf, und war ein Teil von mir, obwohl es doch gar nicht zu mir gehören konnte, weil es so groß war. Es war da, wie ein großes totes Tier, das einmal, als es noch lebte, meine Hand gewesen war oder mein Arm. Und mein Blut ging durch mich und durch es, wie durch einen und denselben Körper. Und mein Herz mußte sich sehr anstrengen, um das Blut in das Große zu treiben: es war fast nicht genug Blut da. Und das Blut trat ungern ein in das Große und kam krank und schlecht zurück. Aber das Große schwoll an und wuchs mir vor das Gesicht wie eine warme bläuliche Beule und wuchs mir vor den Mund, und über meinem letzten Auge war schon der Schatten von seinem Rande.

Ich kann mich nicht erinnern, wie ich durch die vielen Höfe hinausgekommen war. Es war Abend, und ich verirrte mich in der fremden Gegend und ging Boulevards mit endlosen Mauern in einer Richtung hinauf und, wenn dann kein Ende da war, in der entgegengesetzten Richtung zurück bis an irgendeinen Platz. Dort begann ich eine Straße zu gehen, und es kamen andere Straßen, die ich nie gesehen hatte, und wieder andere. Elektrische Bahnen rasten manchmal überhell und mit hartem, klopfendem Geläute heran und vorbei. Aber auf ihren Tafeln standen Namen, die ich nicht kannte. Ich wußte nicht, in welcher Stadt ich war und ob ich hier irgendwo eine Wohnung hatte und was ich tun mußte, um nicht mehr gehen zu müssen.

Und jetzt auch noch diese Krankheit, die mich immer schon so eigentümlich berührt hat. Ich bin sicher, daß man sie unterschätzt. Genau wie man die Bedeutung anderer Krankheiten übertreibt. Diese Krankheit hat keine bestimmten Eigenheiten, sie nimmt die Eigenheiten dessen an, den sie ergreift. Mit einer somnambulen Sicherheit holt sie aus einem jeden seine tiefste Gefahr heraus, die vergangen schien, und stellt sie wieder vor ihn hin, ganz nah, in die nächste Stunde. Männer, die einmal in der Schulzeit das hilflose Laster versucht haben, dessen betrogene Vertraute die armen, harten Knabenhände sind, finden sich wieder darüber, oder es fängt eine Krankheit, die sie als Kinder überwunden haben, wieder in ihnen an; oder eine verlorene Gewohnheit ist wieder da, ein gewisses zögerndes Wenden des Kopfes, das ihnen vor Jahren eigen war. Und mit dem, was kommt, hebt sich ein ganzes Gewirr irrer Erinnerungen, das daranhängt wie nasser Tang an einer versunkenen Sache. Leben, von denen man nie erfahren hätte, tauchen empor und mischen sich unter das, was wirklich gewesen ist, und verdrängen

Vergangenes, das man zu kennen glaubte: denn in dem, was aufsteigt, ist eine ausgeruhte, neue Kraft, das aber, was immer da war, ist müde von zu ofttem Erinnern.

Ich liege in meinem Bett, fünf Treppen hoch, und mein Tag, den nichts unterbricht, ist wie ein Zifferblatt ohne Zeiger. Wie ein Ding, das lange verloren war, eines Morgens auf seiner Stelle liegt, geschont und gut, neuer fast als zur Zeit des Verlustes, ganz als ob es bei irgend jemandem in Pflege gewesen wäre –: so liegt da und da auf meiner Bettdecke Verlorenes aus der Kindheit und ist wie neu. Alle verlorenen Ängste sind wieder da.

Die Angst, daß ein kleiner Wollfaden, der aus dem Saum der Decke heraussteht, hart sei, hart und scharf wie eine stählerne Nadel; die Angst, daß dieser kleine Knopf meines Nachthemdes größer sei als mein Kopf, groß und schwer; die Angst, daß dieses Krümchen Brot, das jetzt von meinem Bette fällt, gläsern und zerschlagen unten ankommen würde, und die drückende Sorge, daß damit eigentlich alles zerbrochen sei, alles für immer; die Angst, daß der Streifen Rand eines aufgerissenen Briefes etwas Verbotenes sei, das niemand sehen dürfe, etwas unbeschreiblich Kostbares, für das keine Stelle in der Stube sicher genug sei; die Angst, daß ich, wenn ich einschlief, das Stück Kohle verschlucken würde, das vor dem Ofen liegt; die Angst, daß irgendeine Zahl in meinem Gehirn zu wachsen beginnt, bis sie nicht mehr Raum hat in mir; die Angst, daß das Granit sei, worauf ich liege, grauer Granit; die Angst, daß ich schreien könnte und daß man vor meiner Türe zusammenlief und sie schließlich aufbräche, die Angst, daß ich mich verraten könnte und alles das sagen, wovor ich mich fürchte, und die Angst, daß ich nichts sagen könnte, weil alles unsagbar ist, – und die anderen Ängste... die Ängste.

Ich habe um meine Kindheit gebeten, und sie ist wiedergekommen, und ich fühle, daß sie immer noch so schwer ist wie damals und daß es nichts genützt hat, älter zu werden.

Gestern war mein Fieber besser, und heute fängt der Tag wie Frühling an, wie Frühling in Bildern. Ich will versuchen, auszugehen in die Bibliothèque Nationale zu meinem Dichter, den ich so lange nicht gelesen habe, und vielleicht kann ich später langsam durch die Gärten gehen. Vielleicht ist Wind über dem großen Teich, der so wirkliches Wasser hat, und es kommen Kinder, die ihre Schiffe mit den roten Segeln hineinlassen und zuschauen.

[...]

Was hätte es für einen Sinn gehabt, noch irgendwohin zu gehen, ich war leer. Wie in leeres Papier trieb ich an den Häusern entlang, den Boulevard wieder hinauf.

Ich versuche es, Dir zu schreiben, obwohl es eigentlich nichts gibt nach einem notwendigen Abschied. Ich versuche es dennoch, ich glaube, ich muß es tun, weil ich die Heilige gesehen habe im Pantheon, die einsame, heilige Frau und das Dach und die Tür und drin die Lampe mit dem bescheidenen Lichtkreis und drüben die schlafende Stadt und den Fluß und die Ferne im Mondschein. Die Heilige wacht über der schlafenden Stadt. Ich habe geweint. Ich habe geweint, weil das alles auf einmal so unerwartet da war. Ich habe davor geweint, ich wußte mir nicht zu helfen.

Ich bin in Paris, die es hören freuen sich, die meisten beneiden mich. Sie haben recht. Es ist eine große Stadt, groß, voll merkwürdiger Versuchungen. Was mich betrifft, ich muß zugeben, daß ich ihnen in gewisser Beziehung erlegen bin. Ich glaube, es läßt sich nicht anders sagen. Ich bin diesen Versuchungen erlegen, und das hat gewisse Veränderungen zur Folge gehabt, wenn nicht in meinem Charakter, so doch in meiner Weltanschauung, jedenfalls in meinem Leben. Eine vollkommen andere Auffassung aller Dinge hat sich unter diesen Einflüssen in mir herausgebildet, es sind gewisse Unterschiede da, die mich von den Menschen mehr als alles Bisherige abtrennen. Eine

veränderte Welt. Ein neues Leben voll neuer Bedeutungen. Ich habe es augenblicklich etwas schwer, weil alles zu neu ist. Ich bin ein Anfänger in meinen eigenen Verhältnissen.

Ob es nicht möglich wäre, einmal das Meer zu sehen?

Ja, aber denke nur, ich bildete mir ein, Du könntest kommen. Hättest Du mir vielleicht sagen können, ob es einen Arzt giebt? Ich habe vergessen, mich danach zu erkundigen. Übrigens brauche ich es jetzt nicht mehr.

Erinnerst Du Dich an Baudelaires unglaubliches Gedicht »Une Charogne«? Es kann sein, daß ich es jetzt verstehe. Abgesehen von der letzten Strophe war er im Recht. Was sollte er tun, da ihm das [die Syphilis-Infektion] widerfuhr? Es war seine Aufgabe, in diesem Schrecklichen, scheinbar nur Widerwärtigen das Seiende zu sehen, das unter allem Seienden gilt. Auswahl und Ablehnung giebt es nicht. Hältst Du es für einen Zufall, daß Flaubert seinen Saint-Julien-l'Hospitalier geschrieben hat? Es kommt mir vor, als wäre das das Entscheidende: ob einer es über sich bringt, sich zu dem Aussätzigen zu legen und ihn zu erwärmen mit der Herzwärme der Liebesnächte, das kann nicht anders als gut ausgehen.

Glaube nur nicht, daß ich hier an Enttäuschungen leide, im Gegenteil. Es wundert mich manchmal, wie bereit ich alles Erwartete aufgabe für das Wirkliche, selbst wenn es arg ist.

Mein Gott, wenn etwas davon sich teilen ließe. Aber *wäre* es dann, *wäre* es dann? Nein, es *ist* nur um den Preis des Alleinseins.

Die Existenz des Entsetzlichen in jedem Bestandteil der Luft. Du atmest es ein mit Durchsichtigem; in dir aber schlägt es sich nieder, wird hart, nimmt spitze, geometrische Formen an zwischen den Organen; denn alles, was sich an Qual und Grauen begeben hat auf den Richtplätzen, in den Folterstuben, den Tollhäusern, den Operationssälen, unter den Brückenbögen im Nachherbst: alles das ist von einer zähen Unvergänglichkeit, alles das besteht auf sich und hängt, eifersüchtig auf alles Seiende, an seiner schrecklichen Wirklichkeit. Die Menschen möchten vieles davon vergessen dürfen; ihr Schlaf feilt sanft über solche Furchen im Gehirn, aber Träume drängen ihn ab und ziehen die Zeichnungen nach. Und sie wachen auf und keuchen und lassen einer Kerze Schein sich auflösen in der Finsternis und trinken, wie gezuckertes Wasser, die halbhelle Beruhigung. Aber, ach, auf welcher Kante hält sich diese Sicherheit. Nur eine geringste Wendung, und schon wieder steht der Blick über Bekanntes und Freundliches hinaus, und der eben noch so tröstliche Kontur wird deutlicher als ein Rand von Grauen. Hüte dich vor dem Licht, das den Raum hohler macht; sieh dich nicht um, ob nicht vielleicht ein Schatten hinter deinem Aufsitzen aufsteht wie dein Herr. Besser vielleicht, du wärest in der Dunkelheit geblieben und dein unabgegrenztes Herz hätte versucht, all des Ununterscheidbaren schweres Herz zu sein. Nun hast du dich zusammengenommen in dich, siehst dich vor dir aufhören in deinen Händen, ziehst von Zeit zu Zeit mit einer ungenauen Bewegung dein Gesicht nach. Und in dir ist beinah kein Raum; und fast stillt es dich, daß in dieser Engheit in dir unmöglich sehr Großes sich aufhalten kann; daß auch das Unerhörte binnen werden muß und sich beschränken den Verhältnissen nach. Aber draußen, draußen ist es ohne Absehen; und wenn es da draußen steigt, so füllt es sich auch in dir, nicht in den Gefäßen, die teilweise in deiner Macht sind, oder im Phlegma deiner gleichmütigeren Organe: im Kapillaren nimmt es zu, röhrig aufwärts gesaugt in die äußersten Verästelungen deines zahlloszweigigen Daseins. Dort hebt es sich, dort übersteigt es dich, kommt höher als dein Atem, auf den du dich hinaufflüchtest wie auf deine letzte Stelle. Ach, und wohin dann, wohin dann? Dein Herz treibt dich aus dir hinaus, dein Herz ist hinter dir her, und du stehst fast schon außer dir und kannst nicht mehr zurück. Wie ein Käfer, auf den man

tritt, so quillst du aus dir hinaus, und dein bißchen obere Härte und Anpassung ist ohne Sinn.

O Nacht ohne Gegenstände. O stumpfes Fenster hinaus, o sorgsam verschlossene Türen; Einrichtungen von alters her, übernommen, beglaubigt, nie ganz verstanden. O Stille im Stiegenhaus, Stille aus den Nebenzimmern, Stille hoch oben an der Decke. O Mutter: o du Einzige, die alle diese Stille verstellt hat, einst in der Kindheit. Die sie auf sich nimmt, sagt: erschrick nicht, ich bin es. Die den Mut hat, ganz in der Nacht diese Stille zu sein für das, was sich fürchtet, was verkommt vor Furcht. Du zündest ein Licht an, und schon das Geräusch bist du. Und du hältst es vor dich und sagst: ich bin es, erschrick nicht. Und du stellst es hin, langsam, und es ist kein Zweifel: du bist es, du bist das Licht um die gewohnten herzlichen Dinge, die ohne Hintersinn da sind, gut, einfältig, eindeutig. Und wenn es unruhigt in der Wand irgendwo, oder einen Schritt macht in den Dielen: so lächelst du nur, lächelst, lächelst durchsichtig auf hellem Grund in das bangsame Gesicht, das an dir forscht, als wärest du eins und unterm Geheimnis mit jedem Halblaut, abgeredet mit ihm und einverstanden. Gleicht eine Macht deiner Macht in der irdischen Herrschaft? Sieh, Könige liegen und starren, und der Geschichtenerzähler kann sie nicht ablenken. An den seligen Brüsten ihrer Liebblingin überkriecht sie das Grauen und macht sie schlottrig und lustlos. Du aber kommst und hältst das Ungeheuere hinter dir und bist ganz und gar vor ihm; nicht wie ein Vorhang, den es da oder da aufschlagen kann. Nein, als hättest du es überholt auf den Ruf hin, der dich bedurfte. Als wärest du weit allem zuvorgekommen, was kommen kann, und hättest im Rücken nur dein Hereilen, deinen ewigen Weg, den Flug deiner Liebe.

[...]

Es ist natürlich Einbildung, wenn ich nun behaupte, ich hätte in jener Zeit schon gefühlt, daß da etwas in mein Leben gekommen sei, geradeaus in meines, womit ich allein würde herumgehen müssen, immer und immer. Ich sehe mich in meinem kleinen Gitterbett liegen und nicht schlafen und irgendwie ungenau voraussehen, daß so das Leben sein würde: voll lauter besonderer Dinge, die nur für *Einen* gemeint sind und die sich nicht sagen lassen. Sicher ist, daß sich nach und nach ein trauriger und schwerer Stolz in mir erhob. Ich stellte mir vor, wie man herumgehen würde, voll von Innerem und schweigsam. Ich empfand eine ungestüme Sympathie für die Erwachsenen; ich bewunderte sie, und ich nahm mir vor, ihnen zu sagen, daß ich sie bewunderte. Ich nahm mir vor, es Mademoiselle zu sagen bei der nächsten Gelegenheit.

Und dann kam eine von diesen Krankheiten, die darauf ausgingen, mir zu beweisen, daß dies nicht das erste eigene Erlebnis war. Das Fieber wühlte in mir und holte von ganz unten Erfahrungen, Bilder, Tatsachen heraus, von denen ich nicht gewußt hatte; ich lag da, überhäuft mit mir, und wartete auf den Augenblick, da mir befohlen würde, dies alles wieder in mich hineinzuschichten, ordentlich, der Reihe nach. Ich begann, aber es wuchs mir unter den Händen, es sträubte sich, es war viel zu viel. Dann packte mich die Wut, und ich warf alles in Haufen in mich hinein und preßte es zusammen; aber ich ging nicht wieder darüber zu. Und da schrie ich, halb offen wie ich war, schrie ich und schrie. Und wenn ich anfang hinaussehen aus mir, so standen sie seit lange um mein Bett und hielten mir die Hände, und eine Kerze war da, und ihre großen Schatten rührten sich hinter ihnen. Und mein Vater befahl mir, zu sagen, was es gäbe. Es war ein freundlicher, gedämpfter Befehl, aber ein Befehl war es immerhin. Und er wurde ungeduldig, wenn ich nicht antwortete.

[...]

Es sei zu meiner Ehre gesagt, daß ich viel geschrieben habe in diesen Tagen; ich habe krampfhaft geschrieben. Allerdings, wenn ich ausgegangen war, so dachte ich nicht

gerne an das Nachhausekommen. Ich machte sogar kleine Umwege und verlor auf diese Art eine halbe Stunde, während welcher ich hätte schreiben können. Ich gebe zu, daß dies eine Schwäche war. War ich aber einmal in meinem Zimmer, so hatte ich mir nichts vorzuwerfen. Ich schrieb, ich hatte *mein* Leben, und das da nebenan war ein ganz anderes Leben, mit dem ich nichts teilte: das Leben eines Studenten der Medizin, der für sein Examen studierte. Ich hatte nichts Ähnliches vor mir, schon das war ein entscheidender Unterschied. Und auch sonst waren unsere Umstände so verschieden wie möglich. Das alles leuchtete mir ein. Bis zu dem Moment, da ich wußte, daß es kommen würde; da vergaß ich, daß es zwischen uns keine Gemeinsamkeit gab. Ich horchte so, daß mein Herz ganz laut wurde. Ich ließ alles und horchte. Und dann kam es: ich habe mich nie geirrt.

Beinah jeder kennt den Lärm, den irgendein blechernes, rundes Ding, nehmen wir an, der Deckel einer Blechbüchse, verursacht, wenn er einem entglitten ist. Gewöhnlich kommt er gar nicht einmal sehr laut unten an, er fällt kurz auf, rollt auf dem Rande weiter und wird eigentlich erst unangenehm, wenn der Schwung zu Ende geht und er nach allen Seiten taumelnd aufschlägt, eh er ins Liegen kommt. Nun also: das ist das Ganze; so ein blecherner Gegenstand fiel nebenan, rollte, blieb liegen, und dazwischen, in gewissen Abständen, stampfte es. Wie alle Geräusche, die sich wiederholt durchsetzen, hatte auch dieses sich innerlich organisiert; es wandelte sich ab, es war niemals genau dasselbe. Aber gerade das sprach für seine Gesetzmäßigkeit. Es konnte heftig sein oder milde oder melancholisch; es konnte gleichsam überstürzt vorübergehen oder unendlich lange hingleiten, eh es zu Ruhe kam. Und das letzte Schwanken war immer überraschend. Dagegen hatte das Aufstampfen, das hinzukam, etwas fast Mechanisches. Aber es teilte den Lärm immer anders ab, das schien seine Aufgabe zu sein. Ich kann diese Einzelheiten jetzt viel besser übersehen; das Zimmer neben mir ist leer. Er ist nach Hause gereist, in die Provinz. Er sollte sich erholen. Ich wohne im obersten Stockwerk. Rechts ist ein anderes Haus, unter mir ist noch niemand eingezogen: ich bin ohne Nachbar.

In dieser Verfassung wundert es mich beinah, daß ich die Sache nicht leichter nahm. Obwohl ich doch jedesmal im voraus gewarnt war durch mein Gefühl. Das wäre auszunutzen gewesen. Erschrick nicht, hätte ich mir sagen müssen, jetzt kommt es; ich wußte ja, daß ich mich niemals täuschte. Aber das lag vielleicht gerade an den Tatsachen, die ich mir hatte sagen lassen; seit ich sie wußte, war ich noch schreckhafter geworden. Es berührte mich fast gespenstisch, daß das, was diesen Lärm auslöste, jene kleine, langsame, lautlose Bewegung war, mit der sein Augenlid sich eigenmächtig über sein rechtes Auge senkte und schloß, während er las. Dies war das Wesentliche an seiner Geschichte, eine Kleinigkeit. Er hatte schon ein paar Mal die Examen vorbeigehen lassen müssen, sein Ehrgeiz war empfindlich geworden, und die Leute daheim drängten wahrscheinlich, sooft sie schrieben. Was blieb also übrig, als sich zusammenzunehmen. Aber da hatte sich, ein paar Monate vor der Entscheidung, diese Schwäche eingestellt; diese kleine, unmögliche Ermüdung, die so lächerlich war, wie wenn ein Fenstervorhang nicht oben bleiben will. Ich bin sicher, daß er wochenlang der Meinung war, man müßte das beherrschen können. Sonst wäre ich nicht auf die Idee verfallen, ihm meinen Willen anzubieten. Eines Tages begriff ich nämlich, daß der seine zu Ende sei. Und seither, wenn ich es kommen fühlte, stand ich da auf meiner Seite der Wand und bat ihn, sich zu bedienen. Und mit der Zeit wurde mir klar, daß er darauf einging. Vielleicht hätte er das nicht tun dürfen, besonders wenn man bedenkt, daß es eigentlich nichts half. Angenommen sogar, daß wir die Sache ein wenig hinhielten, so bleibt es doch fraglich, ob er wirklich imstande war, die Augenblicke, die wir so gewannen, auszunutzen. Und was meine Ausgaben betrifft, so begann ich sie zu fühlen. Ich weiß, ich fragte mich, ob das so weitergehen dürfe, gerade an dem Nachmittag, als jemand in unserer Etage ankam.

Dies ergab bei dem engen Aufgang immer viel Unruhe in dem kleinen Hotel. Eine Weile später schien es mir, als trete man bei meinem Nachbar ein. Unsere Türen waren die letzten im Gang, die seine quer und dicht neben der meinen. Ich wußte indessen, daß er zuweilen Freunde bei sich sah, und, wie gesagt, ich interessierte mich durchaus nicht für seine Verhältnis se. Es ist möglich, daß seine Tür noch mehrmals geöffnet wurde, daß man draußen kam und ging. Dafür war ich wirklich nicht verantwortlich.

[...]

Manchmal früher fragte ich mich, warum Abelone die Kalorien ihres großartigen Gefühls nicht an Gott wandte. Ich weiß, sie sehnte sich, ihrer Liebe alles Transitive zu nehmen, aber konnte ihr wahrhaftiges Herz sich darüber täuschen, daß Gott nur eine Richtung der Liebe ist, kein Liebesgegenstand? Wußte sie nicht, daß keine Gegenliebe von ihm zu fürchten war? Kannte sie nicht die Zurückhaltung dieses überlegenen Geliebten, der die Lust ruhig hinauschiebt, um uns, Langsame, unser ganzes Herz leisten zu lassen? Oder wollte sie Christus vermeiden? Fürchtete sie, halben Wegs von ihm aufgehalten, an ihm zur Geliebten zu werden? Dachte sie deshalb ungern an Julie Reventlow?

[...]

Wird er bleiben und das ungefähre Leben nachlügen, das sie ihm zuschreiben, und ihnen allen mit dem ganzen Gesicht ähnlich werden? Wird er sich teilen zwischen der zarten Wahrhaftigkeit seines Willens und dem plumpen Betrug, der sie ihm selber verdirbt? Wird er es aufgeben, *das* zu werden, was denen aus seiner Familie, die nur noch ein schwaches Herz haben, schaden könnte?

Nein, er wird fortgehen. Zum Beispiel während sie alle beschäftigt sind, ihm den Geburtstagstisch zu bestellen mit den schlecht erratenen Gegenständen, die wieder einmal alles ausgleichen sollen. Fortgehen für immer. Viel später erst wird ihm klar werden, wie sehr er sich damals vornahm, niemals zu lieben, um keinen in die entsetzliche Lage zu bringen, geliebt zu sein. Jahre hernach fällt es ihm ein und, wie andere Vorsätze, so ist auch dieser unmöglich gewesen. Denn er hat geliebt und wieder geliebt in seiner Einsamkeit; jedesmal mit Verschwendung seiner ganzen Natur und unter unsäglicher Angst um die Freiheit des andern. Langsam hat er gelernt, den geliebten Gegenstand mit den Strahlen seines Gefühls zu durchscheinen, statt ihn darin zu verzehren. Und er war verwöhnt von dem Entzücken, durch die immer transparentere Gestalt der Geliebten die Weiten zu erkennen, die sie seinem unendlichen Besitzenwollen auftrat.

Wie konnte er dann nächtelang weinen vor Sehnsucht, selbst so durchleuchtet zu sein. Aber eine Geliebte, die nachgiebt, ist noch lang keine Liebende. O, trostlose Nächte, da er seine flutenden Gaben in Stücken wiederempfang, schwer von Vergänglichkeit. Wie gedachte er dann der Troubadours, die nichts mehr fürchteten als erhört zu sein. Alles erworbene und vermehrte Geld gab er dafür hin, dies nicht noch zu er fahren. Er kränkte sie mit seiner groben Bezahlung, von Tag zu Tag bang, sie könnten versuchen, auf seine Liebe einzugehen. Denn er hatte die Hoffnung nicht mehr, die Liebende zu erleben, die ihn durchbrach.

Selbst in der Zeit, da die Armut ihn täglich mit neuen Härten erschreckte, da sein Kopf das Lieblingsding des Elends war und ganz abgegriffen, da sich überall an seinem Leibe Geschwüre aufschlugen wie Notaugen gegen die Schwärze der Heimsuchung, da ihm graute vor dem Unrat, auf dem man ihn verlassen hatte, weil er seinesgleichen war: selbst da noch, wenn er sich besann, war es sein größestes Entsetzen, erwidert worden zu sein. Was waren alle Finsternisse seither gegen die dichte Traurigkeit jener Umarmungen, in denen sich alles verlor. Wachte man nicht auf mit dem Gefühl, ohne Zukunft zu sein? Ging man nicht sinnlos umher ohne Anrecht auf alle Gefahr? Hatte man nicht hundertmal

versprechen müssen, nicht zu sterben? Vielleicht war es der Eigensinn dieser argen Erinnerung, die sich von Wiederkunft zu Wiederkunft eine Stelle erhalten wollte, was sein Leben unter den Abfällen wahren ließ. Schließlich fand man ihn wieder. Und erst dann, erst in den Hirtenjahren, beruhigte sich seine viele Vergangenheit.

Wer beschreibt, was ihm damals geschah? Welcher Dichter hat die Überredung, seiner damaligen Tage Länge zu vertragen mit der Kürze des Lebens? Welche Kunst ist weit genug, zugleich seine schmale, vermantelte Gestalt hervorzurufen und den ganzen Überraum seiner riesigen Nächte.

Das war die Zeit, die damit begann, daß er sich allgemein und anonym fühlte wie ein zögernd Genesender. Er liebte nicht, es sei denn, daß er es liebte, zu sein. Die niedrige Liebe seiner Schafe lag ihm nicht an; wie Licht, das durch Wolken fällt, zerstreute sie sich um ihn her und schimmerte sanft über den Wiesen. Auf der schuldlosen Spur ihres Hungers schritt er schweigend über die Weiden der Welt. Fremde sahen ihn auf der Akropolis, und vielleicht war er lange einer der Hirten in den Baux und sah die versteinerte Zeit das hohe Geschlecht überstehen, das mit allem Erringen von Sieben und Drei die sechzehn Strahlen seines Sterns nicht zu bezwingen vermochte. Oder soll ich ihn denken zu Orange, an das ländliche Triumphtor geruht? Soll ich ihn sehen im seelengewohnten Schatten der Allyscamps, wie sein Blick zwischen den Gräbern, die offen sind wie die Gräber Auferstandener, eine Libelle verfolgt?

Gleichviel. Ich seh mehr als ihn, ich sehe sein Dasein, das damals die lange Liebe zu Gott begann, die stille, ziellose Arbeit. Denn über ihn, der sich für immer hatte verhalten wollen, kam noch einmal das anwachsende Nichtanderskönnen seines Herzens. Und diesmal hoffte er auf Erhöhung. Sein ganzes, im langen Alleinsein ahnend und unbeirrbar gewordenes Wesen versprach ihm, daß jener, den er jetzt meinte, zu lieben verstünde mit durchdringender, strahlender Liebe. Aber während er sich sehnte, endlich so meisterhaft geliebt zu sein, begriff sein an Fernen gewohntes Gefühl Gottes äußersten Abstand. Nächte kamen, da er meinte, sich auf ihn zuzuwerfen in den Raum; Stunden voller Entdeckung, in denen er sich stark genug fühlte, nach der Erde zu tauchen, um sie hinaufzureißen auf der Sturmflut seines Herzens. Er war wie einer, der eine herrliche Sprache hört und fiebernd sich vornimmt, in ihr zu dichten. Noch stand ihm die Bestürzung bevor, zu erfahren, wie schwer diese Sprache sei; er wollte es nicht glauben zuerst, daß ein langes Leben darüber hingehen könne, die ersten, kurzen Scheinsätze zu bilden, die ohne Sinn sind. Er stürzte sich ins Erlernen wie ein Läufer in die Wette; aber die Dichte dessen, was zu überwinden war, verlangsamte ihn. Es war nichts auszudenken, was demütigender sein konnte als diese Anfängerschaft. Er hatte den Stein der Weisen gefunden, und nun zwang man ihn, das rasch gemachte Gold seines Glücks unaufhörlich zu verwandeln in das klumpige Blei der Geduld. Er, der sich dem Raum angepaßt hatte, zog wie ein Wurm krumme Gänge ohne Ausgang und Richtung. Nun, da er so mühsam und kummervoll lieben lernte, wurde ihm gezeigt, wie nachlässig und gering bisher alle Liebe gewesen war, die er zu leisten vermeinte. Wie aus keiner etwas hatte werden können, weil er nicht begonnen hatte, an ihr Arbeit zu tun und sie zu verwirklichen.

In diesen Jahren gingen in ihm die großen Veränderungen vor. Er vergaß Gott beinah über der harten Arbeit, sich ihm zu nähern, und alles, was er mit der Zeit vielleicht bei ihm zu erreichen hoffte, war »sa patience de supporter une âme«. Die Zufälle des Schicksals, auf die die Menschen halten, waren schon längst von ihm abgefallen, aber nun verlor, selbst was an Lust und Schmerz notwendig war, den gewürzhaften Beigeschmack und wurde rein und nahrhaft für ihn. Aus den Wurzeln seines Seins entwickelte sich die feste, überwinternde Pflanze einer fruchtbaren Freudigkeit. Er ging ganz darin auf, zu bewältigen, was sein Binnenleben ausmachte, er wollte nichts

überspringen, denn er zweifelte nicht, daß in alledem seine Liebe war und zunahm. Ja, seine innere Fassung ging so weit, daß er beschloß, das Wichtigste von dem, was er früher nicht hatte leisten können, was einfach nur durchwartet worden war, nachzuholen. Er dachte vor allem an die Kindheit, sie kam ihm, je ruhiger er sich besann, desto ungetaner vor; alle ihre Erinnerungen hatten das Vage von Ahnungen an sich, und daß sie als vergangen galten, machte sie nahezu zukünftig. Dies alles noch einmal und nun wirklich auf sich zu nehmen, war der Grund, weshalb der Entfremdete heimkehrte. Wir wissen nicht, ob er blieb; wir wissen nur, daß er wiederkam.

Die die Geschichte erzählt haben, versuchen es an dieser Stelle, uns an das Haus zu erinnern, wie es war; denn dort ist nur wenig Zeit vergangen, ein wenig gezählter Zeit, alle im Haus können sagen, wieviel. Die Hunde sind alt geworden, aber sie leben noch. Es wird berichtet, daß einer aufheulte. Eine Unterbrechung geht durch das ganze Tagwerk. Gesichter erscheinen an den Fenstern, gealterte und erwachsene Gesichter von rührender Ähnlichkeit. Und in einem ganz alten schlägt plötzlich blaß das Erkennen durch. Das Erkennen? Wirklich nur das Erkennen? – Das Verzeihen. Das Verzeihen wovon? – Die Liebe. Mein Gott: die Liebe.

Er, der Erkannte, er hatte daran nicht mehr gedacht, beschäftigt wie er war: daß sie noch sein könne. Es ist begreiflich, daß von allem, was nun geschah, nur noch dies überliefert ward: seine Gebärde, die unerhörte Gebärde, die man nie vorher gesehen hatte; die Gebärde des Flehens, mit der er sich an ihre Füße warf, sie beschwörend, daß sie nicht liebten. Erschrocken und schwankend hoben sie ihn zu sich herauf. Sie legten sein Ungestüm nach ihrer Weise aus, indem sie verziehen. Es muß für ihn unbeschreiblich befreiend gewesen sein, daß ihn alle mißverstanden, trotz der verzweifelten Eindeutigkeit seiner Haltung. Wahrscheinlich konnte er bleiben. Denn er erkannte von Tag zu Tag mehr, daß die Liebe ihn nicht betraf, auf die sie so eitel waren und zu der sie einander heimlich ermunterten. Fast mußte er lächeln, wenn sie sich anstrebten, und es wurde klar, wie wenig sie ihn meinen konnten.

Was wußten sie, wer er war. Er war jetzt furchtbar schwer zu lieben, und er fühlte, daß nur Einer dazu imstande sei. Der aber wollte noch nicht.

Ende der Aufzeichnungen

Quellennachweis

Bassermann, Dieter (Red.): >Rainer Maria Rilke et Merline – Correspondance 1920 – 1926, Ed. Max Niehans Zürich 1954;

Bäumler, Ernst: >Amors vergifteter Pfeil – Kulturgeschichte einer verschwiegenen Krankheit<, 2. rev. Auflage, Edition Wötzel Frankfurt am Main 1997;

Bigler, Niklaus / Luck, Rätus: >R.M.R. – Briefe an Nanny Wunderly-Volkart<, 2 Bände, hrsg. im Auftrag der Schweizerischen Landesbibliothek, Insel Verlag Frankfurt am Main 1977;

Bollnow, Otto Friedrich: >Rilke<, Stuttgart 1951; dazugehörig die Rezension in der >Zeitschrift für philosophische Forschung, 7 (1953) p. 386: siehe Wein, Hermann;

Nevar, Elya Maria: >Freundschaft mit Rainer Maria Rilke<, Bern-Bümplitz 1946;

Pfeiffer, Ernst: >Rainer Maria Rilke – Lou Andreas-Salomé – Briefwechsel<, Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 1989;

Rank, Otto: >Der Doppelgänger – eine psychoanalytische Studie<, Wien 1925, Nachdruck 1993;

Scharffenberg, Renate / Stahl, August: >R.M.R. – Sieh dir die Liebenden an – Briefe an Valerie von David-Rhonfeld<, Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 2003;

Sieber-Rilke, Hella: >R.M.R. – Briefe an die Mutter – 1896 bis 1926<, 2 Bände, Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 2009;

Simenauer, Erich: >Rainer Maria Rilke – Legende und Mythos<, Schauinsland Verlag Frankfurt am Main 1953;

Storck, Joachim W.: >René Rilkes „Linzer Episode“ - Neue Dokumente zu einem unerhellten Lebensabschnitt<, in: Blätter der Rilke-Gesellschaft, Heft 7-8 (1980/81);

Tramer, Hans: >Rilkes letzte und wahre Liebe: Baladine Klossowska<, in: Bulletin des Leo-Baeck-Instituts, Band 14/1975, Heft 51, Seiten 80 – 97;

Wein, Hermann: >Philosophische Anthropologie und Rilke< – zu Otto Friedrich Bollnow, >Rilke<, in Zeitschrift für philosophische Forschung, 7 (1953) p. 386;

Weitere Quellen sind im Text oder als Fußnoten genannt.

Lothar Baus

Johann Wolfgang Goethe – Ein „genialer“ Syphilitiker

Das Ende einer langen Kontroverse

III. erweiterte Auflage

Asclepios Edition

ISBN 3-935288-12-3

Inhalt

Vorwort des Herausgebers	Seite 7
Der Verlauf einer Syphilis-Erkrankung	Seite 9
Was wußten die Ärzte zu Goethes Zeit von der Syphilis?	Seite 12
Verlauf von Goethes syphilitischer Erkrankung	Seite 19
Kurzdarstellung von Goethes Erkrankung	Seite 68
Indizien in Goethes Werken	Seite 70
Artikel von Prof. Dr. med. W. A. Freund: >Zu „Don Sassafras“ und „Über das Pathologische bei Goethe“<	Seite 99
Artikel von Hermann Schelenz: >Nochmals Goethe's Krankheit<	Seite 114

Lothar Baus

Wolfgang Goethes und Uranias Sohn - L u d w i g T i e c k

* ca 10. März 1773
[* offiziell am 31. Mai 1773]
+ am 28. April 1853

Das Desaster der Germanistik

IV. erweiterte Auflage

Asclepios Edition

ISBN 3-935288-16-6

Inhalt

Vorwort	Seite	11
Verlauf meiner Goethe-Entdeckungen	Seite	15
Gründe für die Unterdrückung der Wahrheit	Seite	21
I. Kapitel: Ludwig Tiecks Jugendzeit	Seite	27
II. Kapitel: Briefe Goethes an L. Tieck	Seite	41
III. Kapitel: Die Pfingstreise von 1793	Seite	88
IV. Kapitel: Wer ist der Verfasser: Tieck oder Goethe?		
Kapitel IV.1: Indizien im >Peter Lebrecht<	Seite	108
Kapitel IV.2: Interessante Auszüge aus dem >Peter Lebrecht<	Seite	115
Kapitel IV.3: Indizien im >William Lovell<	Seite	124
Kapitel IV.4: Interessante Auszüge aus dem >William Lovell<	Seite	135
Kapitel IV.5: Weitere Indizien	Seite	160
V. Kapitel: Ludwig Tiecks wahres Verhältnis zu Sophie Tieck	Seite	164
VI. Kapitel: Weitere Indizien zu meinen Thesen	Seite	194
VII. Kapitel: Ludwig Tieck im Urteil der Literaturkritik	Seite	204
VIII. Kapitel: Goethesche Idiotismen und Stileigentümlichkeiten	Seite	226
Biographische Daten zu Ludwig Tieck	Seite	257
Abbildungen	Seite	267
Bibliographie	Seite	275

Lothar Baus

Wahrheit in der Dichtung Goethes

Eine psychoanalytische Spurenlese mit
vielen anonymen Werken Goethes

Früherer Titel:

Der Illuminat und Stoiker Goethe

IX. erweiterte Auflage

Asclepios Edition

ISBN 3-925101-99-3

146